

Kurt W. Zimmermanns «No Billag»-Abstimmungsbüchlein

DIE WELTWOCHEN

Nummer 45 – 9. November 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Literatur-Spezial
Mit Leïla Slimani,
Ken Follett, Robert Harris u. a.

Beat Richner

Christoph Mörgeli über den grossen
Schweizer Kinderarzt



UNIVERSITÄT
**Zürcher Historiker
auf Kriegsfuss mit
der Gegenwart**

FC BARCELONA
**Winterthurer Wurzeln
des katalanischen
Widerstands**

WIRTSCHAFT
**Aufstieg und Fall
des Pierin Vincenz**





Der typische Anleger verändert sich.

Bis 2021 wollen wir einer Million Frauen mehr Selbstvertrauen in Finanzfragen geben. Erfahren Sie mehr über unser Engagement: [ubs.com/unique](https://ubs.com/unique#changingfaceofwealth)
#changingfaceofwealth

Eine rasch fortschreitende Erkrankung hat das Erinnerungsvermögen von Beat Richner zerstört. Der berühmte Kinderarzt weiss nichts mehr von seinem Lebenswerk für die Kinder Kambodschas und deren Familien. Richners Verhältnis zu Deza-Beamten und WHO-Funktionären war mehr als distanziert; er nannte sie «Monopolisten des Mitleids». Es bedurfte grosser Anstrengungen der Aussenpolitischen Kommission, um die Bundesbeiträge für Richners Vorzeigekliniken von zwei auf vier Millionen Franken zu verdoppeln. Auch Christoph Mörgeli hat Beat Richner seinerzeit unterstützt und würdigt die einzigartige Leistung dieses freiheitlich denkenden Mediziners. **Seite 18**

Der Urnengang zur «No Billag»-Initiative ist eine historische Abstimmung. Nicht wegen des Themas – wie viel man an SRG-Gebühren bezahlt, ist, nüchtern betrachtet, keine existenzielle Frage für unser Land –, sondern wegen des hohen Diskussionsniveaus. Bereits vier Monate vor dem Abstimmungstermin ist «No-Billag» ein Dauerthema. Das gab es zuletzt bei Abstimmungen zum EWR-Beitritt oder zur Abschaffung der Armee. Unser Medienexperte Kurt W. Zimmermann versucht, die Diskussion zu entdramatisieren. Er liefert die nüchternen Zahlen zu einem Ja und einem Nein beim Urnengang. Sein Fazit: Auch bei einem Ja zur «No Billag»-Initiative wird die SRG nicht untergehen. **Seite 32**

Kulturredaktor Rico Bandle hat als Kind einige Jahre in Madrid gelebt. Für einen Jungen in der spanischen Hauptstadt ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass er Real Madrid unterstützt. Nun aber hat sich Bandle mit Reals Erzrivalen befasst, dem FC Barcelona. Der Klub ist das Symbol des katalanischen Nationalbewusstseins, an den Spielen sind mehr katalanische Unabhängigkeitsfahnen zu sehen als Vereinsflaggen. Das liegt am Schweizer Klubgründer Hans Gamper, der in Barcelona wie ein Heiliger verehrt wird. Er hat Anfang des letzten Jahrhunderts Fussball und Politik zusammengebracht. **Seite 44**

Während die Separatisten in Katalonien die Unabhängigkeit erstreiten wollen, verzichtet die italienische Rechtspartei Lega auf ihre separatistischen Bestrebungen. Parteichef Matteo Salvini reiste letzte Woche quer durch Sizilien und machte Furore bei den Lokalwahlen. Der Sprung nach Süden ist für Salvini nur der Anfang eines grossen Plans. Wie einst Garibaldi will er von Süden her nach Rom marschieren und dort zum Staatschef avancieren. Unser Reporter Nicholas Farrell folgte Salvini auf den Fersen. **Seite 48**

Der St. Moritzer Arno Del Curto ist ein Monument des Schweizer Eishockeys. Seit 21 Jahren steht er an der Bande des HC Davos – länger beim

selben Klub als jeder andere Trainer im europäischen Profisport. Thomas Renggli hat Del Curto besucht und mit Weggefährten gesprochen. Er beschreibt einen aussergewöhnlichen Mann, der in Afrika erste Führungserfahrungen sammelte, im Geschäftsleben Schiffbruch erlitt, seine Sportlerkarriere früh abbrechen musste, aber als Coach neue Massstäbe setzte. **Seite 76**

TRUMPS JAHR



Ein Jahr Präsident Trump: die besten Karikaturen.

Donald Trump ist ein dankbares Objekt für Karikaturisten. Seit seiner Wahl vor einem Jahr haben sie ausgiebig Gebrauch von seiner Physiognomie gemacht. Zum Jahrestag haben wir die zehn besten Karikaturen des US-Präsidenten ausgewählt und über das ganze Heft verstreut.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



60 YEARS OF ADVENTURE AND DISCOVERY

Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Am Bellevue, Zürich



SuperOcean
HERITAGE
SINCE 1957



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

NEW



SUBARU XV 4x4 UND IMPREZA 4x4.

Mit den besten Sicherheitssystemen ihrer Klasse. Zum Beispiel:
84% weniger Auffahrunfälle dank EyeSight¹. Der neue Subaru XV 4x4 und
der neue Impreza 4x4. Am 1. und 2. Dezember an den Black & White Tagen
bei Ihrem Subaru-Vertreter.

1./2. DEZEMBER 2017:
PREMIERE
BLACK & WHITE TAGE
BEI IHREM SUBARU-VERTRETER

Sicherheit ohne Aufpreis.

Symmetrical 4x4
Boxermotor
EyeSight Fahrerassistenz-System
Advanced Safety Package ²
Lineartronic



SUBARU

Confidence in Motion

Rechenbeispiele: Subaru XV 1.6i AWD Advantage, Lineartronic, 5-türig, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂ 145 g/km [32 g/km*], Verbrauch gesamt 6,4 l/100 km, Farbe Pure Red, Cool Grey Khaki oder Sunshine Orange, Listenpreis Fr. 25'825.-, Leasing Fr. 234.45/Monat, Fr. 7.70/Tag. Impreza 1.6i AWD Advantage, Lineartronic, 5-türig, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂ 140 g/km [31 g/km*], Verbrauch gesamt 6,2 l/100 km, Farbe Pure Red, Listenpreis Fr. 24'150.-, Leasing Fr. 219.25/Monat, Fr. 7.20/Tag. Rechenbeispiele bei einer Leasingdauer von 48 Monaten [365 Tage/Jahr] und 10'000 km pro Jahr. Sonderzahlung: 20%. Kautions: 5% vom Finanzierungsbetrag. Bei einem Finanzierungsbetrag von unter Fr. 20'000.- mindestens aber Fr. 1'000.-. Effektiver Jahreszins 1,92%. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Bitte beachten Sie die aktuellen Tagessätze auf multilease.ch. Leasingaktion gültig bis am 31. Dezember 2017. Immatriculationen bis am 28. Februar 2018. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO₂ 134 g/km. *CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung.

subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten. ¹Firmeninterne Untersuchung basierend auf den Daten des japanischen Instituts für Verkehrsunfallforschung und -datenanalyse. ²Modelle Swiss Plus und Luxury.

Moralische Selbstsucht

Bundesrätin Sommaruga will eine Luftbrücke für Flüchtlinge aus Nordafrika einrichten.

Von Roger Köppel

Zuerst traute ich meinen Augen nicht, als mich am Sonntag das Schreiben eines Journalisten erreichte, der mich fragte, was ich von den jüngsten Plänen Bundesrätin Simonetta Sommarugas halte, zukünftig Migranten aus Nordafrika direkt in die Schweiz einzufliegen.

Die Idee einer Luftbrücke für Flüchtlinge hatte ich bisher nur scherzeshalber als wahnwitzige Übertreibung, als eine Art Karikatur der schweizerischen Willkommenspolitik, gelegentlich in vertrauten Runden eingestreut. Dass nun die Realität die Satire auch in der Schweiz einholen würde, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Aber es ist kein Witz, und es ist ein ernstes Thema: Die Justizministerin will tatsächlich Migranten aus Nordafrika mit Flugzeugen direkt in die Schweiz transportieren. Ob sie auch über einen regulären Fährdienst mit Kreuzfahrtschiffen übers Mittelmeer nachdenkt, ist nicht bekannt, kann aber auch nicht mehr verbindlich ausgeschlossen werden.

Natürlich ist jetzt uneingeschränkt die Rede von «echten Flüchtlingen» und den «Schwächsten und Verletzlichsten», die man retten wolle. Selbstverständlich, so Sommaruga, werden die Uno, die EU und die Schweizer Migrationsbehörden wie bisher sicherstellen, dass es auch diesmal keinerlei Missbrauch des Asylrechts geben wird und nur Leute in die Schweiz kommen werden, die es wirklich bitter nötig haben. Und schon gar nicht soll jetzt jemand damit kommen, durch die Gratisflieger würden viele, die gar nicht fliehen wollten, zur Flucht in die Schweiz erst angereizt. Niemand macht sich freiwillig auf den Weg.

Vielleicht gibt es da draussen immer noch Leute, die der Justizministerin solche Sprüche sogar abnehmen. Bei mir hat Sommaruga ihre Glaubwürdigkeit spätestens seit einer Fernsehsendung im Frühsommer 2015 verspielt. Mit der bebenden Stimme einer begabten Charakterdarstellerin erzählte sie einer Westschweizer Journalistin von den armen syrischen Frauen und Kindern an unseren Landesgrenzen, die man doch unmöglich ins Elend zurückstossen dürfe. Die Statistiken ihrer eigenen Ämter belegten derweil zweifelsfrei, dass an den Grenzübergängen gar keine Syrer, sondern fast ausschliesslich junge Männer aus Eritrea Einlass in die Schweiz begehrten.

Was muss man von einer Bundesrätin halten, die in einem der heikelsten und umstrittensten Felder der Politik ihre Zuschauer mit nachweislichen Unwahrheiten, um den Begriff der Lüge zu vermeiden, vorsätzlich in die Irre führt?

Wohlverstanden: Ich will hier nicht den Moralisten markieren. Niemand ist fehlerfrei. Und auch ich weiss, dass es im Leben Situationen gibt, in denen man, um grösseres Unheil zu vermeiden, relative kleinere Sünden nicht nur begehen darf, sondern manchmal sogar



Begabte Charakterdarstellerin.

begehen muss. Ohne Notlügen würde keine Ehe funktionieren, würde sich die Menschheit im permanenten Kriegszustand befinden.

Das hier war aber etwas anderes. Asylpolitik ist besonders. Es geht nicht primär um Sachen oder Geld, es geht um Menschenleben. Es geht um Elend und Not, um Mitleid und Solidarität mit den Ärmsten, es geht um aufwühlende Empfindungen und einige der edelsten Gefühle, zu denen Menschen fähig sind.

Umso weniger halte ich von Politikern, die diese moralischen Empfindungen missbrauchen, ausbeuten, um sich selber zu erhöhen. Wenn einer sogar mit Lügen kommt, um als Wohltäter zu glänzen, können wir sicher sein:



**SCHONENDE
OPERATION BEI
KNIEMARTHROSE**

Öffentlicher Informationsabend
Donnerstag, 16. November 2017, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt.
Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen
finden Sie auf pyramide.ch.

Solche Gutmenschen reden vielleicht vom Guten, aber sie meinen ausschliesslich und immer nur sich selbst. Moralische Egozentrik. Bundesrätin Sommaruga gehört für mich in diese Kategorie. Es geht ihr nicht darum, Gutes zu tun. Es geht ihr darum, möglichst gut zu scheinen.

Moralische Selbstsucht ist eine mächtige Waffe, eine beliebte Droge nicht nur in der Politik, weil so viele darauf hereinfallen. Sie lassen sich freiwillig blenden und berauschen, und sie wollen gerne betrogen sein, denn der Deal geht für beide Seiten auf. Das erhebende Gefühl des Gutseins erhebt alle, die Blender wie die Geblendeten. Wer den faulen Zauber stört, erntet Hass und Verachtung. Die Menschen werden böse, wenn man sie aus ihren Räuschen holt.

Das war der Film, der vor meinem inneren Auge ablief, als ich am Sonntag von Bundesrätin Sommarugas neusten Asyl-Plänen las. Wie lange noch reitet diese Politikerin in eigener Sache auf der internationalen Flüchtlingswelle? Wie lange noch benutzt sie die Schweiz für ihr persönliches Experiment der moralischen Selbstüberhöhung, dessen explodierende Kosten die Steuerzahler und die bereits heute leidenden Gemeinden tragen müssen? Wie viele junge Muslimmänner aus Afrika und dem Nahen Osten darf die Justizministerin eigentlich noch einfliegen, bis ihr die Kollegen im Bundesrat endlich in die Parade fahren?

Vielleicht liegt der Skandal, den zumindest ich empfinde, auch in der Art, wie sich diese Politikerin hier ein Vorrecht herausnimmt, dessen Inanspruchnahme uns Nichtbundesräte und Normalbürger in Konflikt mit dem Rechtsstaat oder ins Gefängnis bringen würde. Wir können nicht einfach ins Ausland fliegen und willkürlich arme, unterernährte Frauen und Kinder mit nach Hause bringen, denen wir aus was für Motiven auch immer helfen wollen. Dabei wäre das noch weitaus weniger stossend als das Treiben der Bundesrätin, weil wir die Kosten unserer Humanität nicht auf alle anderen abwälzen könnten.

Ich kann Bundesrätin Sommarugas Gerede über Solidarität, Mitmenschlichkeit und dergleichen nicht mehr hören, weil das, was sie darunter versteht, für sie gratis, für alle anderen aber sehr teuer ist. Und vor allem, weil die Solidarität, von der sie spricht, eine Schein-Solidarität ist, der die Schweiz und die bereits hier lebenden Menschen egal sind.

Aber etwas Gutes hat das Ganze: Wenn ich die Leserkommentare und Diskussionsforen auf den Websites jener Zeitungen anschau, die über Sommarugas Luftbrücke berichtet haben, dann sind sie übervoll mit kritischen bis regelrecht empörten Reaktionen. Die grosse Mehrheit ist entsetzt.

Das sind keine empathiestörten Dumpfbacken, die sich Luft verschaffen. Es sind besorgte Bürgerinnen und Bürger, die sich nicht mehr länger blenden lassen wollen.



Es lebe die Liebe! Jennifer Lawrence. Seite 22



Held in Barcelona: Hans Gamper. Seite 44



«Unkontrollierbare Einwanderung – das geht für kein Land auf dieser Welt.»

Boris Palmer: Seite 50

- 50 «Jamaika»-Koalition Boris Palmer und das neue Denken bei den Grünen
- 52 Polen Spurensuche im Land, das sich der EU-Migrationspolitik widersetzt
- 53 Trumps Woche #AmericaFirst
- 54 Brief aus Berlin von Thilo Sarrazin
- 55 Verrat an den Kurden Die besten Verbündeten des Westens

Wirtschaft & Wissenschaft

- 41 Beruf: Influencer Der harte Job der Markenbotschafter
- 42 Schweiz–USA Chancen für ausländische Unternehmer
- 43 «Paradise Papers» Die Medien im Dienste unbekannter Krimineller
- 58 Lob der Macht Plädoyer für ein entspannteres Verhältnis zur Macht

Titelgeschichte

- 18 **Beat «Beatocello» Richner** Das einmalige Lebenswerk des Kinderarztes und Musikers

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Quoten sind frauenfeindlich
- 14 **Kopf der Woche** Pierin Vincenz, ehemaliger Raiffeisen-Chef
- 22 **Essay der Woche** Liebe in Zeiten der Hysterie
- 24 **Mörgeli** Gotteskrieger und andere Barträger
- 24 **Bodenmann** Die nächste rechte Hudel-Initiative
- 27 **Medien** Berlusconisierung
- 27 **Die Deutschen** Bescherung

Inland

- 28 **Paarlauf gegen Andersdenkende** Das Weltbild der Professoren Philipp Sarasin und Svenja Goltermann
- 31 **EU–Schweiz** Neue Begierden um Kohäsionszahlungen
- 32 **«No Billag»-Abstimmungsbüchlein** Von Kurt W. Zimmermann

- 34 **Auftritt der Profiteure** Allianz gegen die Volksinitiative «No Billag»
- 35 **Zürich** Die Polizei verschweigt die Nationalität von Verbrechern
- 38 **Kriminelle Ausländer** Staatsanwälte entscheiden in Eigenregie
- 39 **Neutralität** Was die Schweiz als Vermittlerin zu bieten hätte
- 40 **Fantasielöhne für Funktionäre** Rollstuhlfahrer proben den Aufstand

Interviews

- 50 **Boris Palmer** Der grüne Politiker plädiert für Pragmatismus in der Asylpolitik
- 56 **Karl Habsburg-Lothringen** Der Enkel des letzten österreichischen Kaisers über Europa und die Schweiz
- 62 **Peter Haag** Der Schweizer Verleger über Erfolgsautoren, Subventionen und Viktor Giacobbo

Ausland

- 36 **Katalonien: Schweizer Lektionen** Lernen von den Jura-Separatisten
- 44 **Katalonien-Konflikt** Wie der FC Barcelona das katalanische Nationalbewusstsein prägt
- 47 **Amerika** Die Kontrolle geht verloren
- 48 **Erst Sizilien, dann das ganze Land** Lega-Nord-Chef Matteo Salvini will an die Macht



Teilhaben an
grossartigen Aussichten.



100% Swiss
Made Asset
Management

Jetzt einsteigen unter [swisscanto.ch/vorsorge](https://www.swisscanto.ch/vorsorge) oder bei Ihrer Bank

Grossartige Aussichten mit dem richtigen Partner in der privaten Vorsorge:
Dank exakter Datenanalyse und langjähriger Expertise steuern wir mit unseren
erfolgreichen Vorsorgelösungen seit Jahren stabil durch alle Marktturbulenzen.



Swisscanto
Invest

by Zürcher Kantonalbank

Privatpersonen tätigen ihre Säule-3a-Wertschriftenanlage über eine in der Schweiz domizilierte steuerbefreite Vorsorgeeinrichtung. Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für Anlagen sind die Statuten, Reglemente, Anlagerichtlinien und allfälligen Prospekte der Swisscanto Anlagestiftung. Diese können bei der Swisscanto Anlagestiftung, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, oder bei allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz kostenlos bezogen werden.



Tabubruch: Autorin Leïla Slimani. Seite 68

TRUMPS JAHR



«Guten Morgen, Amerika.»

Kultur & Gesellschaft

- 43 **Sexualität**
Hype um Transmenschen
- 60 **Ikone der Woche**
Selena Gomez und Justin Bieber
- 76 **Arno Del Curto** Die Karriere des grossen Eishockey-Trainers

Literatur-Spezial

- 62 **Peter Haag** Kein-&-Aber-Verleger
- 65 **Kurt Guggenheim** «Alles in allem»
- 66 **Ken Follett**
«Das Fundament der Ewigkeit»
- 67 **Mahi Binebine**
«Willkommen im Paradies»
- 68 **Leïla Slimani** «Dann schlaf auch du»
- 69 **Knorrs Krimis**
George Pelecanos; John Grisham
- 70 **Ariel Levy** «Gegen alle Regeln»
- 72 **Robert Harris** «München»

Rubriken

- 13 **Im Auge**
Riccardo Chailly, Dirigent
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf**
Prinz Mansur bin Mukrin
- 72 **Sprache Trügerisch**
- 74 **Die Bibel** Glühender Hass
- 74 **Knorr**
«Blue My Mind»
- 75 **Knorrs Liste**
- 75 **Jazz** Anouar Brahem
- 78 **Thiel** Auf dem Fundbüro
- 78 **Namen**
Puderfarbene Abendroben
- 78 **Fast verliebt** Liebe machen
- 79 **Unten durch** Kopfsalat
- 80 **Wein** Schiefer trinken
- 80 **Zu Tisch**
Kronenhalle, Zürich
- 81 **Auto**
Mini John Cooper Works Clubman
- 82 **Darf man das?** / Leserbriefe



Suchen Sie die eierlegende Wollmilchsau für Ihren Anlass?

Hier ist sie: das Hotel *riverside*!

- 300 gratis Parkplätze
- 96 Hotelzimmer
- 17 Seminarräume
- 10 Bowlingbahnen
- 3 Restaurants
- 1 Automuseum



riverside

Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse
8192 Zweidlen-Glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch



© Esator

Exklusive Kulturreise «Mailänder Scala» Viva l'opera!

«Aida» gilt als eine der bedeutendsten Opern des 19. Jahrhunderts. Auf unserer exklusiven Leserreise vom 2. bis 4. Juni 2018 erleben Sie Verdis Meisterwerk im legendären Teatro alla Scala in Mailand. Sie logieren im 5-Sterne-Traditionshotel «Principe di Savoia» im Stadtzentrum. Opernherz, was willst du mehr?

Was wäre die Oper ohne Giuseppe Verdi? Mit Werken wie «Nabucco», «La Traviata», «Rigoletto» oder «Aida» zählt der Italiener zu den grössten Komponisten überhaupt. Die 3-tägige Reise führt uns nach Mailand, in jene glanzvolle Metropole, in der Verdi lange lebte und auch begraben wurde.

Hier geniessen Sie mit allen Sinnen und auf höchstem Niveau: seien es die kulinarischen Köstlichkeiten der lombardischen Küche, das einmalige Flair rund um den Dom und die Via Monte Napoleone oder – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

Programm (Auszug):

1. Tag: Samstag

- Flug Zürich–Mailand oder eigene Anreise
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»

- Zeit zum Bummeln und Shoppen
- Exklusives Welcome-Dinner

2. Tag: Sonntag

- Spaziergang durch das Kanalviertel Navigli
- Mittagessen in einer lebhaften Trattoria
- Besuch des Doms und des Scala-Museums
- Verdis «Aida» in der Scala (Regie: Franco Zeffirelli)

3. Tag: Montag

- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda», Via Monte Napoleone, Via Manzoni, Via della Spiga und Corso Venezia
- Lunch mit regionalen Spezialitäten
- Rückflug bzw. eigene Rückreise

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub



Platin-Club-Spezialangebot

Platin-Club-Spezialangebot Kulturreise «Mailänder Scala»

Reisetermin:

2. bis 4. Juni 2018

Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 5-Sterne-Hotel «Principe di Savoia»
- 1 Welcome-Dinner, 1 Mittagessen, 1 Lunch
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»
- Rundgang «Navigli»
- Besuch Mailänder Dom und Scala-Museum
- «Aida»-Vorführung (Loge Kategorie 1)
- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda»
- Qualifizierte deutschsprechende Reiseleitung

Preis:

- Mit Abonnement: ab Fr. 1980.– (p. P. im DZ)
- Ohne Abonnement: ab Fr. 2280.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 450.–
- Ermässigung bei eigener Anreise: Fr. 300.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Quoten sind frauenfeindlich

Von Katharina Fontana — Geschlechterquoten liegen im Trend. Doch die Firmen brauchen keine weiteren Regulierungen – und die Frauen keine staatliche Schützenhilfe.



Purer Paternalismus: Markwalder (FDP).

Geht es um Frauenquoten, sieht man wieder einmal, wie dehnbar der Begriff «liberal» geworden ist. Es sind Frauen wie die Bernerin Christa Markwalder, freisinnige Nationalrätin, die sich für eine Frauenquote bei Grossunternehmen und damit für neue wirtschaftliche Regulierungen ins Zeug legen. In der nationalrätlichen Rechtskommission hat Markwalder mit ihrem Antrag einen vorläufigen Sieg errungen: Das Gremium, in dem die Bürgerlichen notabene die Mehrheit stellen, will grossen börsenkotierten Firmen einen «Geschlechter-Richtwert» vorgeben.

Falsches Fanal

So sollen Frauen in Verwaltungsräten mindestens 30 Prozent, in den Geschäftsleitungen mindestens 20 Prozent der Sitze besetzen. Dies will man mit sanftem Druck erreichen: Fehlbare Firmen müssen darlegen, warum sie die Vorgabe nicht erreichen und wie sie Frauen besser fördern wollen. Die neue Regulierung soll zwar «nur» zehn Jahre lang gelten, doch wäre es naiv, dies zu glauben: Die Erfahrung lehrt, dass staatliche Eingriffe, einmal beschlossen, meist nicht mehr wegzubekommen sind.

Das Thema Frauenquote ist mittlerweile zu einem Fanal für die Gleichstellung avanciert, doch zu einem falschen. Letztlich geht es schweizweit um grob geschätzt 2000 Top-

Jobs auf den Chefetagen grosser börsenkotierter Firmen, die für Frauen reserviert sein sollen. Das heisst: Die Quotenforderung ist einzig für eine kleine Wirtschaftselite von Bedeutung und hat mit dem Leben der erwerbstätigen Frauen aus bescheidenen Verhältnissen oder aus dem Mittelstand nichts, rein gar nichts zu tun. Insofern ist doch erstaunlich, wie viel Energie gerade auch linke Parteien auf die Einführung von Frauenquoten verwenden.

Vor allem aber geht es aus liberaler Sicht nicht an, dass sich der Staat in die Personalentscheide privater Unternehmen einmischt. Sicher, Gleichstellungsförderung mag man als guten Zweck ansehen. Doch der guten Zwecke gibt es viele, die Politik könnte mit derselben Berechtigung auch Zielvorgaben für Ältere, Behinderte oder Väter vorschreiben. Das Argument, dass andere europäische Länder bereits Quoten eingeführt haben, macht die Sache ebenfalls nicht besser. Ob die ausländischen Geschlechterquoten mehr als symbolische Wirkung entfalten, ist umstritten. Klar ist hingegen, dass der freiheitliche Arbeitsmarkt für die Schweiz einen Pluspunkt darstellt und die in Europa herrschende Interventionsfreude für unser Land bestimmt kein Vorbild sein kann.

Quoten führen aber gerade auch aus Frauensicht in die Irre. Karrierebewusste Frauen wollen ganz sicher nicht als «Quotilden» gelten, die ihren Kaderposten nur dank politischer Schützenhilfe erhalten haben. Die Ausgangslage für Frauen ist im Übrigen gut: Im Mittelbau von Unternehmen sind heute zahlreiche bestausgebildete Mitarbeiterinnen tätig. Sie werden sich ihren Weg nach oben im Laufe der Jahre erarbeiten – wie man es von ihren männlichen Arbeitskollegen erwartet, von denen nebenbei bemerkt auch viele gerne Chef wären und es doch nie werden.

Letztlich wohnt der Forderung nach einer Frauenquote ein grundsätzlicher Widerspruch inne, wie er für die ganze Gleichstellungsthematik typisch ist. Es geht schon lange nicht mehr darum, Frauen ein selbstbestimmtes, gleichberechtigtes Leben zu ermöglichen. Der Fokus der politischen Debatte liegt heute auf der Frage, wo man Frauen besonders unterstützen soll. Offenkundig wird das weibliche Geschlecht immer noch als zu schwach angesehen, um das Leben ohne die schützende Hand des Staates zu meistern. Das ist purer Paternalismus.

Eine Liebesgeschichte



Riccardo Chailly, Dirigent.

Karrieren verlaufen wie im Fluge oder im Tournee-Flugzeug. Gerade eroberte Riccardo Chailly mit seinem Lucerne Festival Orchestra Japan, Südkorea und China; in diesen Tagen dirigiert der Vielbeschäftigte an der Mailänder Scala, deren Chefdirigent er seit 2015 ist, eine «Messa per Rossini» zum 150. Geburtstag des grossen Komponisten. Chailly gehört zu den bedeutendsten Orchesterleitern der Gegenwart. Aber anders als etwa bei der Jahreskür der Weltfussballer, die nach Augenblickskriterien bewertet werden, sind Dirigenten dem Schattenvergleich mit den grossen Toten bis in alle Ewigkeit ausgeliefert, mit den Tonaufnahmen der unvergänglichen Furtwängler, Toscanini, Carlos Kleiber, Karajan und Abbado, des gottgleich verehrten Chailly-Vorgängers in Luzern. An der Scala hätten die Musiker lieber den Tausendsassa Fabio Luisi vom Zürcher Opernhaus gehabt, der in New York lebt und noch ein Parfümerieunternehmen betreibt. Doch Alexander Pereira, der frühere Zürcher Opernhausdirektor, wollte unbedingt Chailly und lockte ihn aus einem langfristigen Vertrag als Gewandhauskapellmeister in Leipzig heraus. Da sind wir doch sehr nahe am Fussball und dem Basar um die Erfolgstrainer. Und nahe an Mailand, denn Chailly ist *milanese*, sein Vater, der Komponist Luciano Chailly, arbeitete bereits an der Scala, als Junge sog er in der Kulisse die Klangwelt ein, schon mit 21 assistierte er seinem Lehrmeister Abbado.

Nächstes Jahr, am 20. Februar, wird der Maestro Chailly 65, aber schon im Dezember ist ein Jubiläum fällig, das vielleicht nicht gefeiert, aber umso mehr gehört wird. Eine Sternstunde, die 40 Minuten und 19 Sekunden dauert: Sergei Rachmaninows rauschhaft-poetisches 3. Klavierkonzert, das wahrscheinlich schwierigste überhaupt. Eine dramatische Raubtiernummer (auf Youtube-Video) aus dem Jahr 1982, aufgenommen in Berlin, mit der wunderschönen argentinischen Pianistin Martha Argerich und dem hingerissenen Dompteur Riccardo Chailly. Beide in der Blüte ihrer Jugend und Leidenschaft. War es eine Liebesgeschichte? Sie haben das Konzert nie mehr gespielt. *Peter Hartmann*

Die Basis und die Elite

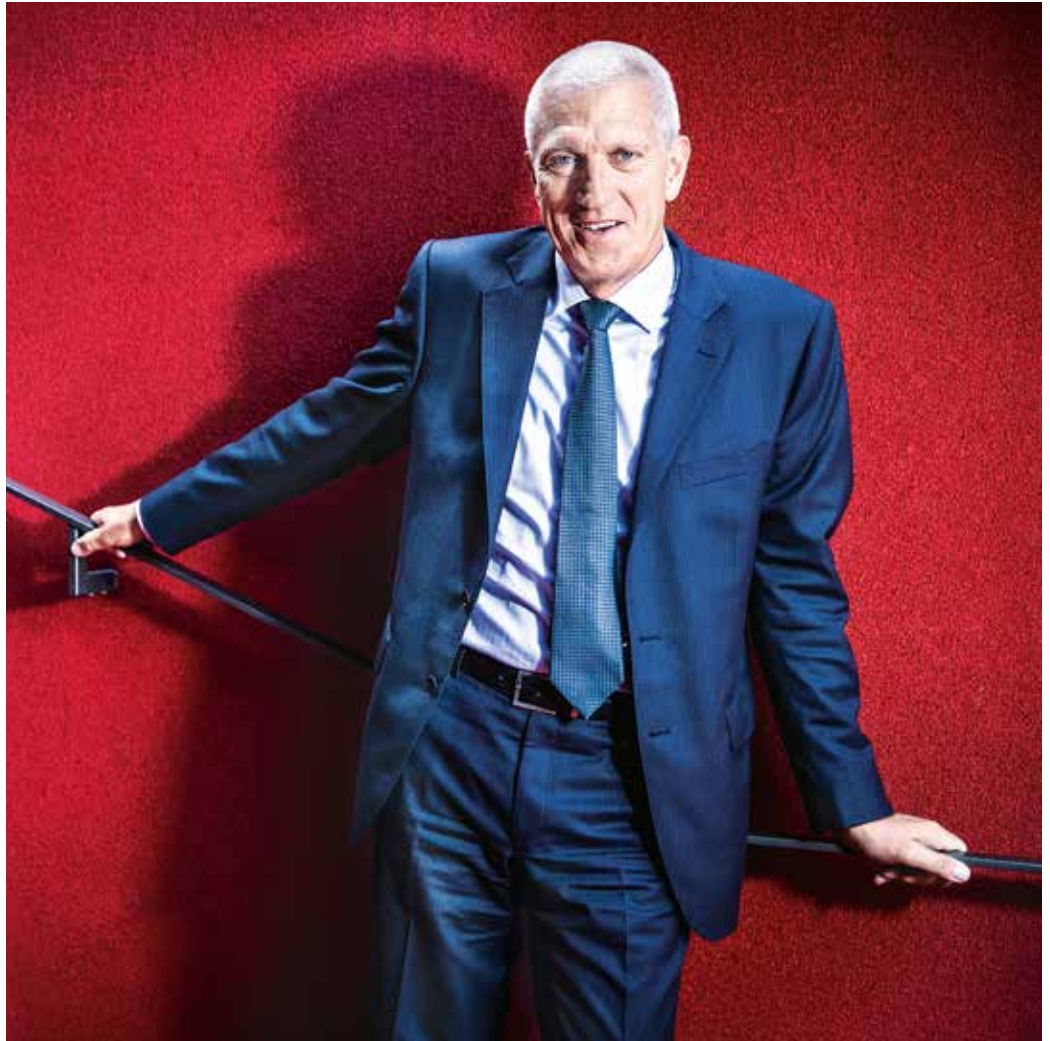
Von Beat Gygi — Die Raiffeisen-Gruppe und ihr früherer langjähriger Chef Pierin Vincenz sind im Fokus der Finanzmarktaufsicht. Die dadurch aufgeworfenen Fragen zeigen, dass die Bank zu einem Zwei-Klassen-System geworden ist.

Der langjährige Raiffeisen-Chef und Banker Pierin Vincenz ist zwei Jahre nach seinem Rücktritt aus der Führung der Bankengruppe in einen Sturm geraten, der mit einer Inspektion der staatlichen Aufseher bei Raiffeisen dieser Tage losgebrochen ist. Vorige Woche wurde bekannt, dass die Finanzmarktaufsicht (Finma) bei der Raiffeisen-Gruppe ein Verfahren eingeleitet habe, bei dem untersucht werde, ob Abläufe, Spielregeln, Geschäftsführung und Transparenz gesetzeskonform seien. Zuerst wurde nur die Bank als Ziel der Finma-Intervention genannt, am vergangenen Sonntag hat Vincenz dann an die Medien die Meldung verschickt, dass das Verfahren auch seine Person betreffe. Die staatlichen Aufseher interessieren sich also nicht nur für die Strukturen und Spielregeln der Gruppe, sie wollen offenbar auch das Verhalten von Vincenz selber genauer anschauen, der dieses Genossenschafts-Unternehmen von 1999 bis Herbst 2015 als operativer Chef geführt hat.

Sehnsucht nach dem Ländlichen

Der Begriff Chef ist mit Blick auf Vincenz in jeder Hinsicht die treffende Wortwahl. Im Laufe seiner Karriere hat er viele Mittel und Wege gefunden, um seine Person zu einem Teil der Marke Raiffeisen zu machen. Er nutzte die Chefposition so wirkungsvoll für publikumsträchtige Auftritte in Zeitungen, Illustrierten und Fernsehen, dass die Öffentlichkeit die Entwicklung der Raiffeisen-Gruppe eng mit seiner Person in Verbindung brachte und immer noch bringt. Er wurde mehr oder weniger zur Verkörperung der ehemaligen «Bauernbank», die sich in rund fünfzehn Jahren grössenmässig etwa verdoppelt hat, sich dabei vom Land her in die Städte vorgearbeitet hat und zur Nummer drei der Schweizer Bankenbranche aufgerückt ist. Etwas salopp gesagt: Raiffeisen ist mit Vincenz von der Basis her in die gehobene Gesellschaft gewachsen – immer mit der Botschaft, dass man im Gegensatz zu Aktiengesellschaften dem Genossenschaftsgedanken nachlebe und auch die ländliche Tradition, Solidarität und Bodenständigkeit bewahre. «Den Stallgeruch werden wir behalten», sagte Vincenz 2011 in einem Interview mit der *Schweizer Illustrierten*. Viele Städter verspürten eine gewisse Sehnsucht nach dem Ländlichen und Bodenständigkeit, das sei die Chance von Raiffeisen.

Er selber hat seine Chancen etwas breiter wahrgenommen. Seine Karriere verlief nicht linear, sondern erinnert ein wenig an die Brü-



Power-Bauer: Pierin Vincenz.

che, wie sie von amerikanischen IT-Wunderkarrieren her bekannt sind. Vincenz ist 1956 im bündnerischen Andiast geboren, sein Vater war Ständerat. Nach einigen Ausbildungsversuchen begann er erst mit 26 Jahren ein Betriebswirtschaftsstudium an der Universität St. Gallen (HSG), es folgte ein Doktorat, dann begann er 1979 bei der Schweizerischen Treuhandgesellschaft, wechselte später zum Schweizerischen Bankverein und dann zur Firma Hunter Douglas. 1996 trat er in die Raiffeisen-Gruppe ein, leitete da die Finanzen und wurde 1999 CEO.

Um beim ländlichen Bild zu bleiben: Vincenz hat mit diesem Posten quasi die Rolle als Intensiv-Landwirt oder Power-Bauer übernommen, der die regionale Herkunft zelebriert, beim Pflügen, Säen, Spritzen und Ernten den andern aber möglichst einen Tag voraus sein will und auch im Ruf steht, moderne

Dünger und Pflanzenschutzmittel anzuwenden. Branchenpolitisch fiel er auf, als er sich bereits 2012, vor den andern, für den automatischen Informationsaustausch aussprach; bei der Neubesetzung des Präsidiums der Bankiervereinigung 2016 setzte sich sein Gegenspieler Herbert Scheidt von Vontobel durch.

«Dritte Kraft»

Für Vincenz waren die sechzehn Raiffeisen-Jahre bis zu seiner Frühpensionierung der Hauptjob seines Lebens, und in dieser Zeit wurde die Raiffeisen-Gruppe mehr oder weniger zu einer zweischichtigen Organisation. Die tragende untere Schicht besteht aus den früher als Selbsthilfeorganisationen zum Sparen, Investieren und Schuldenmachen gegründeten lokalen Genossenschaften. Diese bilden weiterhin die Basis für die heute zur «dritten Kraft» und grössten Retailbank im

Schweizer Markt gewordene Raiffeisen, die laut Firmenangaben 1,9 Millionen Genossenschafter und 3,7 Millionen Kunden hat. Die Gruppe umfasst 255 rechtlich autonome und genossenschaftlich organisierte Raiffeisenbanken mit ziemlich grossen Entscheidungsbefugnissen, vertreten an gut 900 Standorten. Als Klammer um das Ganze wurde die Raiffeisen Schweiz eingerichtet, ebenfalls eine Genossenschaft. Diese Zentrale dient zur Führung der Gruppe in allen Fragen, die nicht in den lokalen Genossenschaften entschieden werden. Als die Schweizerische Nationalbank 2014 Raiffeisen als Finanzgruppe für systemrelevant erklärte und damit jenen grossen Banken zuordnete, die spezielle Massnahmen gegen die *too big to fail*-Gefahr vorkehren müssen, gewann diese obere Ebene stark an Bedeutung.

Vincenz verliert in seiner Zeit der Zentrale auch aus anderer Sicht eine spezielle Bedeutung: Quasi auf der oberen Etage wollte er die Gruppe ergänzen um Geschäfte wie Private Banking, Anlagegeschäft und andere moderne Vehikel wie Derivate-Firmen. Damit sollte die erste Etage von Raiffeisen, in der das Spar-, Kredit- sowie das stark expandierende Hypothekengeschäft angesiedelt sind, ergänzt werden. Und in der genossenschaftlichen Konstruktion genoss er mehr Spielraum für eigene Entscheide als viele seiner Kollegen in börsenkotierten Aktiengesellschaften. Zwar hat auch das Raiffeisen-Management einen Verwaltungsrat über sich, aber dieses Gremium, über ein mehrstufiges delegiertes Verfahren von den lokalen Genossenschaften her gewählt, macht nicht den Eindruck eines bissigen Kontrollleurs. Zudem fehlt ein Aktienkurs, der notfalls als Warnlampe dienen und die Eigentümer alarmieren könnte.

So billigte es der Verwaltungsrat beispielsweise, dass Vincenz' zweite Lebenspartnerin, die er in der Bank kennengelernt hatte, die Rechtsabteilung leitete und gerade zum Zeitpunkt von Vincenz' Ausscheiden aus der Bank

Allein durch seine Anwesenheit, so berichten Finanzleute, füllte er jeweils den Raum.

2015 in die Konzernleitung berufen wurde. Zurzeit nimmt sie eine Auszeit. Vincenz seinerseits hat in Interviews immer wieder betont, welche grosse Entscheidungskraft und Freiheit er als Konzernchef habe. Neben der relativ schwachen Überwachung durch *checks and balances* spielte auch seine Persönlichkeit eine Rolle. Allein durch seine Anwesenheit, so berichten Finanzleute, füllte er jeweils den Raum; etliche bezeichnen ihn als Haudegen und Draufgänger – und im Optimieren der Verhältnisse, nicht zuletzt nach seinen Vorstellungen, wird er als konsequent geschildert.

Während die Leute in der unteren Etage der Raiffeisen-Gruppe im Retail- und Hypothekengeschäft ziemlich selbständig und bei den Hypotheken mit Hochdruck gearbeitet haben, hat sich im oberen Stock das Management seinerseits relativ selbständig auf die Suche nach lukrativen neuen Geschäften gemacht. Die Finma-Untersuchung gilt nun offenbar der Frage, ob es dabei immer korrekt zugeht. Am Montag hat Raiffeisen-CEO Patrik Gisel, Vincenz' Nachfolger und ergeiziger Triathlet, die Gerüchte über die Finma-Untersuchung gegenüber Medien etwas kanalisiert, indem er darauf hinwies, dass die Gesellschaft Investnet, an der Raiffeisen eine Mehrheit hält, im Fokus stehe. Gleichzeitig kündigte Raiffeisen eine Anpassung der Regeln zur Corporate Governance und internen Kontrolle sowie die Ablösung des Finanzchefs auf Anfang 2018 an.

Privatbanken im Gegenwind

Investnet wurde 2009 gegründet, um Direktinvestitionen in KMU und Unternehmen den Zugang zu Kapital zu erleichtern. 2012 beschloss Investnet und Raiffeisen eine Kreuzbeteiligung. Verwaltungsratspräsident von Investnet ist Pierin Vincenz. Daneben gibt es bei Raiffeisen zahlreiche weitere spezialisierte Einheiten und Beteiligungen, die immer wieder umgestaltet wurden und deren Transaktionen die Aufsicht interessieren könnten. Im geschäftlichen Gegenwind steht zurzeit die Privatbank Notenstein La Roche, die 2012 von

Raiffeisen für gut eine halbe Milliarde Franken gekauft wurde, indem die nicht US-betroffenen Teile der vormaligen Bank Wegelin im neuen Gefäss Notenstein zusammengefasst wurden; 2015 erfolgte die Ergänzung um La Roche. In den Schlagzeilen war dieses Jahr der in eine Krise geratene Derivate-Anbieter Leonteq (Raiffeisen-Anteil: 29 Prozent), wo Vincenz kürzlich den Austritt als Verwaltungsratspräsident gab und CEO Jan Schoch abtrat. Beobachter zeigen sich erstaunt darüber, dass Vincenz nach seinem Rücktritt als Raiffeisen-CEO bei einzelnen Beteiligungen im Verwaltungsrat verblieb, zumal er 2015 ja das Verwaltungsratspräsidium bei der Helvetia-Versicherungsgruppe übernommen hat. Aber einiges wird nun offenbar gelockert. Kürzlich hat Raiffeisen ihren vierprozentigen Helvetia-Anteil verkauft, und Beobachter können sich vorstellen, dass die erhöhte Aufmerksamkeit der Aufsicht auch mit der verringerten Präsenz von Vincenz bei Raiffeisen zusammenhängt. ○

TRUMPS JAHR



«Obama zog nie so grosse Massen an!» – «Wir sind Demonstranten!»

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie risikofreudig sind unsere KMU?

ab Montag, 13. November 2017,
täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:

und unter:
www.fokus-kmu.tv

Personenkontrolle

Maurer, Badran, Schawinski, Burkart, Müller, Hurter, Leuenberger, Mader, Strik Johnson, Duncan, bin Salman, Nef, Forstmoser, Hummler

Ueli Maurer, Sparminister, wird seinem Übernamen nicht ganz gerecht. Der Vorsteher des Eidgenössischen Finanzdepartementes (EFD) liess in den letzten Monaten von seiner Finanzverwaltung mit grossem Aufwand eine Liste aller sogenannten Bagatellsubventionen anfertigen. Gemeint sind damit kleine Beiträge des Bundes an Organisationen, Verbände und andere Einrichtungen. Maurers Finanzspezialisten sahen hier ein erhebliches Potenzial für Einsparungen, wie die *Weltwoche* vor einigen Wochen, gestützt auf ein EFD-Papier, berichtete. Aber wie es scheint, hat der Berg eine Maus geboren. Denn als Tischvorlage zur finanzpolitischen Klausur des Bundesrates am Mittwoch servierte Maurer seinen Kollegen keinen Antrag zu umfassenden Kürzungen bei den Bagatellsubventionen. Die Übung gipfelte laut eingeweihten Kreisen in für den Finanzhaushalt unwesentlichen Einsparungen. Der Widerstand in den anderen Departementen sei wohl zu gross gewesen. (*hmo*)

Jacqueline Badran, Frontfrau, fasziniert und irritiert. Die Zürcher SP-Nationalrätin hat es in den Kreis der angesagtesten politischen Medien-Talkerinnen geschafft. In der SRF-«Arena», im «Sonntalk» von Tele Züri oder bei Roger Schawinski gehört sie schon fast zum Inventar. Und kürzlich legte Badran im Leutschenbacher «Medienclub» einen Zwischenstopp ein. Dort behauptete sie, die schleichende Medienkonzentration sei eine Katastrophe, und zwar namentlich für die SP. Ihre Partei komme im Einheitsbrei kaum mehr vor, beklagte ausgerechnet die von Journalisten hofierte Alphatier-Genossin. Daran dachten wir, als wir kürzlich den *Bremgarter Bezirksanzeiger* durchblättern. Dort stach uns die Vorankündigung einer SP-Bezirksversammlung ins Auge. Als Starreferentin wurde in Wort und Bild unübersehbar angekündigt: Jacqueline Badran. (*rz*)

Thierry Burkart, Abstauber, kam im Stil von Deutschlands früherem, legendären Torjäger Gerd Müller zum Erfolg. Der FDP-Nationalrat aus dem Aargau und Vizepräsident des Touring Clubs Schweiz (TCS) verlangte in einer Motion, das Rechtsvorbeifahren auf Autobahnen und Autostrassen zu erlauben. Der Bundesrat ist bereit, diesen Auftrag ent-



Alphatier-Genossin: SP-Nationalrätin Badran.



Dialog: Ex-Waldau-Managerin Mader.



Rechtsvortritt: FDP-Nationalrat Burkart.

gegenzunehmen. Tatsächlich hat Burkart bloss einen Abpraller verwertet. 2010 und 2013 hat nämlich bereits SVP-Nationalrat Thomas Hurter, inzwischen Präsident des Automobilclubs der Schweiz (ACS), einen solchen Vorschlag eingebracht. Er scheiterte jedoch beide Male damit. Unter anderem am Widerstand des TCS. Mittels einer waghalsigen Pirouette nahm nun der derzeitige TCS-Vizepräsident den Ball auf und versenkte ihn zielsicher im Netz. (*hmo*)

Moritz Leuenberger, Spassvogel, muss hier für einmal belobigt werden. Von Bundesräten wird bekanntlich erwartet, dass sie nach ihrem Rücktritt gefälligst den Mund halten. Genosse Leuenberger macht exakt das Gegenteil. Seit zwei Jahren parliert er im Zürcher Bernhard-Theater als Gastgeber einer Sonntags-Matinee mit allerlei Prominenten um die Wette. Das macht der filigrane Schöngest trefflich. Im Bundeshaus mimte er alternierend den sterbenden Schwan und die beleidigte Leberwurst, jetzt spielt er zum Gaudi des Publikums auf der Bühne den schrägen



Fettnäpfchen: britischer Politstar Johnson.



Vom Ernst befreit: alt Bundesrat Leuenberger.

Vogel. Leuenberger, der als Magistratsperson viele Loblieder auf Kollegialität und Konkordanz gesungen hat, frohlockt im *Migros-Magazin*: «Endlich weg vom politischen Ernst, davon bin ich jetzt befreit.» Warum nur, fragen wir uns, hat sich Moritz Leuenberger schwermütig durch fünfzehn bundesrätliche Amtsjahre gequält? (*rz*)

Regula Mader, Kirchenflüchtling, hat einen Job. Die mit Schimpf und Schande davongejagte ehemalige Direktorin der Universitären Psychiatrischen Dienste («Waldau») ist überraschend zur Präsidentin des mit Steuergeldern finanzierten «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen» in Bern gewählt worden. Dies, obwohl sie nach eigenem Bekunden «ganz und gar nicht» ein «grosser Kirchenfan» sei, wie sie der Internet-Site der römisch-katholischen Kirche im Kanton Bern gestand. Sie sei sogar «vor über 30 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten»: «Für mich war klar, dass ich die Struktur dieser Kirche, mit dem Papst und der ganzen Hierarchie, dass ich all das loslassen will», so Mader.

«Wenn ich sage, ich sei kein Fan der Religion, dann finde ich gerade das Haus der Religionen so wichtig», erklärt sie in der ihr eigenen Logik. In der «Waldau» hatte Managerin Mader Streit und Chaos hinterlassen und Chefarzt **Werner K. Strik** ohne stichhaltige Gründe freigestellt, wie der Regierungsrat befand. Der Professor wurde vollständig rehabilitiert. Umso mehr erstaunt die Wahl Maders zur Präsidentin des «Haus der Religionen – Dialog der Kulturen». Offen bleibt nur, ob sie mit den Religionen oder mit dem Dialog grössere Probleme bekundet. (gut)

Boris Johnson, blondes Plappermaul, hat mit seinem losen Mundwerk eine britische Staatsbürgerin in die Bredouille gebracht. Um der im Iran wegen Spionage zu fünf Jahren Haft verurteilten Frau zu helfen, sagte er, sie habe in Teheran Journalismus unterrichtet. Was der britische Aussenminister hätte wissen müssen: Das wird im Mullah-Staat als Propaganda gegen das Regime mit fünf Jahren Gefängnis bestraft. Johnsons Vorliebe für Fettnäpfchen ist so ausgeprägt, dass sein Vize **Alan Duncan** den Spitznamen «Monsieur le Poop Scoop» hat – nach dem Schäufelchen, mit dem Hündeler hinter ihren Lieblingen sauber machen. (ky)

Mohammed bin Salman, schwarzbärtiger Prinz, hat einigen seiner königlichen Verwandten schweres Ungemach bereitet. Nicht nur, dass der saudische Thronfolger sie verhaften liess, er warf sie auch in einen für Royals unerträglichen Kerker: Fürs Erste sind sie im Hotel «Ritz-Carlton» in Riad eingesperrt. Der offizielle Grund: Es gibt kein Gefängnis, das einem Prinzen angemessen wäre. (ky)

Robert Nef, Rastloser, kämpft gegen Windmühlen. Der von den Ideen des Liberalismus beseelte St. Galler leitete während 28 Jahren das in Zürich domizilierte Liberale Institut, und ohne Unterlass hat er seinen Kampf für die Freiheit publizistisch befeuert. Vor fünf Jahren, als Nef seinen 70. Geburtstag feierte, schenkten ihm Weggefährten eine opulente Festschrift. Darin adelte **Peter Forstmoser**

Nachruf



Berater am Hof: Prinz Mansur bin Mukrin.

Prinz Mansur bin Mukrin (1974–2017) — Es ist ein Routineflug. Prinz Mansur bin Mukrin will im Süden Saudi-Arabiens Projekte an der Küste inspizieren, die er als stellvertretender Gouverneur der Provinz Asir vorangetrieben hat. Doch auf dem Rückflug bricht der Funkkontakt zu Murkins Hubschrauber plötzlich ab. Wenige Stunden später wird in Riad offiziell bestätigt, dass der Prinz beim Absturz des Helikopters ums Leben gekommen ist, zusammen mit mehreren Beamten, die ihn begleiteten. Kurz darauf findet man das Wrack der Maschine.

Der tödlich verunfallte Adlige gehörte zu den prominenteren Mitgliedern des Königshauses. Er war bis vor seinem Tod Berater am königlichen Hof, aber auch

Geschäftsmann. Vor allem aber war er der Sohn von Prinz Mukrin bin Abdelasis, dem früheren Geheimdienstchef des Königreichs, der eine kurze Zeit Kronprinz war, bevor er Opfer einer Palastrevolution wurde, die möglicherweise der neue starke Mann Saudi-Arabiens, Mohammed bin Salman, gegen ihn inszeniert hatte.

Wie es zum Unglück kam, war zunächst nicht bekannt. Da der Hubschrauber aber nahe der Grenze zum Jemen am Boden zerschellt ist, zirkulieren in der saudi-arabischen Hauptstadt Gerüchte, dass der Hubschrauber von einem Geschoss der Huthi-Rebellen getroffen wurde. Ausgeschlossen ist das nicht. Um ein Haar wäre nämlich am vergangenen Samstag Riads internationaler Flughafen von einer Scudrakete der Huthi getroffen worden. Das Geschoss konnte gerade noch rechtzeitig durch die saudi-arabische Fliegerabwehr unschädlich gemacht werden.

Dass nach dem tragischen Ende des Prinzen über martialische Hintergründe spekuliert wurde, ist deshalb nicht weiter verwunderlich. Denn seit bald drei Jahren kämpfen vom Jemen aus Huthi-Rebellen gegen Saudi-Arabien, mit tatkräftiger Unterstützung des Iran, des saudi-arabischen Erzfeinds. Es ist ein grausamer Krieg, der von den Medien kaum wahrgenommen wird. Saudi-Arabien schlägt mit voller Wucht seiner Flugwaffe zurück. Der Todesflug des 43-Jährigen erinnert die Saudis nun daran, dass sie sich vom Krieg im südlichen Nachbarland, der bisher mehreren tausend Menschen das Leben gekostet hat, nicht abschirmen können. *Pierre Heumann*

den Getriebenen wohlmeinend als Workaholic, während **Konrad Hummler** den Jubiliar als bestens organisierten Chaoten wertschätzte. Genutzt hat es wenig, es wird weiter reguliert, dass sich die Balken biegen. Jetzt haben die Zürcher Jungfreisinnigen den 75-jährigen

Antiregulierer mit einem Liberal Award geehrt. Die Feierstunde wurde insofern getrübt, als in Bundesbern Frauenquoten in Firmen mit freisinnigem Support mehrheitsfähig zu werden drohen. Für Robert Nef kann das nur heissen: weiterkämpfen. (rz)

EMPFOHLEN VON DER
Stiftung Lesen

Die schlaue Geschenkidee

Nur bis
Weihnachten:
Mit gratis
Freundschafts-
Buch



SPICK

www.spick.ch

Kinderarzt und Hüttenwart

Von *Christoph Mörgeli* — Beat Richner hat in 25-jähriger Arbeit das effizienteste humanitäre Projekt aufgebaut, das je von der Schweiz ausging. Er rettete das Leben unzähliger kranker Kinder. Und kämpfte gegen Bürokraten, Marxisten und Befürworter einer Primitivmedizin.

Beat Richner weiss nicht mehr, dass er in Kambodscha das Kinderspital Kantha Bopha aufgebaut hat. Der Siebzigjährige hat vergessen, dass dort in fünf Spitälern mit 2500 kambodschanischen Mitarbeitern vier Fünftel aller Kinder des Landes medizinisch versorgt werden. Denn der bekannte Pädiater ist an einem rasch fortschreitenden, unheilbaren neurologischen Hirnleiden erkrankt und wird in einer Altersresidenz in der Umgebung von Zürich betreut. Regelmässig besuchen ihn seine Geschwister, Verwandten und nahen Freunde.

Ununterbrochen plagte ihn früher während seiner Abwesenheit im fernen Kambodscha das Heimweh, und er wollte nach Erfüllung seiner Aufgaben nach Zürich zurückkehren. Dass dies jetzt auf so traurige Weise geschah, hätte sich niemand gewünscht. Beat Richner selber leidet nicht an seinem Gedächtnis- und Funktionsverlust und scheint sich über Besuche zu freuen. Dennoch tut es seinen langjährigen Weggefährten und Mitkämpfern weh, miterleben zu müssen, wie die einst jedes noch so geringe Detail erfassende Erinnerung Richners vollständig erlischt.

Beispiellose Erfolgsgeschichte

Interimistisch hat im Frühjahr Peter Studer aus dem aargauischen Reinach, ein langjähriger Freund und Unterstützer Richners, die Leitung der Spitäler Kantha Bopha übernommen. Kambodschas Königshaus wie die Regierung haben ihre Trauer über das Ausscheiden des leitenden Arztes ausgesprochen und ihre volle Unterstützung für die Weiterführung des Werkes zugesichert. Auch der Bundesrat hat neben seinem Mitgefühl den weiteren finanziellen Beistand bekräftigt. Erklärtes Ziel aller Akteure ist es nun, die Kinderspitäler längerfristig in die Verantwortung Kambodschas überzuführen. Dabei bleiben finanzielle Zuschüsse aus der Schweiz – von Privaten wie vom Bund – weiterhin unentbehrlich.

Erstmals weilte Beat Richner 1974/75 als Leiter einer Mission des Schweizerischen Roten Kreuzes im Kantha-Bopha-Spital – benannt nach einer an Leukämie gestorbenen Tochter des damaligen Königs. Als der kommunistische Massenmörder Pol Pot die Macht übernahm, musste Richner sein Spital mit 68 Betten Hals über Kopf verlassen. Zeitlebens machte er sich Vorwürfe, damals ermordete oder verhungerte Kollegen und Patienten im Stich gelassen zu haben. Doch die Roten



«Mensch ist Mensch, Kind ist Kind, Mutter ist Mutter»: Kinderarzt Richner in Kambodscha, 2009.

Khmer wüteten unvorstellbar grausam; der Schweizer Arzt wäre ihnen wohl ebenso zum Opfer gefallen wie annähernd zwei Millionen Kambodschaner. Der eiskalte Völkermord – von den Linken im Westen lange ignoriert und juristisch bis heute nicht aufgearbeitet – liess Beat Richner nie mehr los. Schon als Medizinstudent interessierte ihn die Politik, und er engagierte sich im bürgerlich-liberalen Studentenring gegen Maoisten, Trotzlisten und Marxisten. Früh formte er sein Weltbild, in dem er Werte wie persönliche Freiheit, Selbstverantwortung und Menschenwürde deziert und, wo nötig, auch laut und deutlich vertrat.

1991, nach der Pariser Friedenskonferenz, baten König Norodom Sihanouk und die damalige Übergangsregierung den Zürcher Kinderarzt, Kantha Bopha in der Hauptstadt Phnom Penh wiederaufzubauen und zu führen. Die Infrastrukturen waren in katastrophalem Zustand, die Eliten ausgelöscht, die Kinder der Killerkrankheit Tuberkulose hoffnungslos ausgesetzt. Was als vorübergehende Tätig-

In seiner Ära wurden 15,4 Millionen Kinder ambulant und 1,7 Millionen Kinder stationär behandelt.

keit geplant war, wurde zur Dauer- und Lebensaufgabe. Ein Jahr später konnte die wiederaufgebaute Klinik Kantha Bopha I eingeweiht werden. Es folgten Operationssäle mit chirurgischen Stationen, das Entbindungshaus und eine grosse Intensivstation. 1996 reiste Bundespräsident Jean-Pascal Delamuraz nach Kambodscha und eröffnete mit König Norodom Sihanouk Kantha Bopha II – mit einem ersten Computertomografen, ohne den etwa eine Tuberkulose nicht zuverlässig diagnostiziert werden kann. Auch das 1999 eröffnete Spital Kantha Bopha III in der Stadt Siem Reap füllte sich sofort mit schwerkranken kleinen Patienten. 2005 war Kantha Bopha IV, im Jahr 2007 auch Kantha Bopha V vollendet, beide wiederum in Phnom Penh. Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey äusserte sich anlässlich ihres Klinikbesuchs tief beeindruckt von Richners Leistung. Im Herbst 2015 nahm die grösste Gebärklinik des Landes ihren Betrieb auf. 80 Prozent der schwerkranken Kinder hätten ohne Beat Richners Institutionen keinerlei Überlebenschance.

In seiner Ära wurden 15,4 Millionen Kinder ambulant und 1,7 Millionen Kinder stationär behandelt. Die grösste Gefahr für die Kinder bilden Infektionskrankheiten wie Tuberkulose, Denguefieber sowie Hirn- oder Hirnhautentzündungen. Verletzungen als Folge von Unfällen treten ebenfalls zunehmend auf. Am lebensgefährlichsten sind indessen angeborene Herzfehler; mittlerweile befinden sich Herzchirurgie und Herzkatheterrein-

griffe auf höchstem Standard. Die Müttersterblichkeit auf den Gebärabteilungen ist extrem tief geworden. In keiner Klinik der Welt ist die Effizienz zwischen Kosten und Heilungsrate so hoch wie in Beat Richners Schweizer Vorzeigeprojekt. Die Therapie ist ganz allgemein kostenlos, denn fast alle Familien – meistens bäuerliche Selbstversorger – können schlicht und einfach nichts bezahlen. Krankenversicherungen existieren in Kambodscha nicht.

Ärztliche Ethik gegen Bürokraten

Beat Richners ärztliches Ethos ist ebenso einfach wie überzeugend: Er vertritt eine bestmögliche «korrekte» Medizin, die in Kambodscha genau dieselbe sein muss wie in Zürich: «Mensch ist Mensch, Kind ist Kind, Mutter ist Mutter.» Er konnte richtig zornig werden, wenn ihm zugemutet wurde, für arme Leute in armen Ländern andere Massstäbe anzuwenden, als sie für reiche Leute in reichen Ländern gelten. Und er reagierte temperamentvoll, wenn ihm Beamte der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) vorwarfen, er betreibe «Luxusmedizin». Richner verlangte lediglich «korrekte Einrichtungen und korrekte Medikamente nach westlichem Standard». Auch die Weltgesundheitsbürokratie der WHO in Genf war ihm ein Gräuel. Er ortete dort marxistische Ideologen, die eine primitive «Drittweltmedizin» mit «Barfussdoktoren» propagierten und veraltete Medikamente an die Entwicklungsländer verramschten. Gerne fragte Richner solche Funktionäre, warum sie selber die Hauptstadt Phnom Penh mit einem modernen Hochleistungsjet anfliegen statt mit einem Doppeldecker aus den zwanziger Jahren.



Virtuos: Beatocello, 1984.

Seit Beginn seiner Tätigkeit in Kambodscha sah sich Beat Richner dem Vorwurf ausgesetzt, sein Projekt sei nicht «nachhaltig». Walter Fust etwa, der langjährige, allmächtige Deza-Direktor, argwöhnte stets, das Überleben der Kinderspitäler hänge allzu sehr von der Person Richners ab. Der Angesprochene reagierte auf solche Einwände von Fust und anderen «Experten» ausgesprochen ungehalten: Die Hunderte von täglich aufgenommenen kambodschanischen Kindern würden «nachhaltig» geheilt. Für die «finanzielle Nachhaltigkeit» führte er einen täglichen aufreibenden und undankbaren Kampf. Zwei Drittel der Gelder für den Spitalbetrieb stammen von Spenden, die meisten aus der Schweiz. Die Deza gewährte zuerst gerade mal zwei und heute vier Millionen Franken jährlich – diese Erhöhung erfolgte nach intensiven Bemühungen von Nationalrat Luzi Stamm. Beat Richner vertrat die Meinung, die Deza könnte die Nachhaltigkeit der Kantha-Bopha-Spitäler mit dem kleinen Finger bezahlen und mit ihrem riesigen Budget das Gesundheitswesen von ganz Afrika sicherstellen – sofern man sein Kosten-Nutzen-Prinzip anwende. Doch warum wollte Bundesbern dies nicht tun?

In seinem Buch «Ambassador» vermutete Richner 2009 die Gründe bei der Politik und bei den «Monopolisten des Mitleids» in den Hilfswerken. Er ärgerte sich masslos über die Frage, was geschehe, wenn er einmal nicht mehr sei. Denn solche Fragesteller täten und riskierten nichts, sondern schoben die ganze Verantwortung für das Überleben der Kinder auf ihn ab. Richner fragte in solchen Fällen zurück, was passiere, wenn die Arbeit in den kambodschanischen Kinderspitälern nicht gemacht werde: «Dann wird den Kindern, denen hier geholfen wird, nicht mehr geholfen. Dann werden ihre humanitären Rechte in krassester Art verletzt.»

Seinen Kolleginnen und Kollegen in den hiesigen Spitälern gab Beat Richner anlässlich des 200-Jahre-Jubiläums der Zürcher Ärztegesellschaft den Rat, das aufwendige «Management» der ausufernden, teuren Administration abzuschaffen oder um das Zehnfache zu reduzieren: «Vereinfacht die Bürokratie und nehmt euch selber der administrativen und baulichen Probleme an. Das bedeutet vielleicht mehr Arbeit, mehr Präsenz im Spital für einige. Die Situation wird aber einfacher und billiger.»

Krebsübel Korruption

Beat Richner bezeichnete sich selber nie als «Chef» oder «Chefarzt», sondern allenfalls als «leitender Arzt», doch lieber noch als «Hüttenwart». Er meinte dies keineswegs im abschätzigen Sinne, um seinen Spitälern einen primitiven Anstrich zu geben. Vielmehr ging es ihm um die Funktion des Hüttenwarts als Organisator, Überwacher von Disziplin und Hygiene und ruhender Pol, der den



Höchster Standard: «Schweizer des Jahres» Roger Federer, Vorgänger Beat Richner, 2004.

Bergsteigern die bestmögliche Ausgangslage für ihre Leistung verschaffen soll. Denn dass seine langjährigen kambodschanischen Fachkollegen selber Höchstleistungen erbringen konnten, war ihm ein besonderes Anliegen. Richner setzte durch, dass das gesamte medizinische Personal einzig wegen dessen Fähigkeiten und nicht nach dem Willen der herrschenden Partei angestellt wurde. Die Korruption bleibt im faktischen Einparteiensstaat ein ungelöstes Problem. Beat Richner ist diesem Krebsübel mit fairen Löhnen zu Leibe gerückt, wobei er über Jahre die Lohnsäckchen an alle Mitarbeiter persönlich verteilte; ansonsten hätte jeder Vorgesetzte ins Säckchen gegriffen, und den Mitarbeitern der unteren Hierarchiestufe wäre so gut wie nichts geblieben.

Mittlerweile haben die Kinder- spitäler von Kantha Bopha die Funktion von Universitätskliniken, an denen der ärztliche und pflegerische Nachwuchs ausgebildet wird. 160 Studierende arbeiten an den Krankenbetten, einige von Richners Assistenten sind ordentliche Universitätsprofessoren geworden. In der Kantha Bopha Academy for Pediatrics erhalten Ärztinnen und Ärzte aus aller Welt eine fachspezifische Zusatzausbildung. Eine massgebende Bedeutung kam bei der Weiterbildung dem Zürcher Kinderspital zu, dessen Direktoren Andreas Fanconi und Felix Sennhauser Richners Bemühungen intensiv unterstützten. Immer wieder

weilten Zürcher Forscher für kürzere oder längere Zeit in Kambodscha und lehrten Labormedizin, bildgebende Verfahren, Infektiologie, innere Medizin, Kinderchirurgie und so weiter. Richners erklärtes Ziel war es, dass kambodschanische Kinderärzte über dasselbe Wissen und Können verfügen wie ein Schweizer Pädiater mit dem FMH-Titel.

Aufreibendes Fundraising

Seine Verpflichtung, als ewiger Bettler aufzutreten, empfand Richner mit zunehmendem Alter als mühsam. Bis zuletzt spielte er im Spital jeden Samstagabend vor internationalem Publikum Cello und bot aktuelle Informationen. Er reiste jährlich zwei- bis dreimal in die Schweiz, gab Konzerte und erzählte von seiner Arbeit. Es schmerzte Richner, als ihn die NZZ

am Sonntag als «Hohepriester der Selbstdarstellung» abkanzelte. Die Schweizerinnen und Schweizer wurden regelmässig in Inseraten dazu aufgerufen, Geld für Kantha Bopha zu spenden. Und das taten und tun sie denn auch überaus grosszügig. Fast 100 000 Spender sowie zahlreiche Unternehmen und Stiftungen greifen jährlich tief in die Tasche: von den Reichen und Schönen der feinen Gesellschaft bis zum bescheiden lebenden Pensionär. Fast alle verlangen Anonymität. Eine deutsche Wirtschaftsgrösse wünschte eine Million einzuzahlen. Als ihm vorgeschlagen wurde, er solle das Projekt doch selber einmal besichtigen, wehrte er allerdings ab: «Ascona ist doch etwas näher.» Ein bekannter Germanistikprofessor spendete die Gesamtsumme des ihm überreichten Zürcher Literaturpreises. Ein Autogrosshändler zeigte sich ebenso grosszügig wie ein Chemieunternehmer und umstrittener Politiker, der Richner zu absolutem Stillschweigen riet, da sonst niemand mehr zahle...

Beatocello – ein poetischer Musikclown

Die Spitäler von Kantha Bopha könnten ohne den grossen Einsatz von Stiftung und Stiftungsrat nicht existieren. Es waren denn auch einzelne Stiftungsräte, die mit diplomatischem Geschick die Fäden zu Bundesbern nicht abreißen liessen und souverän mit dem nicht immer einfachen Richner umgingen. Seit vier Jahren präsidiert der Zürcher Rechtsanwalt René Schwarzenbach den Stiftungsrat. Als Mann mit Zahlenverstand und Herz ist er die perfekte Besetzung in schwieriger Zeit. Besondere Verdienste um die Unterstützung von Richners Werk erwarben sich Peter Rothenbühler und die *Schweizer Illustrierte*. Hier wird das Publikum regelmässig in Wort und Bild über Beat Richners Arbeit in Kambodscha auf dem Laufenden gehalten. Die Familie Knie gibt jeden Frühling eine Zirkus-Galavorstellung für die Freunde der Stiftung von Kantha Bopha.

Vor genau einem Vierteljahrhundert hat der damals 45-jährige Kinderarzt sein erstes Spital in Kambodscha gegründet. 1991 verliess er sein «Lädeli», wie er die gemeinsam mit Alfred Löhler geführte Praxis beim Zürcher Römerhof nannte. Die Praxisgemeinschaft funktionierte ohne schriftlichen Vertrag und ohne geringste fachliche oder materielle Reibungen. Wenn Löhler im Kantons- oder Stadtparlament politisierte, übernahm Richner dessen kleine Patienten; wenn Richner für seine Projekte im Ausland weilte, war es umgekehrt. Beide hatten als Schüler des von ihnen verehrten Professors

TRUMPS JAHR



«Donald Trumps Weltsicht.»

Andrea Prader eine vorzügliche Ausbildung am Zürcher Universitätskinderspital durchlaufen. Löhner hielt Richner den Schreibtisch noch viele Jahre nach dessen Abreise nach Kambodscha frei und amtierte über Jahre als Stiftungsratspräsident der Stiftung Kinderspital Kantha Bopha.

In seiner Zürcher Zeit hatte Beat Richner rasch den Ruf eines vorzüglichen, einfühlsamen und enorm engagierten Kinderarztes. Er fand den richtigen Ton, wusste wirkliche Erkrankungen von den bloss vorgetäuschten zu unterscheiden und nahm die Mütter ernst in der Überzeugung, dass deren Gefühl so gut wie immer die richtige Spur weise. Wenn sie allerdings in substanzloses Plappern gerieten, karikierte er sie in der Krankengeschichte mit einer leeren Sprechblase. Wenn sich gestresste Väter – etwa wichtigtuere Manager vom Zürichberg – lauthals über ein viertelstündiges Warten aufregten, konnte Richner schon mal deutlich werden: «Ich gebe Ihnen hier eine Liste von hundert Kinderärzten, ich will sie hier nie wiedersehen.»

Wie geht es weiter?

Beat Richner ist mit drei Geschwistern als Sohn eines Lehrerpaars in Zürich Fluntern aufgewachsen. Er verzichtete auf ein Musikstudium und wagte sich trotz einer Zwei in Mathematik und einer Drei in Physik an die

Medizin. Daneben widmete er sich intensiv seinem Cello und verschlang die Werke russischer Autoren wie Tolstoi oder Dostojewski. Als Musikclown «Beatocello» geniesst Beat Richner seit den siebziger Jahren landesweite Bekanntheit. Was mit einer klassischen Ausbildung und hoher Virtuosität am Cello begann, setzte er in seiner Kunstfigur mit kabarettistischen Texten für kleine und grosse Fans fort. Er illustrierte auch Kinderbücher,

In seiner Zürcher Zeit hatte Beat Richner rasch den Ruf eines vorzüglichen Kinderarztes.

die seine musikalischen Programme mit viel Poesie und Fantasie begleiteten.

Der Stiftungsrat Kinderspital Kantha Bopha hat einen auf zehn Jahre konzipierten Plan erarbeitet. Die Regierung von Kambodscha soll und will die Kliniken in diesem Zeit- horizonz übernehmen. Schon heute kommt sie zu fast einem Drittel für die jährlichen Kosten des Spitalbetriebs von rund vierzig Millionen Franken auf. Der Spendenanteil von zwei Dollar auf touristischen Tempeleintrittsbillets ergibt ebenfalls erkleckliche Summen. Bis auf weiteres amtierte Stiftungsvizepräsident Peter Studer als ärztlicher Leiter im Sinne Richners. Er erfreut sich eines ausge-

zeichneten Gesundheitszustandes, hat aber denselben Jahrgang wie sein Freund und Kollege. Neben Studer arbeitet mit dem Laborchef Denis Laurent nur noch ein zweiter Ausländer dauernd in Kantha Bopha. Ansonsten befindet sich die gesamte medizinische und betriebliche Verantwortung in den Händen von Kambodschanern. Eine allmähliche Übergabe an den Staat soll nicht heissen, dass man nicht weiterhin auf Spenden aus der Schweiz angewiesen wäre. Doch die Stiftungsräte sind sich bewusst: Ohne die charismatische Persönlichkeit von Beat Richner werden die Gelder nicht mehr im gleichen Ausmass fliessen.

Richner selber hat sein Engagement für Kambodschas Kinder – immerhin 45 Prozent der Gesamtbevölkerung – mit dem Opfer eines Lebens in Einsamkeit bezahlt. In seiner Zürcher Zeit war er kurz mit einer Pianistin verheiratet, doch das Paar merkte rasch, dass es nicht füreinander bestimmt war. Heute lebt der Kinderarzt wieder einsam, aber bestens betreut in einem Zimmer, das er nicht mehr verlässt. Beat Richner hat keine Ahnung mehr, dass er vielfacher Preisträger, erster «Schweizer des Jahres» sowie Ehrendoktor der Universität Zürich ist. Und eine Persönlichkeit, welche die bedeutendste humanitäre Leistung vollbracht hat, die seit der Rotkreuzgründung durch Henry Dunant von unserem Land ausging. ○



— Frische Austern! —

Geniessen Sie diese Delikatesse ab sofort am Austernstand vor dem Bianchi oder direkt im Ristorante.

BIANCHI

Limmatquai 82 8001 Zürich
044 262 98 44 ristorante-bianchi.ch


Gault & Millau

Liebe in Zeiten der Hysterie

Von Philipp Gut — Die Weinstein-Debatte entgleist. Warum reden wir nur noch mit zitronensaurer Miene und hochgezogenen Augenbrauen über Mann und Frau? Entspannt euch, *ladies and gentlemen!* Ein Plädoyer für mehr Lockerheit und Abrüstung an der Geschlechterfront.

Eigentlich dachte man ja, die Weinstein-Debatte ebbe langsam ab. Irrtum! Weinstein ist überall. Stauend blicken wir in ein Durcheinandertal von Beschuldigungen und Bekenntnissen, Verdächtigungen, Vermutungen und Verurteilungen. Wer hat noch nicht? Wer will noch mal?

Die öffentliche Erregung hat eindeutig hysterische Züge angenommen. Einige Beispiele.

1 — Ich steige in den Wagen und drehe das Radio an. Mit bebender Stimme kündigt der Moderator eine «entsetzliche Tragödie» an. Ich mache mich auf das Schlimmste gefasst, auf einen Terroranschlag auf einen Kindergarten oder die Explosion einer Wasserstoffbombe über Südkorea, so etwas in der Kategorie. Es folgt die Nachricht, im Hauptbahnhof Zürich habe ein Spanner auf der Rolltreppe einer Frau mit dem Mobiltelefon unter den Rock *gespienzelt*. Das macht man nicht. Aber eine «entsetzliche Tragödie»? Unsinn.

2 — Die *Schweiz am Wochenende* skandalisierte «heikle Äusserungen» von Gottfried Locher, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes. Der oberste Reformierte im Land habe vor zwei Jahren mit einer Pfarrerin über männliche und weibliche Sexualität gesprochen. Männer hätten, so gibt die Pfarrerin Lochers Aussage aus der Erinnerung wieder, eine «aktiv-aggressive Sexualität» und würden deshalb manchmal über Frauen herfallen. Schon ein kollegiales Gespräch über solche Themen gilt heute offenbar als unzumutbar. Die Pfarrerin war nach eigenen Angaben erschüttert und brauchte einige Zeit, um über das Gehörte hinwegzukommen. Sie findet es unsäglich, «dass die Frau ein Objekt männlicher Begierde ist».

Schüchterner Einwand: Worauf soll sich denn die Begierde des Mannes richten, wenn nicht auf die Frau? Vielleicht sollte die Pfarrerin mal die Bibel lesen. Steht dort nicht, dass die Begierde des Mannes spätestens seit der Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies auf die Frau gerichtet war – und die Begierde der Frau auf den Mann? Eben.

3 — Die Schauspielerin Jennifer Lawrence («Die Tribute von Panem») beschwert sich im Nachhinein, sie sei als junge Schauspielerin mit einer Reihe von Konkurrentinnen, die «viel, viel dünner waren als ich», bei einem Casting fast nackt fotografiert worden. Offen-

bar hatte sie weniger ein Problem mit der Nacktheit als mit ihrer Körperfülle (später tauchten Nacktbilder von Lawrence auf, die sie freiwillig machen liess). Ein Produzent in Hollywood habe ihr geraten, ein Bild von sich auf das Nachttischchen zu stellen, damit sie daran erinnert werde, abzunehmen. Lawrence fand das irritierend, schwieg aber bewusst. «Ich wollte die Karriere.» Lawrence gewann in der Folge einen Oscar und mehrere Golden Globes. Könnte es sein, dass sich der Nachttischtrick bewährt hat?

4 — *Breaking news* auf allen Kanälen letzte Woche: Der britische Verteidigungsminister Michael Fallon tritt notfallmässig zurück. Er habe 2002 einer Journalistin ans Knie gefasst, lautet die Begründung. Sie haben richtig gelesen: ans Knie. Nun könnte es ja sein, dass Fallon heimlich noch mehr getan hat und dass er «Kneegate» als eine Art Präventivausgang benützt, weil er befürchtet, es könnte Schwerwiegenderes ans Licht drängen. Tatsache bleibt: Der Verteidigungsminister des Vereinigten Königreichs und Hüter einer Atommacht gab seinen Posten nach offizieller Darstellung ab, weil er vor fünfzehn Jahren einer Frau das Knie tangierte. Ist das noch Politik oder schon das Irrenhaus?

Die Dame selbst übrigens nahm es gelassen. «Meine Knie blieben intakt», liess sie verlauten. Und: Sie hätte Fallon ins Gesicht geschlagen, wenn seine Hand vom Knie aufwärts gewandert wäre.

Was ist los mit uns Männern und Frauen, dass sich solcher Irrwitz zum Flächenbrand aus-

breitet? Fest steht: In der aufgeheizten Stimmung, welche zumindest das Milieu der Medien und der urbanen westlichen Intellektuellen gepackt hat – andere Weltteile echauffieren sich weniger –, sinken das Gefühl für Proportionen und das Gespür für die Realität auf Minimalwerte. Kraut und Rüben werden vermischt, und alles scheint gleich schlimm. Wovon reden wir eigentlich? Von justiziablen Vorwürfen? Oder von Geschmacks- und Taktfragen? Sonderbar, dass man es überhaupt in Erinnerung rufen muss: Eine Vergewaltigung ist ein Kapitalverbrechen. Ein als unpassend empfundenes Wort ist ein als unpassend empfundenes Wort. Punkt.

Hexenjagd *reloaded*

But who cares? Von ordentlichen Untersuchungen und rechtsstaatlichen Verfahren spricht niemand. Es genügen anonyme *sex pest*-Listen. Prominente Frauen fordern weniger prominente Frauen auf, Übeltäter zu nennen und öffentlich an den Pranger zu stellen. Das Denunziantentum feiert ein fulminantes Comeback – im Namen der politischen Korrektheit. Es rollen Köpfe, bevor überhaupt klar ist, was passierte. Die jüngsten Namen sind Kevin Spacey («House of Cards») und Peter Pilz, die österreichische Grünen-Ikone.

Vorsicht bleibt angebracht: Es kann durchaus sein, dass es sich im einen oder anderen Fall um schwerwiegende Vergehen handelt. Doch weiss man es denn schon? Stehen die Fakten in allen Fällen zweifelsfrei fest? Es beschleicht einen der Verdacht, dass dies in der massenhysterischen Erregung dieser Tage gar keine Rolle spielt. Man fühlt sich von ferne an



Kollegiales Gespräch: oberster Reformierter Locher.



Ans Knie: britischer Politiker Fallon.



«Viel, viel dünner»: Superstar Jennifer Lawrence.



Indezenter Deal: Schauspielerin Asia Argento.

ähnliche Phänomene in der Geschichte erinnert: Hexenjagd *reloaded*, nur unter umgekehrten Vorzeichen.

Die Hatz auf echte und vermeintliche Kommunisten im Amerika der Nachkriegsjahre, denen Senator Joseph McCarthy den Namen gab («McCarthy-Ära»), kommt einem in den Sinn. Die anfangs vielleicht sogar berechtigte Furcht des kalten Kriegers vor einer Ausbreitung des kommunistischen Virus ging so weit, dass er am Ende selbst im amerikanischen Präsidenten und Weltkriegshelden Dwight D. Eisenhower einen «verkappten Kommunisten» erblickte. Politik als Paranoia.

Oder der Tugendterror von Robespierre und Konsorten in der Französischen Revolution. Die grandiosen Gerechtigkeitsfanatiker erzeugten ein Klima der hyperkorrekten Intoleranz gegenüber allem und jedem. Im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kullerten die blutüberströmten Köpfe zu Abertausenden vom Schafott. «Der *terreur* ist nichts anderes als unmittelbare, strenge, unbeugsame Gerechtigkeit; sie ist also Ausfluss der Tugend», sagte Robespierre, bevor das Fallbeil über ihn selbst niederging. Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder.

Natürlich sind wir von solchen blutigen Exzessen meilenweit entfernt. Doch massenpsychologisch betrachtet, scheint der Tugendterror der sexuellen Nulltoleranz gar nicht so anders.

Bye-bye Opferparty

Gerade das Beispiel von Verteidigungsminister Fallon und der mutigen britischen Journalistin zeigt: Frauen können sich sehr wohl wehren – wenn sie denn wollen. Wer die Frauen ständig als Opfer sieht, der nimmt sie nicht ernst. Es gehört zur Ironie der Sexismus-Diskussion, dass ausgerechnet jene, die jetzt diese rauschende Opferparty zelebrieren, das Bild des «schwachen Geschlechts» transportieren.

Meiner bescheidenen Erfahrung entspricht dies ganz und gar nicht. Frauen sind mindestens so stark wie Männer. Seien wir doch ehrlich: Der Mann kann sich noch so sehr abmühen, er kann noch so viel Geist, Humor und Muskelkraft vorführen – am Ende entscheidet die Frau. Sie lässt ihn ran, oder sie lässt ihn nicht ran. So geht das.

Dies gilt für uns Normalsterbliche und unsere alltäglichen Techtelmechtel, und es gilt für die

Könnte es daran liegen, dass die emotionalen Antennen von uns Männern oft zu verkrustet sind?

hochbezahlten Hollywoodgrößen von Asia Argento bis Gwyneth Paltrow, die den Fall Weinstein ins Rollen brachten. Wer den indezenten Deal mit dem Filmmogul nicht eingehen wollte, gab ihm einfach einen Korb, wie dies Angelina Jolie getan hat. Ist das zu viel verlangt?

Die Schauspielerin Argento war 21, als sie sich auf den Tauschhandel mit Weinstein einliess. Na und? Auch eine 21-jährige kann dir sanft die Hand von ihrem Oberschenkel lupfen. Oder sie kann dir notfalls weniger sanft eine verpassen. Erwachsene Menschen regeln das unter sich. Aber schweigen und vielleicht sogar geniessen und den Benefit einstreichen – und sich hinterher öffentlich beklagen? Nein. Das vielzitierte Machtgefälle ist doch keine Rutschbahn, auf der die Frau automatisch in die Arme des mächtigen Mannes gleitet! Sie gleitet nur, wenn sie will.

Es lebe die Liebe! Es lebe das Leben!

Damit es klar ist: Dies ist kein Plädoyer für die Weinstein-Masche. Bewerbungsgespräche mit den Tagesordnungspunkten 1. Massage, 2. Oralsex sind so offensichtlich jenseits des sich Ziemenden und Erlaubten, dass man nicht lange darüber diskutieren muss. Erpresserische Praktiken sind mies und disqualifizieren einen

Vorgesetzten nicht nur in seiner beruflichen Funktion, sondern auch als Mann. Aber damit sie aufgehen, braucht es immer zwei.

Ich plädiere für mehr Lockerheit, mehr Neugierde, mehr Lebensfreude. Das Gefährliche an der gegenwärtigen Debatte scheint mir, dass sie das Verhältnis der Geschlechter zueinander zu vergiften droht und jede Form der Annäherung unter Generalverdacht stellt. Entspannt euch, *ladies and gentlemen!*

Was glaubt ihr denn, wie Erotik, Sex, Liebe entstehen? Wo sind wir denn gelandet, dass wir die elektrisierende Attraktion, die eine Frau auf einen Mann ausübt und umgekehrt, nicht mehr als Quell der Energie und der Inspiration sehen, sondern uns lieber mit zitronensaurer Miene und hochgezogenen Augenbrauen darüber auslassen, wie schlimm dies alles sei?

Wenn ich mit Frauen über das Thema spreche, pflichten sie mir bei, dass sich eine mündige Person selber entscheiden kann, ob sie auf Avancen einsteigt oder nicht. Trotzdem berichten viele von unerwünschten und lästigen Annäherungsversuchen. Das muss man ernst nehmen. Könnte es daran liegen, dass die emotionalen Antennen von uns Männern oft zu verkrustet sind, um die feinen Signale aufzunehmen, die das weibliche Gegenüber aussendet, oder eben nicht aussendet? Wir strecken einfach die Pfote aus und wundern uns, wenn sich die Frau begripscht fühlt. Fehlt diese gegenseitige Wahrnehmung für den Feinstoff der Erotik, wird es schnell peinlich und es entstehen Verletzungen.

Doch hey! Wir sollten die Proportionen wahren. Irre ich denn, wenn ich finde, dass Frauen die Lust, das Spiel, das ganze flirrende Glück der Geschlechtsbeziehungen genauso lieben wie Männer? Wollen wir die Schönheit und den immer neuen Reichtum dieser Beziehungen aufs Spiel setzen, nur weil es ab und zu einen Unfall gibt? Das kann nicht euer Ernst sein, Leute.

Es lebe die Liebe! Es lebe das Leben! ○

Gotteskrieger und andere Barträger

Von Christoph Mörgeli

Die «No Billag»-Initiative ist für die Befürworter verloren. Nicht darum, weil Geistesgrößen wie Beat Schlatter, Nadine Vinzens oder Edith Graf-Litscher das SRG-Staatsmonopol unterstützen. Sondern darum, weil Olivier Kessler als Initiant von «No Billag» einen Bart trägt wie ein Gotteskrieger. Als sei er als Dschihad-Kämpfer mal eben aus Syrien zurückgekehrt. Noch schlimmer als islamistische sind bei Olivier Kesslers Barttracht medienpolitische Assoziationen: Man kann den «No Billag»-Kämpfer nicht mehr von SRF-Moderatoren unterscheiden.

Denken wir nur an das sandro-brotztsche Silberstoppelfeld in der «Rundschau». Oder an Roger Brändlins Konfirmandenbärtchen in der «Tagesschau». Jonas Projer zeigt in der «Arena» seine paar Fläumchen so stolz, als ob es die ersten wären. Das ganze Elend begann mit dem Dreitage-Bart von Roger Schawinski («Schawinski moderiert im Schmuddel-Look»). SRG-Generaldirektor Roger de Weck hatte es ihm vorgemacht. Stil-Expertin Hildegard Schwaninger riet den Altherren zum Kauf eines Rasierapparats und meinte: «Dreitage-Bart ist gut und schön – aber bitte nicht, wenn man über 35 ist.»

Warum erleben wir die allumfassende bärtige Leitkultur ausgerechnet jetzt? Warum dieser Männlichkeitswahn von immer mehr Weicheiern? «Je üppiger der Vollbart, desto grösser das Ansehen unter den Gotteskrieger», vertraute unlängst ein Beinahe-Selbstmordattentäter aus der Westschweiz der NZZ an. Doch wenn wir uns umsehen, steigt das Ansehen mit zunehmender Barttracht auch anderswo: auf dem Fussballfeld, auf dem Tennis-Court, auf dem Laufsteg der Haute Couture, auf dem roten Teppich jedes Filmfestivals. Haben Sie in neuerer Zeit einmal einen bartlosen Polizisten gesehen? Eben. Die Kurzbarttracht ist sogar politisch und parteiübergreifend: Dominique de Buman (CVP) zeigt sie ebenso wie Cédric Wermuth (SP), Hans-Peter Portmann (FDP) genauso wie Hans-Ueli Vogt (SVP).

Nur gut, dass die Deutschen Angela Merkel statt Martin Schulz ins Kanzleramt gewählt haben. Sie trägt wenigstens keinen Bart. Ansonsten ist der trendige Tanz um des Kaisers Bart für uns bartlose Männer eher bemühend. Wenn es auf den Bart ankäme, wären die Ziegen die intelligentesten aller Lebewesen. Ob die Frauen die Bärte ihrer Männer wirklich mögen? Möglich, aber nur jene, die auch gerne ihre Zahnbürste küssen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Die nächste rechte Hudel-Initiative

Von Peter Bodenmann — Typisch Schweiz:
Liquidator Jean-Michel Cina hat keinen Plan B.



Typisch Schweiz: «No-Billag»-Befürworter Spiess will nur Gewerbe entlasten.

Ein Schweizer Haushalt soll künftig einen Franken pro Tag für die SRG bezahlen. Weniger als heute. Vielleicht gewinnen SVP und Gewerbeverband trotzdem an der Urne.

Jeder Haushalt in der Schweiz bezahlt pro Tag direkt und indirekt zehn Franken für die Bauern. Zehnmal mehr als für die SRG. Ausgerechnet für jene Bauern, die das Trinkwasser vergiften und die nützlichen Insekten flächen-deckend dezimieren.

Der Bundesrat möchte ab 2022 die landwirtschaftlichen Zölle senken. Denn Zölle verteuern nicht nur die importierten Produkte, sondern auch die im Inland produzierten Waren. Und weil ein fauler Apfel den andern ansteckt, sind die Margen des Duopols von Migros und Coop zu hoch.

Konkret möchte Schneider-Ammann die Mehrkosten pro Haushalt von zehn Franken pro Tag auf sechs Franken senken. Ein Schritt in die richtige Richtung. Selbst der SVP-nahe Professor Reiner Eichenberger ist voll des Lobes.

Für die Bauern ist die Senkung der Zölle ein No-Go. Aber sie sind sich vielleicht – wie lange Zeit die SRG – ganz einfach zu sicher.

Was geschieht, wenn die SRG die Abstimmung verliert? Hat sie einen Plan B in der Schublade? Offenbar nicht. Jean-Michel Cina will die SRG «liquidieren», wenn die Initiative durchkommt. Mehr fällt ihm nicht ein.

Dabei ist der «No-Billag»-Initiativtext samt Übergangsbestimmungen ein Emmentaler mit zu vielen Löchern: Der Bundesrat muss Ausführungsbestimmungen bis zum 1. Januar 2019 erlassen. Die Gebühren und Subventionen werden aber erst abgeschafft, nachdem das Parlament ein Gesetz verabschiedet hat und das Volk dieses nicht bachab geschickt hat.

Der Teufel steckt in den Übergangsbestimmungen. Die Lex Weber – ein Kind der SVP – widerspricht dem vom Volk angenommenen Verfassungstext. Genau wie das von den Freisinnigen durchgesetzte Ausführungsgesetz zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Niemand ergriff gegen die von Adrian Amstutz und Kurt Fluri erarbeiteten verfassungswidrigen Gesetze das Referendum. *Modern times*: Neu werden Kompromisse in der Schweiz zunehmend nach erfolgreichen Initiativ-Abstimmungen verfertigt.

Einmal mehr lässt eine rechte Hudel-Initiative alles offen. Dieter Spiess vom Gewerbeverband hat in der «Arena» vom letzten Freitag gesagt, wie es weitergeht: «Es wird auch so sein, dass die SRG nicht abgeschafft wird... Es kommen Vorlagen ins Parlament. Es passiert gar nichts. Auch die Randregionen...»

Anstatt ihn ausreden zu lassen, schnitt ihm Jonas Projer das Wort ab.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

A woman in a dark blue jacket is looking down at a child in a stroller. The child is wearing a red hat and a dark jacket, and is holding a colorful knitted blanket. The woman has a basket of eggs on her shoulder. The background is slightly blurred, showing other people in winter clothing.

GELESEN

«Bei der Kinderbetreuung ist die Schweiz ein Entwicklungsland»

GELESEN

«Wenn Kinder den Lebenslauf «ruinieren»

**Wir frieren seit Tagen.
Zahlen wir wenigstens
weniger Miete?**



GUIDER.CH

Die richtigen Antworten auf Ihre rechtlichen Fragen.
Schnell und kompetent. Online oder per Telefon.

Guider – Die Rechtsberatung des Beobachters.

Berlusconisierung

Von Kurt W. Zimmermann — Medien und Politiker lieben die Drohung der «Berlusconisierung». Es ist der schiefste Vergleich des Jahres.

Im August kaufte Christoph Blocher 25 Käseblättchen in der Ostschweiz auf. Die Blättchen heissen *Weinfelder Nachrichten* oder *Rheintaler Bote*.

Mit dem Kauf der 25 Blätter, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, sei nun eine «Berlusconisierung der Schweiz» zu befürchten.

Berlusconisierung meint, dass Industrielle neben ihrer traditionellen Branche auch in die Medien investieren. Das taten, soweit stimmt der Vergleich, sowohl Immobilienunternehmer Silvio Berlusconi wie Chemieunternehmer Christoph Blocher.

Sonst aber könnte der Vergleich der beiden B nicht schiefer sein. Blocher und Berlusconi können, wenn es um Medien geht, gegensätzlicher nicht sein.

Blocher liebt Zeitungen, Berlusconi findet sie überflüssig. Blocher hat darum nach der *Basler Zeitung* 25 kleine Gratis-Anzeiger übernommen. Berlusconi hingegen besitzt keine einzige Zeitung. Wenn man ihm vorschlagen würde, so wie Blocher lokale Käseblättchen wie die *Tribuna di Treviso* oder den *Corriere della Valle* zu kaufen, Berlusconi würde an einem sofortigen Lachanfall ersticken.

Berlusconi liebt Unterhaltung, Blocher hat daran kein Interesse. Berlusconi besitzt fünfzig Zeitschriften. Mit Ausnahme des News-Magazins *Panorama* gehören sie allesamt zum flockigen Bereich der People- und Lifestyle-Presse. Sie heissen *Donna Moderna* und *Cucina Moderna*. Sie sind frei von Politik. Politik interessiert Berlusconi in den Medien nicht.

Blocher ist das Gegenteil davon. Ihm geht es in den Medien nur um Politik.

Berlusconi setzt zudem voll auf Fernsehen, Blocher hat davon keine Ahnung. Auch im TV interessiert Berlusconi die Politik nicht. Seine drei Kanäle Canale 5, Italia 1 und Rete 4 sind reine Unterhaltungssender. Bekannt wurden sie durch die sogenannten *veline*, die langbeinigen, textilarmen Showgirls, die über den Bildschirm tänzeln. Mitunter schnappte sich Berlusconi eine der *veline* auch zum Privatgebrauch.

Politik gab es auf Berlusconi's TV-Kanälen nur bei Wahlen. Dann liess sich Berlusconi auf seinen eigenen Sendern von öligen Moderatoren interviewen. Kein Italiener nahm diese Clown-Nummern ernst. Man wartete bloss geduldig, bis endlich wieder die Beine der *veline* über den Bildschirm wirbelten.

Berlusconi ist ein medialer Scherzkeks. Blocher ist ein medialer Weltverbesserer. Grösser könnte der Gegensatz nicht sein.



Medialer Weltverbesserer: Christoph Blocher.

Dennoch ist die «Berlusconisierung» der Schweizer Medien zur Manie geworden. Starke private Verlage statt einer starken SRG bedeuteten eine «Berlusconisierung der Schweiz», weiss etwa SP-Nationalrat Matthias Aebischer. Als Blocher's *Basler Zeitung* mit der Churer *Südoschtweiz* eine redaktionelle Kooperation prüfte, beschwor der *Tages-Anzeiger* die «Berlusconisierung der Medienschweiz». Bei der «No Billag»-Initiative geht es für CVP-Nationalrat Alois Gmür um eine «Berlusconisierung der Medienlandschaft».

4,2 Milliarden versus 80 Millionen

Das alles ist natürlich blanker Unsinn. Noch unsinniger wird die gesuchte Parallele bei einem Grössenvergleich. Berlusconi macht mit seinem Unterhaltungskonzern einen Jahresumsatz von 4,2 Milliarden Franken. Blocher kommt mit seinem Politikladen auf 80 Millionen. Das ist auch dann wie Tag und Nacht, wenn man berücksichtigt, dass Italiens Medienmarkt viermal so gross wie der Schweizer Markt ist.

Die wahre Berlusconisierung wird darum Illusion bleiben. Wahre Berlusconisierung der Schweiz wäre, wenn Christoph Blocher im TV-Studio erscheint, beschlängelt von langbeinigen, textilarmen *veline*, die ihn gurrend umtanzen – das wäre eine reizvolle Vorstellung.

Bescherung

Von Henryk M. Broder — Die Hohe Schule des Zuspätkommens.

Historiker sagen, die Deutschen seien eine «verspätete Nation». Soll heissen: Als sich die deutschen Staaten nördlich der Mainlinie im Jahre 1866 zum Norddeutschen Bund unter der Führung Preussens vereinten, hatten andere Nationen die Erfahrung der Selbstfindung schon hinter sich. Auch als Kolonialmacht waren die Deutschen spät dran. Kaum hatten sie Deutsch-Südwestafrika und -Ostafrika, Kamerun und Togo unter ihre Kontrolle gebracht, mussten sie diese Kolonien wieder aufgeben. Bis in die jüngste Zeit ist das Zuspätkommen eine deutsche Spezialität. Die DDR-Deutschen hätten beinahe den Zusammenbruch des Kommunismus verpasst, wenn sie nicht am 9. November 1989 Westfernsehen geschaut hätten.



Womit wir bei Martin Schulz und der SPD wären, die bei den letzten Wahlen am 24. September mit 20,5 Prozent das zweitschlechteste Ergebnis ihrer Geschichte erkämpft hatte. Noch schlechter hatte die Partei von August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Friedrich Ebert und Willy Brandt nur bei der Reichstagswahl 1890 abgeschnitten, damals kam sie auf 19,8 Prozent.

Sechs Wochen dachte Martin Schulz über die Ursachen der Niederlage nach, bis er zu der Einsicht kam: «Nicht die Medien, nicht die Demoskopen und auch nicht die politischen Gegner sind schuld an unserer Wahlniederlage», nein, «der Kanzlerkandidat und die gesamte SPD haben diese Wahl verloren». Wer hätte das gedacht! Am allerwenigsten der Kanzlerkandidat, der noch zwei Tage vor der Wahl siegessicher verkündete, er werde der Nachfolger von Angela Merkel. Martin Schulz, das ist die Hohe Schule des Zuspätkommens. Die Grundausbildung gibt es im Alltag.

Nach dem Terroranschlag auf den Weihnachtsmarkt am Breitscheidplatz am 19. Dezember 2016 wurden alle Berliner Weihnachtsmärkte *post festum* mit Betonsperren gesichert. Dieses Jahr werden sie vorsorglich zu Hochsicherheitszonen umgebaut. Der 19. Dezember soll sich nicht wiederholen. Andere Städte wollen dem Berliner Beispiel folgen. In Essen warten siebzehn tonnenschwere «Panzersperren» auf ihren Einsatz; statt der geplanten 200 000 Euro sollen sie nur 120 000 Euro kosten. Die Stadt freut sich, sie spart 80 000 Euro! Weihnachten muss nicht teuer sein. Und das Christkind kommt im Panzerwagen zur Bescherung.

Paarlauf gegen Andersdenkende

Auf dem Blog «Geschichte der Gegenwart» schreibt das Professorenpaar Philipp Sarasin und Svenja Goltermann gegen alles an, was es für rechts hält. Die SVP sei längst «rechtsextrem». Die direkte Demokratie gefährde die Demokratie. *Eine Textanalyse von Philipp Gut*



«Es reicht jetzt»: Historiker Sarasin, Goltermann.

Man mag sich das Ganze vielleicht am besten als eine Art geistiges Striplokal veranschaulichen, in dem sich die Darsteller freiwillig selbst entblößen. Normalerweise haben Historiker ja den Anspruch, das Geschehene in seinem Kern zu erfassen und möglichst präzise und «ohne Zorn und Eifer» (Tacitus) zu beschreiben. Sie berufen sich gern auf den preussischen Professor Leopold von Ranke, der im 19. Jahrhundert den stilbildenden Satz prägte, die Geschichtswissenschaft stelle dar, «wie es eigentlich gewesen» ist. Das wäre zumindest ihr Anspruch.

Die Herausgeber von «Geschichte der Gegenwart» sehen es etwas anders. Im «Editorial» erklären sie ihre Herangehensweise so: Ihr Blog sei «politisch unabhängig, angriffslustig, nicht neutral, machtkritisch und intellektuell neugierig». Es gelte, «in die öffentliche Debatte mit historischem Blick, kulturwissenschaftlichem

Sachverstand und einer kritischen und reflexiven Form von Wissen zu intervenieren». Man wolle ins Feld der «medialen Meinungsproduktion der Schweiz» eingreifen, welches immer stärker ökonomischem und ideologischem Druck unterworfen sei.

Es geht also vor allem um Meinungen. Wie sich dies mit dem angestrebten «kulturwissenschaftlichen Sachverstand» und einer «kritischen und reflexiven Form von Wissen» verträgt, werden wir sehen.

Drahtzieher und Kopf von «Geschichte der Gegenwart» ist der Zürcher Geschichtswissenschaftler Philipp Sarasin, zu den Herausgebern zählen weiter seine Lebenspartnerin Svenja Goltermann, die Historikerin Gesine Krüger, die Slawistin Sylvia Sasse, die Genderforscherin und Feministin Franziska Schutzbach sowie einige weniger bekannte Historiker und Literaturwissenschaftler. Als Kontaktadresse wird

eine Anschrift in Berlin angegeben, dort sitzt Jascha Goltermann, der Sohn aus einer früheren Beziehung von Svenja Goltermann.

Arbeit an Blocher

Das Paar Sarasin/Goltermann gibt auch inhaltlich den Ton an. Beide schreiben oft über die gleichen Themen, wobei Philipp Sarasin rhetorisch und analytisch die etwas feinere Klinge führt. Inhaltlich verengt sich die Gegenwart, die ja für «intellektuell neugierige» Menschen tausend interessante und immer wieder neue Gegenstände bereithält, auf einige wenige Phänomene. «Top-Themen» sind Donald Trump, der Rechtspopulismus, die AfD sowie die SVP, die SVP, die SVP. Wir wollen es nicht verschweigen: Auch die *Weltwoche* kommt mit beinahe obsessiver Regelmässigkeit vor. Eine Nebenrolle spielt die NZZ. Die grössten Schweizer Medienhäuser, SRG, Tamedia und

Ringier, sind praktisch inexistent. Das erstaunt ein wenig, da sich die Herausgeber doch auf die «mediale Meinungsproduktion» in der Schweiz beziehen. Offenbar sehen sie in dieser Beziehung nicht alle Blätter als gleichermassen produktiv an.

Neben der *Weltwoche* arbeiten sich Philipp Sarasin und seine Mitstreiter mit Vorliebe an Christoph Blocher ab. Am 21. Februar 2016, kurz vor der Abstimmung über die SVP-Durchsetzungsinitiative (DSI), fragte sich Sarasin, wie es möglich sei, «dass Blochers Gerede von der Spaltung zwischen <Elite> und <Volk> so erfolgreich werden konnte». Sarasin ergründet diese Frage ausgerechnet am Beispiel der Durchsetzungsinitiative, die ja genau deshalb eingereicht wurde, weil das Bundesparlament die vom Volk angenommene Ausschaffungsiniziativa nicht umsetzte. Davon schreibt Sarasin allerdings kein Wort. Im Gegenteil: Er bezeichnet die Vorstellung eines Gegensatzes von Volk und Elite als «komplett verdrehte, ausschliesslich demagogische und ideologische Vorstellung». Christoph Blocher ist für Philipp Sarasin «der politische Mystiker aus Herrliberg».

Auch mit Blick über den Schweizer Tellerand hinaus scheint Sarasins These, es gebe gar keinen Gegensatz zwischen Elite und Volk, gewagt – in Zeiten, da von den Niederlanden über Grossbritannien, Frankreich, Deutschland und Österreich bis Tschechien radikale Umbrüche stattfinden und neue Protestbewegungen etablierte Parteien zurückdrängen oder bis zur Bedeutungslosigkeit pulverisieren. Doch Sarasin möchte die Rede von der «Classe politique», der «Elite» und dem «Volk» endlich aus unseren «mentalenen Textbausteinspeichern» löschen. «Es reicht jetzt!», meint er.

Volksrechte? Pfui!

Wie ein Echo auf den Aufruf ihres Partners Philipp Sarasin klingt, was Svenja Goltermann rund sechs Wochen später an die Adresse der *Weltwoche* schreibt: «Schluss jetzt, Roger Köppel, es reicht!» Ein Professorenpaar namens «Delete».

Für Svenja Goltermann ist der *Weltwoche*-Chefredaktor und SVP-Nationalrat Köppel ein gefährlicher «Schreibtischtäter», der unerträgliche rechtspopulistische Parolen verbreitet. «Es gilt also aufmerksam zu sein, wenn Schreibtischtäter sprechen», mahnt Goltermann. «Denn sie sind darauf aus, nicht nur Sprechweisen und Bedeutungen zu verschieben, sondern auch Rechts- und Gerechtigkeitsvorstellungen zu ändern. Gerade in einem Land, in dem durch Volksabstimmungen über die Ausformulierung von Rechtsnormen mitentschieden wird, ist das nicht belanglos.» Professorin Goltermann stösst sich offensichtlich daran, dass in der Schweiz die Stimmbürger das Sagen haben. Dieses

Misstrauen, ja Unverständnis gegenüber der direkten Demokratie begegnet einem in der «Geschichte der Gegenwart» auf Schritt und Tritt.

Obwohl die Stimmbürger die Durchsetzungsinitiative deutlich mit 58,9 Prozent abgelehnt haben, findet Svenja Goltermann das Ergebnis «nicht nur bedauerlich, sondern fatal und alarmierend». Die «Demagogen der SVP» hätten den Abstimmungskampf trotz

Offener Rassismus? Hassprediger? Dubiose rechte Netzwerke? Zusammengekaufte Medienmacht?

deutlicher Niederlage «auch gewonnen». Die «liberale Presse» feiere die Zivilgesellschaft und schweige zum «Erfolg der rechtsextremen SVP». Hoppla.

Aufschlussreich an diesem Beitrag vom 8. März 2016 ist auch die folgende Passage: «Aber man stelle sich für einen Moment einmal vor, es gäbe in Deutschland oder Frankreich das Instrument einer Volksinitiative», schreibt Goltermann, «und es wäre der AfD beziehungsweise dem Front National gelungen, 41,1 Prozent der Stimmen für eine vergleichbare Initiative wie die DSI zu erreichen! Oder man stelle sich schlicht vor, die AfD oder der Front National wären in den dortigen Ländern die stärkste politische Kraft im Parlament!»

Interessant: Für die deutsche Professorin Goltermann, die Jahr für Jahr unsere Geschichtsstudenten ausbildet, ist die Vorstellung offenbar ein Horror, dass man in ihrer Heimat Deutschland oder in Frankreich, dem Land der Revolution, im Namen von «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit» die Bürger über wichtige Sachfragen abstimmen lässt. Direkte Demokratie? Pfui.

Eine Woche später, am 15. März 2016, war wieder Goltermanns Partner Philipp Sarasin dran mit der Frage: «Was verbindet die deutschen Rechtsextremen mit der Schweizer SVP?» Dass die SVP «rechtsextrem» sei, ist eine Lieblingsidee des Gespanns Sarasin/Goltermann. Argumente im Sinn von Fakten, die diesen Vorwurf belegen würden, findet man in ihren Texten aber kaum. Sie setzen vielmehr auf die Macht der Wiederholung. In den letzten zwei Jahrzehnten sei von den Volksrechten «oft ein so extensiver und ideologisch radikalisierten Gebrauch» gemacht worden, «dass sich die Demokratie gleichsam gegen sich selbst zu wenden begann», so Sarasin. Die (direkte) Demokratie mit Volksabstimmung und Referendum ist für die Macher von «Geschichte der Gegenwart» suspekt, weil sie bisweilen Ergebnisse produziert, die ihren eigenen Ansichten zuwiderlaufen.

Im selben Blog-Beitrag vom 15. März 2016 behauptet Philipp Sarasin, die «extreme Rech-

te, heisse sie nun AfD oder SVP», nehme billigend in Kauf, dass im Mittelmeer Hunderte von Flüchtlingen ertrinken. Und wörtlich: «Sie macht aus dem Tod der Anderen ein politisches Programm. Grenzüberschreitend.» Das ist eine ungeheuerliche Unterstellung. Nur trifft sie ins Leere: Inzwischen hat sich bis zur EU in Brüssel die Erkenntnis durchgesetzt, dass es umgekehrt ist: Es ist mörderisch, die Migranten überhaupt erst in den seeuntauglichen Schlepperkähnen aufs Meer hinauszulocken. Von solchen Fakten lässt sich Professor Sarasin nicht irritieren.

Beteuern, nicht belegen

In diesem Ton brachialer Pamphletrhetorik geht es beinahe im Wochenrhythmus weiter. Am 24. März 2016 greift erneut Sarasins Geliebte Svenja Goltermann in die Tasten. «Rechtsextremist, Opportunist oder nur ein wenig Karrierist? Vom Nutzensgeschichtswissenschaftlicher Lektüre für das Leben» überschreibt Goltermann ihren Artikel. Wer aufgrund der Anspielung auf Friedrich Nietzsche und auf seinen berühmten Aufsatz «Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben» ähnlich erhellende Gedanken von Svenja Goltermann erwartet, sieht sich getäuscht. Das einzige Bestreben des Textes scheint es, zu beteuern – nicht zu belegen –, wie schlimm doch die AfD und die SVP seien. Wer glaube, die «neue Rechte», wozu Goltermann auch die SVP zählt, sei «politisch keine Gefahr, weil ihre Anhänger nicht alle <extrem> seien», der irre sich gewaltig. Auch unter den Nazis seien nicht «alle gleichermassen Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie und <rechtsextrem> gewesen», so Goltermann. Sind dies der «kulturwissenschaftliche Sachverstand» und die «kritische und reflexive Form von Wissen», die «Geschichte der Gegenwart» für sich beansprucht? Ist dieser polemisi-

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

sche Verleumdungsstil wirklich das Niveau, das neuerdings von Professoren an der Uni vorgelebt wird? Ist dies der neue historische Industriestandard?

«Diskursive <rote Linien>»

Sarasin und Goltermann sind nicht die einzigen Autoren von «Geschichte der Gegenwart», die mit der direkten Demokratie – einer der Säulen der Schweizer Verfassung – ihre liebe Mühe haben. Kijan Espahangizi, ein Deutschiraner, der «als Arbeitsmigrant» in der Schweiz lebt, wie er sagt, und ironischerweise zur «postmigrantischen Gesellschaft» forsch, schrieb am 1. Oktober 2017 im Blog: «Anders als in Deutschland schafft es das Pendant zur AfD, die Schweizerische Volkspartei SVP, nicht nur regelmässig bis zu 30 Prozent Wählerstimmen zu holen. Für Volksabstimmungen mobilisiert sie mit hohem finanziellen Mitteleinsatz für flächendeckende Werbung, zusammengekaufter Medienmacht und dubiosen rechten Netzwerken nicht selten absolute Mehrheiten.» Für Espahangizi ist Roger Köppel ein «Hassprediger», und er meint: «Man müsste genauer untersuchen, in wie weit die Tatsache, dass es in Deutschland anders als in der Schweiz immer noch diskursive <rote Linien> bezüglich rechtsradikaler Aussagen gibt, die Wählerinnen und Wähler in Deutschland etwas mehr als in der Schweiz darin brems, sich für Parteien mit offenem Rassismus zu entscheiden.»

Offener Rassismus? Hassprediger? Dubiose rechte Netzwerke? Zusammengekaufter Medienmacht? Einem Nachwuchsjournalisten würde man solche Behauptungen nicht durchgehen lassen, ohne dass sie mit Beispielen belegt werden. Für Wissenschaftler, die sich in das politische Feuilleton verirren, gelten diese Masstäbe offensichtlich nicht.

Maulkorb für Rechte

Wie war das noch mal mit der Toleranz und der Freiheit, die sich auch auf Meinungen erstreckt, die nicht die eigenen sind? Im Herausgeberkreis von «Geschichte der Gegenwart» scheint man diese aufklärerische Maxime vergessen zu haben. Niemand führt uns den Bankrott des liberalen Denkens und die Geringschätzung demokratischer Institutionen so plastisch vor Augen wie die Genderforscherin, Feministin und Mitherausgeberin von «Geschichte der Gegenwart», Franziska Schutzbach: «Ich fürchte, es wird nicht funktionieren, die rechtsnationalen Kräfte in Europa auf formal-demokratischem Weg zurückzudrängen», schrieb Schutzbach am 23. Mai

2016 auf ihrem privaten Blog «Präzis und kopflos». Darin ruft sie zu einem «sofortigen parlamentarischen Ungehorsam» gegenüber Politikern und Parteien auf, die sie als rechts klassifiziert. «Wie wäre es, wenn jede Nationalratssitzung verlassen wird, in der ein Rechter auch nur den Mund aufmacht, jede rechte Abstimmungsvorlage für ungültig erklärt wird?», fragt Schutzbach. Man habe es «mit Feinden der Demokratie zu tun, denen die demokratische Legitimation schon längst hätte aberkannt werden müssen».



Franziska Schutzbach.

Die Repression der «Rechten» solle sich auch auf das Wirtschaftliche erstrecken, also den Brotkorbterror einschliessen: «Keine Anzeigen mehr in der Weltwoche, Taxiunternehmen und Fluggesellschaften sollten keine Rechtsnationalen mehr transportieren, Veranstaltungsorte und Hotels keine SVP-Zusammenkünfte mehr in ihren Räumlichkeiten zulassen», fordert Schutzbach. Rechte

Politiker sollten nicht mehr akzeptiert werden, auch «dann nicht, wenn diese gewählt wurden». Kein Zweifel: Svenja Goltermann würde an dieser Stelle «mit historischem Blick» und «kulturhistorischem Sachverstand» an den Nazi-Slogan «Kauft nicht bei Juden» erinnern, wenn es sich nicht zufällig um ihre Gesinnungsgenossin und Mitherausgeberin Franziska Schutzbach handelte.

Für die Uni ist das «privat»

Ist es zulässig, dass Professoren und Dozenten – Schutzbach lehrt an der Uni Basel – sich derart rabiat gegen die freie Meinungsäusserung und die Demokratie stellen? Gilt für Lehrer nicht das Gebot politischer Neutralität?

Die Universität Zürich sagt auf Anfrage, es handle sich um Artikel auf einer «privaten Website». Die Autoren sprächen nicht im Namen der Universität. Sicher. Doch lassen sich

die Grenzen so scharf ziehen? Mehrere Herausgeber und Autoren von «Geschichte der Gegenwart» sind nicht nur ordentliche Professoren mit einem ordentlichen Professorenlohn, sie sind auch Mitglieder des Zentrums Geschichte des Wissens (ZGW), das von Universität und ETH Zürich gemeinsam betrieben wird. Als Direktorin amtiert Svenja Goltermann, Geschäftsführer ist Kijan Espahangizi. Ehemaliger Direktor war Philipp Sarasin. Im erweiterten Direktorium sitzt Flurin Condrau, der Ex-Chef von Medizinhistoriker und Weltwoche-Autor Christoph Mörgeli, der aus politischen Gründen von der Universität Zürich entfernt worden ist. Von der Universität Zürich fließen jedes Jahr 75 000 Franken an das ZGW, ähnlich viel dürfte es von der ETH sein, die bis Redaktionsschluss nicht geantwortet hat. Zusätzlich wird der Lohn von ZGW-Geschäftsführer Espahangizi von der Universität Zürich und somit von den Steuerzahlern berappt. Ob diese Autoren des Blogs in ihrer Freizeit für diesen schreiben oder während ihres Jobs an der Uni, ist nicht bekannt.

Kaum eigene Ideen

Fazit: Man kann sich über den unverhohlenen freiheitsfeindlichen Geist wundern, der sich in

«Fluggesellschaften sollten keine Rechtsnationalen mehr transportieren.»

den Köpfen dieser Wissenschaftler breitmacht. Man kann ihre ungeschminkten Äusserungen aber auch als einen Dienst am Leser sehen: Indem sie ihren persönlichen Meinungen, Werturteilen und Ressentiments freien Lauf lassen, heilen sie uns von der idealistischen Vorstellung, dass es sich in ihren Werken um wertfreie Wissenschaft handle. Was ist von jemandem zu erwarten, der sich so einseitig über die an Quellen überreiche Gegenwart äussert, wenn er sich erst an der Vergangenheit vergreift?

«Geschichte der Gegenwart» erscheint als Indiz für die Verengung des Meinungsspektrums an der Universität, für den ideologischen Schrebergarten, der vor allem in geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern kultiviert wird.

Und noch etwas: Täuscht der Eindruck, dass die Autoren aus einer ins Aggressive gewandten Defensive heraus schreiben? Man findet kaum eigene Ideen, eigene Vorstösse, auch keine eigenen politischen Initiativen. Darüber staunte sogar die sonst mit Sarasin, Goltermann und Co. übereinstimmende linke WOZ, die fragte: «Muss man die direkte Demokratie gleich einschränken, nur weil die Rechte die Instrumente besser nutzt als die Linke?» O



Hohes Eintrittsgeld

Die EU versucht der Schweiz neue Kohäsionszahlungen abzupressen. Für unser Land geht es um vitale Interessen, wie zum Beispiel um die Anerkennung der Schweizer Börse als Handelsplatz für europäische Aktien. *Von Hubert Mooser*

Die Episode steht in einem vertraulichen Papier des Aussendepartements: Es war am World Economic Forum in Davos Anfang Jahr. Der Schweizer Bundesrat war mit einem Grossaufgebot aufmarschiert, dem auch Finanzminister Ueli Maurer (SVP) angehörte. Maurer nützte die Gelegenheit, um auch mit dem Vizepräsidenten der EU-Kommission Valdis Dombrovskis ein Gespräch zu führen. Denn im August 2016 hatte die EU den bis dahin regelmässigen Austausch mit Schweizer Vertretern über Finanzmarktfragen auf Eis gelegt. Und Maurer wollte nun bei Dombrovskis Druck machen für die Wiederaufnahme dieser Gespräche.

Aber was der SVP-Bundesrat von ihm zu hören bekam, war nicht ganz nach dem Geschmack Maurers. Weitere Gespräche, liess der hochrangige EU-Funktionär durchblicken, hingen vom Fortschritt in allen offenen Fragen zwischen der Schweiz und der EU ab – namentlich von einem Rahmenabkommen und von weiteren Zahlungen an die EU-Oststaaten.

So steht es in einem vertraulichen Dokument vom Frühjahr 2017 des damaligen Aussenministers Didier Burkhalter, mit dem er den Bundesrat über offene Fragen zwischen der Schweiz und der EU aufdatierte.

Vom Handel abgeschnitten

Ein Streitpunkt ist das Anliegen der Schweiz, dass die EU-Kommission die Schweizer Finanzmarktregulierung als gleichwertig ansieht. Nur dann erhalten die Finanzdienstleister auch Zugang zum EU-Markt. Im Diplomatenjargon ist von einem Äquivalenzentscheid die Rede. Für die Schweizer Finanzbranche ist ein solcher Entscheid der EU von grosser Bedeutung. Es geht dabei zum Beispiel auch um die Anerkennung der Schweizer Börse als Handelsplatz für EU-Aktien. Spätestens bis zum 3. Januar 2018 braucht man grünes Licht aus Brüssel. Ohne einen Entscheid wären EU-Effektenhändler ab dem genannten Datum faktisch vom Handel an der Schweizer Börse abgeschnitten, was für den Finanzplatz Schweiz insgesamt negative Konsequenzen hätte. Brüssel hat aber in den vergangenen Monaten den Entscheid verzögert – um unter anderem die Zahlung von 1,3 Milliarden Franken zugunsten des EU-Kohäsionsfonds zu erwirken.

Über diesen Fonds finanzieren die reicheren Staaten Projekte in den ärmeren Regionen der EU. Die Schweiz hat in den letzten zehn Jahren

bereits einen Betrag von 1,3 Milliarden Franken überwiesen, die Zahlungsperiode endet jetzt.

Laut dem Burkhalter-Papier sind aber die von der EU diktierten Bedingungen, welche die Schweiz für die Anerkennung der Schweizer Börse erbringen muss, eine unzulässige Diskriminierung der Schweiz gegenüber anderen Drittstaaten. Explizit wird in diesem Papier auch darauf verwiesen, dass die Erfüllung von Vorbedingungen für den Bundesrat ein No-Go darstellt. Aber unter dem Druck des Finanzsektors, für den die Anerkennung der Börse vital ist, begann nun der Bundesrat sel-



Kehrtwende: Leuthard, Juncker.

ber die Kohäsionsmilliarde mit offenen Fragen zwischen der Schweiz und der EU zu verknüpfen.

Die Frage war nicht mehr, ob man überhaupt noch Gelder nach Brüssel überweisen sollte, sondern unter welchen Bedingungen. Die Kehrtwende vollzog der Bundesrat im April 2017 nach dem Treffen zwischen Bundespräsidentin Doris Leuthard und EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker. «In sämtlichen Bereichen werden wieder technische Gespräche aufgenommen», verkündete Leuthard – und liess sich als Eisbrecherin feiern. Unter dem Eindruck des sich anbahnenden Tauwet-

ters in der Beziehung zwischen der Schweiz und der EU wollte Aussenminister Burkhalter den EU-Kommissaren den Vollzug der Kohäsionszahlungen sofort melden. Doch dann entflammte im Bundesrat ein Streit darüber. Burkhalter zog den Kürzeren, gab dann seinen Rücktritt bekannt – musste aber trotzdem vor den Medien die neue Strategie des Bundesrates in Sachen Kohäsionszahlung vertreten. Ob man wirklich einen weiteren Kohäsionsbeitrag leisten wolle, erklärte Burkhalter nun, entscheide die Landesregierung, wenn sie den Gesamtüberblick über die Fortschritte der Verhandlungen in allen Dossiers habe. Bis dahin hatte der Bundesrat tunlichst vermieden, die Zahlungen mit substanziellen Verhandlungsfortschritten zu verbinden.

Für diesen Strategiewechsel zeichnet Finanzminister Ueli Maurer verantwortlich. Er hatte in der entscheidenden Bundesratssitzung den Antrag eingebracht, die Zahlung von 1,3 Milliarden Franken mit der Bedingung zu verknüpfen, es müsse zuerst ein ausgewogenes Ergebnis vorlie-

Für diesen Strategiewechsel zeichnet Finanzminister Ueli Maurer verantwortlich.

gen. Was unter einem ausgewogenen Ergebnis zu verstehen sei, habe man nicht explizit ausformuliert, sagen bundesratsnahe Kreise. Für alle Bundesräte sei es aber klar gewesen, dass damit zum Beispiel die Aktualisierung des Abkommens über technische Handelshemmnisse gemeint war. Ohne diese Anpassungen haben die Schweizer Exporteure keine Gewähr, dass ihre Geräte auf dem EU-Markt zugelassen sind. Interessant ist, dass sich SVP-Bundesrat Maurer mit seinem Antrag, anders als seine Partei, nicht partout gegen weitere Kohäsionszahlungen an die EU aussprach.

Wenn Bundespräsidentin Leuthard am 23. November Juncker in Bern empfängt, wird sie ihm wohl die frohe Botschaft einer weiteren Milliardenzahlung an den EU-Kohäsionsfonds überbringen können. Es gebe Anzeichen, dass eine Mehrheit im Bundesrat dafür sei – mit oder ohne den neuen Aussenminister Ignazio Cassis –, sagen bundesratsnahe Kreise. Und so tut die Schweiz am Ende vielleicht genau das, was Dombrovskis verlangt hatte: Sie leistet Zahlungen an EU-Länder, damit Banken und Industrie weiterhin mit den EU-Mitgliedstaaten geschäften können. ○

Das «No Billag»-Abstimmungsbüchlein

Am 4. März 2018 wird über die «No Billag»-Initiative abgestimmt. Diese will die Gebühren für Fernsehen und Radio abschaffen. Bedeutet ein Ja zur Initiative das Ende der SRG oder den Anfang einer neuen SRG? Von Kurt W. Zimmermann



Der Koloss SRG ist zu gross geworden.

Die schwärzeste Prognose kommt vom neuen SRG-Generaldirektor Gilles Marchand. Bei einem Ja zur «No Billag»-Initiative gibt es für ihn nur einen Plan A: «Dann löschen wir das Licht und schliessen die Studios.»

Auch SRG-Präsident Jean-Michel Cina hat bei einem Ja zu «No Billag» keinen Plan B: «Dann können wir nur liquidieren.»

Ist das reine Propaganda mit Blick auf die Abstimmung vom 4. März? Oder verschwindet bei einem Ja zu «No Billag» das Unternehmen SRG tatsächlich spurlos von der Erdoberfläche? Unser Abstimmungsbüchlein, das sich an die traditionellen Abstimmungserläuterungen des Bundesrats anlehnt, kommt zu einem anderen Schluss.

Das Wichtigste in Kürze

Bisher zahlte jeder Haushalt 451 Franken im Jahr für die SRG. Ab 2019 soll der Betrag auf 365 Franken sinken, wie Medienministerin Doris Leuthard aus abstimmungstaktischen Gründen eben angekündigt hat. Dafür zahlen künftig auch alle Firmen mit mehr als einer halben Million Franken Umsatz eine Gebühr von bis zu 35 590 Franken im Jahr. Die «No Billag»-Initiative will all diese Zwangsgebühren aufheben.

Die Vorlage im Detail

Der Initiativtext formuliert den Artikel 93 der Verfassung zu Radio und Fernsehen in der Bundesverfassung teilweise neu. Der Initiativ-

text hat fünf Absätze. Die SRG wird darin nicht erwähnt.

Entscheidend ist Absatz 5. Er lautet: «Der Bund oder durch ihn beauftragte Dritte dürfen keine Empfangsgebühren erheben.» Absatz 4 sagt zudem: «Der Bund subventioniert keine Radio- und Fernsehstationen.»

Die Finanzierung einzelner Sendungen von Radio- und Fernsehstationen ist dem Staat hingegen nicht verboten. Es «könnten also entsprechende Förderungsgesetze geschaffen werden», wie die NZZ kommentierte.

Das ist wichtig, weil Parlament und Bundesrat auch bei einem Ja zur «No Billag»-Initiative künftig ausgewählte SRG-Sendegefässe finanziell unterstützen können. Es werden die Informationssendungen von Radio- und TV-Stationen sein.

Die Beratung im Parlament

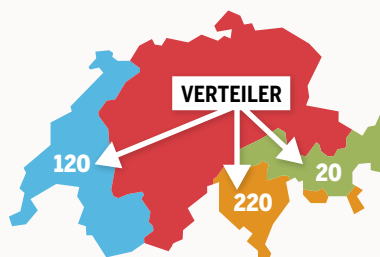
Die Debatte im Parlament war keine Diskussion, sondern ein rhetorisch-religiöser Austausch von Proklamationen. Gegner und Befürworter der Initiative argumentierten auf zwei völlig unterschiedlichen Ebenen und redeten darum aneinander vorbei.

Die Gegner der Initiative argumentierten stark nationalistisch. Für sie sichert die SRG den nationalen Zusammenhalt. Ohne diesen Landesfunk drohe die Schweiz auseinanderzubrechen. Als Beleg führen sie die Gebühreneinnahmen an, die von der Deutschschweiz in die Westschweiz und das Tessin fließen. Ohne solche Quersubventionierung, sagen die Gegner, seien Radio und TV in der lateinischen Schweiz nicht mehr möglich.

Der Subventionsfluss in der SRG

Eingenommene und zur Verfügung stehende Gebührengelder der SRG, in Mio. Franken (2016)

REGION	EINNAHMEN	VERFÜGBAR
■ Deutschschweiz	885	525
■ Westschweiz	280	400
■ Italienische Schweiz	45	265
■ Rätomanische Schweiz	5	25



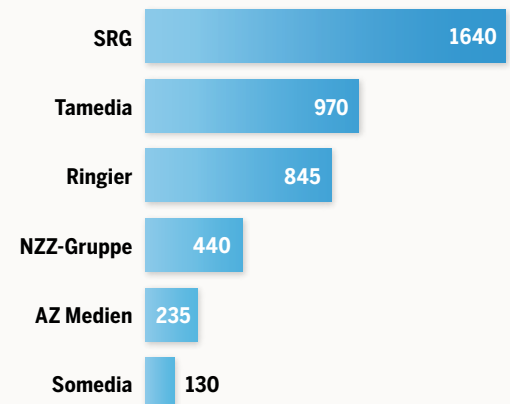
QUELLE: SRG-SSR

Zugleich schiessen sich die Gegner auf die privaten, kommerziellen Medienhäuser ein. Statt Qualitätsjournalismus zu liefern wie die SRG, würden künftig private Medienhäuser von NZZ bis Tamadia mit ihren TV- und Radio-Programmen nur zur «Verblödung» (SP-Nationalrätin Jacqueline Badran) beitragen. Darunter leide dann die Demokratie, weil die öffentliche und neutrale Information zu politischen Fragen zusammenbreche.

Die Befürworter der Initiative argumentieren stark ordnungspolitisch. Der Koloss SRG ist für die kleine Schweiz zu gross geworden und ruiniert mit seinen Gebührenmilliarden und seiner aggressiven Wettbewerbsstrategie die privaten Medienhäuser.

Die grössten Medienhäuser der Schweiz

Inlandumsatz, in Mio. Franken



QUELLE: FIRMEN-JAHRESBERICHTE

Die Befürworter kritisieren, dass die SRG reihenweise Shows, Serien und Sport liefert, bei denen sie die privaten Anbieter dank ihrer Mediensteuer überbietet, statt ihnen diese Formate zu überlassen. Im Werbemarkt fährt die SRG eine ebenso aggressive Verdrängungsstrategie und ist eine Werbeallianz mit Swisscom und Ringier eingegangen.

Die Befürworter glauben, dass auch private Anbieter hochstehenden Journalismus liefern, so wie das die Tageszeitungen seit Jahrhunderten beweisen. Sie stossen sich daran, dass Hunderttausende von Schweizern staatlich verordnete SRG-Gebühren zahlen müssen, obwohl sie die Programme nie nutzen.

Wie zuvor der Ständerat lehnte der Nationalrat mit 122 zu 42 Stimmen die «No Billag»-Initiative ab. Der Gegenvorschlag der SVP, der

tieferen Gebühren von 200 Franken vorschlug, wurde mit 108 zu 70 Stimmen abgelehnt. Dies führte dazu, dass die SVP als einzige Bundesratspartei die Ja-Parole beschloss.

Die Position des Bundesrats

Nach der Abstimmung über das Radio- und TV-Gesetz, die der Bundesrat 2015 nur hauchdünn gewann, kündigte Medienministerin Doris Leuthard eine ergebnisoffene Debatte zu SRG und Service public an. Die Debatte fand nie statt. Der Bundesrat steht bis heute kritiklos hinter der SRG und verzichtete darauf auf einen Gegenvorschlag zur Initiative.

Die Folgen bei einem Nein zu «No Billag»

Die Folgen bei einem Nein zur Initiative sind einfach zu beschreiben. Es ändert sich nichts.

Die SRG wird weiter wachsen. Ihre heutigen Einnahmen von 1,64 Milliarden Franken gehen bald auf 1,7 Milliarden hoch. Hilfreich dabei ist, dass ihr der Bundesrat neuerdings die bisher verbotene Zielgruppen-Werbung erlaubt. Die SRG darf nun die Konsum- und Lebensgewohnheiten der Bürger erfassen und sie dann mit individuellen Werbebotschaften angehen.

Die Folgen bei einem Ja zu «No Billag»

Die Folgen bei einem Ja zur Initiative sind komplexer. Zusammenfassend kann man sagen: Die SRG wird von einer 1,6-Milliarden-Firma zu einer 1,2-Milliarden-Firma schrumpfen.

Ein Ja zu «No Billag» wird der SRG einerseits empfindliche Mindereinnahmen bei den Gebühren bringen. Es wird ihr aber auch spürbare Mehreinnahmen eintragen, weil bisherige Beschränkungen wegfallen. Dies zeigt der Budgetvergleich bei einem Ja und einem Nein zur Initiative.

Einnahmen der SRG bei Annahme und bei Ablehnung der «No Billag»-Initiative

In Mio. Franken

Einnahmen	Ja zu «No Billag»	Nein zu «No Billag»
Empfangsgebühren	310	1220
TV-Werbung/Sponsoring	300	280
Radio-Werbung	80	0
Online-Werbung	40	0
Programmertrag	30	45
Übrige Erträge	70	75
Distributions-Verbilligung	80	0
Fördergelder des Bundes	250	20
Fördergelder der Kantone	50	0
Fördergelder von Privaten	30	0
EINNAHMEN TOTAL	1240	1640

QUELLE: JAHRESBERICHT SRG SSR, MARKTSCHÄTZUNGEN

Bei einem Ja zu «No Billag» sinken die Gebühreneinnahmen von heute 1,22 Milliarden Franken massiv. Das Schweizer Fernsehen muss

dann von obligatorischen Abgaben zu freiwilligen Abgaben wechseln, also von einem Zwangsmodell zu einem Pay-TV-Modell. Es ist schwierig, zu schätzen, wie viele Haushalte und Unternehmen in Zukunft bezahlen werden, um das SRG-Programm weiter empfangen zu können.

Realistisch scheint, dass 25 Prozent der Nutzer ein SRG-Abonnement zu den heute geltenden Preisen kaufen werden.

Nach der Selbsteinschätzung der SRG-Spitze könnte zwar mit einer deutlich höheren Abo-Quote gerechnet werden, weil sie ihre Sender für dermassen beliebt in der Bevölkerung hält. Das ist Wunschdenken. In einer nüchternen Analyse bleibt ein Viertel der heutigen Kunden bei der Stange. Die Publikums-einnahmen sinken damit von 1220 auf 310 Millionen Franken.

Neue Chancen im Werbemarkt

Im Werbemarkt eröffnen sich der SRG hingegen neue Chancen, weil bei einem Ja bisherige Konzessionsauflagen entfallen. Bei der TV-Werbung etwa kann die SRG aggressiver vorgehen, weil sie längere Werbeblöcke, mehr Unterbrecherwerbung und neue Zielgruppen-

Bei einem Ja zu «No Billag» muss die SRG rund 400 Millionen Franken einsparen.

werbung bieten kann. Dennoch bleibt ihr Ertragspotenzial limitiert, weil ihre Einschaltquoten im Pay-TV-Modell sinken werden.

Die SRG-Radiostationen sind, wie bisher, für alle Hörer zu empfangen. Die SRG darf aber bei einem Ja zu «No Billag» neue Radio-Werbung machen. Ihre Sender haben einen Publikumsanteil von über 60 Prozent, und der Radio-Werbemarkt wird mit ihrem Markteintritt explodieren. Zu erwarten sind 80 Millionen Franken an zusätzlichen Einnahmen, womöglich auch mehr.

Auch Online-Werbung, anders als heute, ist den SRG-Websites bei einem Ja gestattet. 40 Millionen Franken an Mehreinnahmen sind eine konservative Annahme, weil die SRG mit ihrem gewaltigen Videobestand eine entscheidende Werbewährung in der Hand hält.

Bundeszuschüsse und Fördergelder

An direkten Bundeszuschüssen bekommt die SRG derzeit nur 20 Millionen Franken für ihren Auslanddienst Swissinfo. Bei einem Ja zu «No Billag» werden diese Zuschüsse deutlich steigen.

Die SRG hat, so wie bereits die Presse, nun Anrecht auf Infrastruktur-Zuschüsse. Die Verlage bekommen jährlich 150 Millionen Franken zur Verbilligung der Zeitungszustellung. Bei der SRG machen die Kosten für Distribu-

tion und Kontribution, also für Verbreitung und Aussenübertragungen, rund 130 Millionen Franken aus. Eine der Presse vergleichbare SRG-Entlastung von 80 Millionen wäre politisch unbestritten.

Zudem kann der Bund bei einem Ja zu «No Billag» einzelne Informationssendungen der SRG unterstützen, von der «Tagesschau» über «Temps présent» bis «Il Quotidiano». Eine solche Förderung des Service public wird etwa im Gewerbeverband, der «No Billag» unterstützt, bereits erwartet. Auch die SVP könnte wohl mit einem solchen Vorschlag leben, da auch sie eine kleinere SRG, aber keinen SRG-Kahlschlag will.

250 Millionen Franken an Bundesgeldern zur Programmunterstützung scheinen realistisch und politisch durchsetzbar. Das entspricht 40 Prozent der SRG-Kosten von 600 Millionen Franken für Information. Der Bund wird als Gegenleistung für seine Finanzhilfe verlangen, dass ein Teil der SRG-Informationsprogramme im Free-TV ausgestrahlt werden, empfangbar für alle TV-Nutzer. Das ist auch kommerziell vorteilhaft, denn es hebt die Einschaltquoten und Werbepreise.

Auch die Kantone der Westschweiz und das Tessin sowie Graubünden werden bei einem Ja zu «No Billag» der SRG unter die Arme greifen, um den öffentlichen Rundfunk in ihren Sprachregionen sicherzustellen. Möglicherweise ziehen auch einzelne Deutschschweizer Kantone mit. Die Schätzung von 50 Millionen Franken an kantonalen Zuschüssen scheint eher konservativ gerechnet.

Und schliesslich wird die SRG auch private Fördergelder erhalten. Sie stammen von Stiftungen und Kulturfonds, denen der öffentliche Rundfunk ein politisches Anliegen ist.

Mögliche Übergangsphase

Bei einer Ablehnung der «No Billag»-Initiative am 4. März 2018 ist die Gebührenfrage bis auf weiteres vom Tisch.

Bei einer Annahme von «No Billag» schreibt der Initiativtext vor, dass «die erforderlichen Ausführungsbestimmungen» vom Bundesrat auf 1. Januar 2019 in Kraft gesetzt werden.

Das ist unrealistisch. Bei einem Ja zu «No Billag» ist die SRG enorm gefordert. Sie muss rund 400 Millionen Franken einsparen. Das ist machbar, braucht aber genügend Zeit. Zudem muss die SRG neue Angebote wie bezahlte Abos und Radio- und Online-Werbung im Markt lancieren. Bundesrat, Kantone und Parlament wiederum brauchen Zeit, um mögliche Förderungen für Infrastruktur und Programme der SRG abzuklären und zu beschliessen.

Die Übergangsphase muss darum in Absprache mit den Initianten von «No Billag» um achtzehn Monate verlängert werden.

Eine neue SRG wäre dann auf den 1. Juli 2020 startklar. ○



Galionsfigur für die SRG: Moderatorin Vetsch.



Eigene Interessen: Journalistik-Professor Wyss.



Angst ums Geld: Swiss-Olympics-Chef Stahl.

Auftritt der Profiteure

Obwohl erst in vier Monaten abgestimmt wird, haben sich die Verteidiger der Billag-Gebühren bereits formiert. Fast alle, die irgendwie vom Billag-Gebührentopf profitieren, bringen sich gegen die Volksinitiative «No Billag» in Stellung. Von Florian Schwab

Hans-Ulrich Bigler ist erstaunt. Der FDP-Nationalrat und Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes (SGV) kann sich «nicht an einen derart frühen Start für eine Abstimmungskampagne erinnern». Die Volksinitiative «No Billag», welche die Radio- und Fernsehgebühren abschaffen will und über die am 4. März abgestimmt wird, sei diesbezüglich eine Premiere.

Für einen Zufall hält Bigler den frühen Zeitpunkt nicht. Er vermutet, dass die SRG ein starkes Interesse daran habe, dass die Vorkampagne möglichst früh beginne. «Man spekuliert offenbar darauf, dass mit zunehmender Dauer des Abstimmungskampfes sich immer mehr Interessengruppen um die SRG scharen» und dass damit die Zustimmung zum Volksbegehren abnehme, so Bigler. Einen Beweis für diese These hat der SGV-Chef zwar nicht, jedoch komme er sich von den Nachrichtenjournalisten der SRG «zeitweise fast belagert vor», seit der Gewerbeverband am 25. Oktober die Ja-Parole zur Volksinitiative beschlossen hat. «Es ist schon ungewöhnlich, wie früh und mit welcher Vehemenz diese Initiative von der SRG in ihren Sendungen thematisiert wird», sagt Bigler.

Für Biglers Vermutung spricht auch, dass der Gewerbeverband kurz vor der Parolenfassung einen Brief vom Verlegerverband (Verband Schweizer Medien, VSM) erhalten haben soll, in dem die Vertreter der privaten Medien den SGV

vergeblich darum ersuchten, nicht die Ja-Parole zu fassen. Die Existenz dieses Briefes will Bigler auf Anfrage nicht bestätigen. Tatsache ist aber: Am vergangenen Sonntag trat Markus Somm, Chefredaktor, Verleger und Miteigentümer der *Basler Zeitung*, im «Sonntalk» auf Tele Züri auf und bekannte sich «als Vertreter des VSM» zu einem «Nein zu «No Billag».

Genau am gleichen Tag warteten *Sonntagsblick* (Ringier-Verlag) und *Sonntagszeitung* (Tamedia) mit fast identischen Titelgeschichten auf: «TV-Liebliche lassen SRF im Stich», prangte auf Seite eins des *Sonntagsblicks*, bei der *Sonntagszeitung* konnte man an derselben Stelle lesen: «Schweizer Popmusiker lassen SRF im Stich». Zufall? Die Frage, ob es sich um eine konzertierte PR-Aktion aus dem Leutschenbach handelte, beantwortete die SRG mit einem knappen Nein.

Schon anlässlich der Abstimmung über das Radio- und Fernsehgesetz vor eineinhalb Jahren hatte der frühere St. Galler Privatbankier Konrad Hummler beobachtet, dass Abstimmungen über die SRG wie ein «Biomarker» die vielseitigen, auch finanziellen Abhängigkeiten im «byzantinischen Genossenschaftssystem» des öffentlichen Rundfunks ausleuchten. Hans-Ulrich Bigler: «Selbst ich war überrascht, welche Verflechtungen jetzt überall sichtbar werden.» Betrachtet man die derzeitigen Wortmeldungen, dann sieht es so aus,

als habe die SRG ihre Truppen für den Abstimmungskampf bereits gesammelt.

1 — Fernsehstars, Künstler und Musiker

Die Botschaft der erwähnten Titelgeschichten in den beiden Sonntagsblättern liess an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig: «Zahlreiche Schweizer Prominente verdanken dem Medienhaus [SRG, Anm. d. Red.] ihre Karriere», tönt es beim *Sonntagsblick*. Gehe am Leutschenbach das Licht aus, so bedeute dies «das Ende allen Glanzes». Das «ohrenbetäubende Schweigen» von DJ Bobo, Florian Ast, Stress, Bligg und Francine Jordi et cetera in der Billag-Debatte bemängelt auch die *Sonntagszeitung*: Ihre Kar-



Hans-Ulrich Bigler.



Zufall? Titelseiten von Sonntagszeitung...

rieren seien «zu einem guten Teil» erst durch «die nationale SRF-Bühne möglich» geworden. Mit anderen Worten: Verlangt wird die Unterstützung von allen, die Sendezeit oder Honorar von der SRG bekommen haben. Nicht umsonst lässt sich ein Musiker anonym vom *Sonntagsblick* zitieren: «Was passiert, wenn ich mich pro «No Billag» äussere? Wie oft komme ich dann noch im Fernsehen?»

2 — Halbstaatliche Medien

Von den jährlich 1,4 Milliarden Franken an Radio- und Fernsehgebühren geht der Löwenanteil an die SRG, daneben fliessen aber 60,75 Millionen Franken an Lokalradios und Regionalfernsehen. So bekommt der Verlag der *Südostschweiz* jährlich rund 5,8 Millionen Franken für Radio Südostschweiz und Tele Südostschweiz. Die AZ-Medien des Aargauer Verlegers Peter Wanner erhalten für Tele M1 und Tele Bärn über 4,6 Millionen Franken. Die Zurückhaltung des Verlegerverbandes dürfte somit auch damit zu tun haben, dass etliche Mitglieder vom Billag-Topf profitieren. Viele Regionalsender trauen es sich offenbar nicht zu, ohne Gebührgelder auszukommen.

3 — Der Ringier-Konzern

Seit letztem Jahr verkaufen Ringier und SRG zudem unter dem Namen Admeira gemeinsam mit Swisscom Werbedienstleistungen. Redaktionell hat sich der *Blick* zu einer Art Sturmgeschütz gegen die Volksinitiative «No Billag» aufgeschwungen. Der Chefredaktor des *Sonntagsblicks*, Giery Cavelti, hämmerte seinen Lesern letzten Sonntag ein, man müsse dem «Neoliberalismus» der Initianten «rechtzeitig den Riegel schieben» und «no way» sagen zu «No Billag». Frank A. Meyer warnte in derselben Ausgabe, es gehe bei «No Billag» um das «publizistische Tafelsilber der Schweiz». Einen Hinweis auf die kommerziellen Verbindungen im Werbemarkt zwischen Ringier und SRG sucht man in solchen Kom-

mentaren vergebens. Bemerkenswert war auch eine Äusserung des Ringier-Veteranen Fibo Deutsch im *Blick* vor zehn Tagen. Nach dem Ja des Gewerbeverbands zur Initiative monierte dieser, die «Leitwölfe der Gewerbevertreter» würden sich mit dem Ja zu «No Billag» ins eigene Fleisch schneiden. Denn: «Der TV-Spot ist immer noch die effektivste Werbereform.» Am 11. Mai 2015 (also vor der Gründung von Admeira) war derselbe Journalist noch über die SRG hergezogen: «Die SRG will alles. Unersättlich.» Sie solle doch «freiwillig werbefreie Abende nach 20 Uhr» einführen oder «mindestens auf Werbeunterbrechung bei Spielfilmen wie ORF verzichten». Hat da jemand Konzernjournalismus gesagt?

4 — SRG-Mitarbeiter

Nachdem die SRG-Mitarbeiter bislang zu öffentlicher Zurückhaltung angehalten waren, was politische Abstimmungen betrifft, hat die SRG die Bestimmungen kürzlich gelockert. Seither setzen sich Galionsfiguren wie Andrea Vetsch, Arthur Honegger und Reto Lipp mit viel Engagement auf den sozialen Medien gegen «No Billag» ein. Immerhin: «Direkte Abstimmungsempfehlungen» blieben gemäss den internen Richtlinien weiterhin untersagt. Dies kümmerte den Chef des SRG-Auslanddienstes Swissinfo, Peter Schibli, offenbar kaum. Auf Twitter schrieb er: «Annahme der No-Billag-Initiative würde Tour de Suisse gefährden und dem Profisport massiv schaden #neinzunobillag.» Auf Nachfrage sagt die SRG, sie sehe darin keine Abstimmungsempfehlung.

5 — Medienwissenschaftler

In der Deutschschweiz gibt es kaum einen Medienwissenschaftler, der sich nicht engagiert für die SRG ins Zeug legt. So verbreitete Vinzenz Wyss von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) auf Twitter, «No Billag» sei eine Initiative von «gewinngeschädigten Verlegern, machtgerigen Nationalisten, unzufriedenen Programmkritikern und Neoliberalen». Die meisten Medienwissenschaftler, so auch Wyss, profitieren von Aufträgen aus dem Dunstkreis der SRG, anderer konzessionierter Anbieter oder des Bundesamts für Kommunikation.

6 — Sportverbände

Der Präsident des Sportspitzenverbands Swiss Olympic, Jürg Stahl (SVP), liess den *Sonntagsblick* wissen: «Es ist klar, dass ich die Meinung meines Verbandes teile und die Initiative ablehne.» Pikant: Der Zürcher SVP-Nationalrat Jürg Stahl ist derzeit amtierender Nationalratspräsident. Auch hier geht es ums Geld: Ohne die Berichterstattung durch SRF-Sendungen würden Sponsoren abspringen, befürchtet Stahl.

Der Autor ist Mitglied des Initiativkomitees «No Billag».

Kriminalität

Unter Druck

Die Zürcher Polizei nennt die Nationalität von Verbrechern nicht mehr.

Der alternative Zürcher Stadtrat Richard Wolff hat zwei Jahre lang geprüft. Und jetzt gehandelt. Wolff nimmt eine parlamentarische Anregung zum Anlass, ab sofort bei allen Polizeimeldungen auf die automatische Nennung der Nationalität der Verbrecher zu verzichten. Im ideologischen Konflikt zwischen dem Informationsbedürfnis der Bevölkerung und vermuteter Ausländerdiskriminierung setzt Sicherheitsvorsteher



Stadtrat Wolff.

Wolff gegen das Öffentlichkeitsprinzip. Dieses ist den Linken zwar heilig, wenn es um die Namensnennung von unbescholtenen Bürgerinnen und Bürgern bei den Steuererklärungen und bei Parteispenden geht. Moralisch unverantwortlich finden sie aber die Herkunftsbenennung von Mördern, Vergewaltigern, Einbrechern und Drogenhändlern.

Gewiss, Stadtrat Richard Wolff ist unter Druck. Die Führungserfahrung des gelehrten Geografen und Ethnologen beschränkte sich auf die Mitgliedschaft im Vorstand der Roten Fabrik. Da Wolff bei Demonstrationen seit Studententagen jeweils auf der Gegenseite marschierte, leitet er die Stadtpolizei mehr schlecht als recht. Vom Hooliganismus bei Sportveranstaltungen – von ausländischen Schlachtenbummlern nachweislich mitgestaltet – scheint er heillos überfordert. Die Stadtratskollegen entzogen Wolff das Dossier Koch-Areal, da er wegen Beteiligung seiner Söhne an der illegalen Hausbesetzung befangen ist.

Nun stehen Wahlen an. Wolff will der eigenen Klientel einige ideologische Brocken hinwerfen. So erging denn sein Beschluss, die vielen Verbrecher in der Stadt Zürich nicht mehr mit einer Nationalität in Verbindung zu bringen. Denn bei der Herkunft handle es sich nicht um ein «neutrales Täter-Merkmal», zumal «in einem Klima, in dem ein Teil der Bevölkerung latent fremdenfeindlich» sei. Die «latent fremdenfeindlich» gescholtenen Zürcherinnen und Zürcher können immerhin reagieren. Stadtrat Wolff stellt sich am 4. März 2018 zur Wiederwahl.

Christoph Mörgele



... und *Sonntagsblick* am 5. November.



Essay

Katalonien: Schweizer Lektionen

Auch in der Schweiz wusste niemand, wie mit einem Autonomiekonflikt umzugehen war. Um den Jura-Konflikt zu beenden, musste zunächst ein Verfahren erfunden werden. Vertrauensbildende Verständigung unter Vermittlung Bundesberns war der Schlüssel zum Erfolg. *Von Wolf Linder*

Der Streit um die Unabhängigkeit Kataloniens eskaliert dramatisch. Er begann 2010, als das spanische Verfassungsgericht auf Betreiben der konservativen Partei das Autonomiestatut Kataloniens in wichtigen Teilen rückgängig machte. Madrid verweigerte jedes Gespräch, und beides gab den Sezessionisten Auftrieb. Sie erhielten die Mehrheit in der von Madrid untersagten Volksabstimmung, und in der Folge rief das Regionalparlament die Unabhängigkeit der «Republik Katalonien» aus. Die spanische Regierung antwortete mit der Absetzung des katalanischen Ministerpräsidenten Puigdemont, der Auflösung des Parlaments sowie der Zwangsverwaltung der Region. Weitere Stufen der Eskalation sind vorgezeichnet.

Die Katalanen können keine Hilfe von aussen erwarten, am wenigsten von der EU. Trotzdem ist nicht anzunehmen, dass Madrid die Unabhängigkeitsbewegung in naher Zukunft ersticken kann. Zu stark scheinen ihre historischen, kulturellen und politischen Wurzeln. Wenn Rajoy weiterhin stur bleibt und keine politische Verständigung mit der aufbegehrenden Region sucht, könnten Demonstrationen und Streiks, aber auch gewaltsame Auseinandersetzungen folgen. Ein Dauerkonflikt um Katalonien wäre nicht nur zum Schaden der Region, sondern könnte just die von Madrid beschworene Einheit Spaniens ernsthaft gefährden. Sezessionsfälle, in denen der Zentralstaat allein auf sein Gewaltmonopol setzt, statt zu verhandeln, reissen Wunden auf, die nicht verheilen. Dann sind beide Teile Verlierer.

Einvernehmliche Scheidungen

Unabhängigkeitskonflikte können aber auch anders beigelegt werden – wie seinerzeit die Befriedung des Südtirols durch ein Autonomiestatut. Es gibt sogar einvernehmliche Scheidungen, wie diejenige zwischen Tschechien und der Slowakei. Und wir haben Grund, uns des Jura-Konflikts zu entsinnen, der vor vierzig Jahren zur Bildung eines neuen Kantons geführt hat.

Der Jura-Konflikt begann kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Als französischsprachige, katholische Minderheit mit einer besonderen Geschichte fühlte sich ein Teil der Jurassier im Kanton Bern benachteiligt. Sie verlangten einen eigenen Kanton. Roland Béguelin, der prominenteste Anführer des Rassemblement jurassien, sprach bei Gelegenheit gar vom An-



Weisheit und Grösse: Feier zur Gründung des Kantons Jura, Delémont, 24. September 1978.

schluss an Frankreich. 1959 lehnten die Berner Stimmberechtigten eine Initiative für ein Autonomie-Plebiszit des Jura ab.

Die Abstimmung machte aber auch deutlich, dass der Jura selbst gespalten war: Die drei Nordbezirke votierten für einen eigenen Kanton, während die drei Südbezirke bei Bern bleiben wollten. Die Separatisten fochten weiter für den «Jura libre» und gaben auch sonst keine Ruhe: Sie störten die öffentliche Ordnung,

Das Jura-Verfahren ist im internationalen Recht bis heute unbeachtet geblieben.

klauden den Unspunnenstein, stürzten das Soldatendenkmal «Le Fritz» auf dem Col des Rangiers vom Sockel, mauerten das Berner Kantonsparlament zu oder griffen gar zum Sprengstoff. Die Berner Regierung, während Jahren taub, bahnte Gespräche mit den Separatisten an. Vor allem aber hatten die Berner die Weisheit und

Grösse, ein Verfahren zu erfinden, das über eine Reihe von Volksabstimmungen eine gewaltlose Lösung des Konflikts ermöglichte:

– Zuerst konnten alle Berner Stimmberechtigten darüber entscheiden, ob sie im Grundsatz Hand bieten wollten zu einer möglichen Trennung des Jura vom Kanton.

– Sodann war es an den sechs jurassischen Bezirken, zu entscheiden, ob sie einen neuen Kanton gründen wollten.

– In jenen Bezirken, die gegen die Schaffung eines neuen Kantons stimmten, konnten sich die Stimmbürger, nun in Kenntnis der vorherigen Abstimmung, für den Verbleib bei Bern oder für den neuen Kanton entscheiden.

– Grenzgemeinden des künftigen Kantons konnten in einer vierten Abstimmung wählen, zu welchem der beiden Kantone sie gehören wollten.

Nach diesen Abstimmungen stand fest: Der Jura soll Kanton werden, gebildet aus den drei Nordbezirken; in der Grenzbereinigung stimmten neun Gemeinden gegen den Ent-

scheid ihrer Bezirke, davon acht für den Übertritt zum Jura und eine für den Verbleib im Kanton Bern.

Absage an ethnopolitische Prinzipien

Damit standen 1975 die Grenzen des künftigen Kantons Jura fest. Eine verfassunggebende Versammlung arbeitete ein Grundgesetz aus, das 1977 von der jurassischen Stimmbürgerschaft angenommen wurde. 1978 stimmten die Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger dem Jura als 26. Kanton des Bundes zu.

An diesem Verfahren sind mehrere Punkte bemerkenswert: Zunächst musste das Verfahren überhaupt erfunden werden, weil vorher niemand wusste, wie mit einem Autonomiekonflikt umzugehen war. Dass dies gelang, und zwar mitten in einer Zeit hitziger, zunehmend emotionaler Auseinandersetzung zwischen Separatisten und Pro-Bernern, war keinesfalls zu erwarten. Vertrauensbildende Verständigung, unter Vermittlung von Bundesbern, war wohl der Schlüssel zum Erfolg.

Zweitens basierte das ganze Verfahren konsequent auf der direkten Demokratie. Die Stimmbürger entschieden, ob überhaupt und in welchen Grenzen es zu einem neuen Kanton kam. Das bedeutete eine klare Absage an ethnopolitische Prinzipien der Staatsgründung, wie sie heute bei internationalen Konfliktregelungen oft und mit zweifelhaftem Erfolg praktiziert



Stufen der Eskalation: Carles Puigdemont.

werden. Nicht Sprache, Kultur oder Religion bestimmten die Grenzen des neuen Kantons, auch nicht politische Eliten, sondern die direktdemokratische Entscheidung der Einwohner eines Bezirks, gar einer Gemeinde. Sie brachte freilich nicht die von den Separatisten geforderte Vereinigung aller Jurassier, aber legitime, von allen akzeptierte Entscheidungen durch demokratische Selbstbestimmung.

Drittens realisierte das Verfahren einen kreativen Minderheitenschutz für den Kantonswechsel von Bezirken und Gemeinden. Letzteres gewährte das Berner Verfahren auch ändern Kantonsteilen, etwa dem Laufental, das 1980 zu Baselland wechselte. Für Gemeinden kam es in verfeinerter Form bis in die jüngste Zeit (Kantonswechsel von Moutier zum Jura) zur Anwendung. Viertens führte das Verfahren

zur wohl wichtigsten Bewährungsprobe des Schweizer Föderalismus im 20. Jahrhundert, und sie wurde bestanden: Die gesamtschweizerische Stimmbürgerschaft stimmte dem Jura als neuem Kanton zu – Bern eingeschlossen.

Die Grundsätze des Verfahrens – Verständigung statt Beharren auf formeller Macht, direkte Demokratie statt Machteliten am grünen Tisch, Minderheitenschutz, Verzicht auf ethnische Kriterien der Grenzziehung – wären weit über den Autonomiekonflikt des Jura hinaus relevant. Für den spanischen Premier Rajoy im Fall Kataloniens und anderswo. Denn Sezessions- und Autonomiebestrebungen gibt es zunehmend und weltweit, und sie werden mehr schlecht als recht gelöst. Heute bestimmen geopolitische Machtinteressen opportunistisch wie im Kosovo oder in der Ostukraine, wer im Sezessionsfall unterstützt und anerkannt wird oder nicht. Der Staatsrechtler Thomas Fleiner bedauert darum, dass das Jura-Verfahren im internationalen Recht bis heute unbeachtet geblieben ist. Die Schweizer Diplomatie hätte für einmal Grund, aus ihrer noblen Zurückhaltung herauszutreten.



Wolf Linder ist emeritierter Professor der Universität Bern. Sein Buch «Schweizerische Demokratie. Institutionen, Prozesse, Perspektiven» (Haupt 2017) behandelt den Jura-Konflikt aus politologischer Perspektive.

Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt reinhören!

Digitalradio
DAB+



RadioCentral

www.radiocentral.ch

Justiz im Hinterzimmer

Kriminelle Ausländer müssen die Schweiz zwingend verlassen. Das verlangt das neue Ausschaffungsrecht. In der Praxis entscheiden aber die Staatsanwälte in Eigenregie, ob ein Täter wegen eines Härtefalles im Land bleiben darf. Von Katharina Fontana

Es ist ein strenges Urteil: Ein junger Serbe, der nach einer durchzechten Nacht am Zürichsee einen Bekannten verprügelt hat, muss die Schweiz für fünf Jahre verlassen. Das hat das Bezirksgericht Uster kürzlich entschieden und neben einer teilbedingten Freiheitsstrafe von 32 Monaten die Landesverweisung ausgesprochen.

Der Entscheid ist besonders brisant, weil der zwanzigjährige Serbe sein ganzes Leben in der Schweiz verbracht hat. Der Verteidiger machte denn auch geltend, dass die Landesverweisung für den Secondo eine ungeheuerliche Härte darstelle, doch vergeblich: Das Gericht liess sich nicht erweichen. Auch ein afghanischer Asylbewerber soll aus der Schweiz gewiesen werden. Der junge Mann war am Silvesterabend in Zürich einer volltrunkenen Frau begegnet, hatte sie ins Gebüsch geschleppt und betatscht. Der Richter verurteilte ihn wegen Schändung zu einer bedingten Freiheitsstrafe von zehn Monaten und verhängte zudem eine sechsjährige Landesverweisung. Die Bitte des Afghanen, der Richter möge einen Härtefall annehmen, da er in seiner Heimat gefährdet sei, fand kein Gehör.

«Pfefferscharfe» Umsetzung

Es sind dies zwei Beispiele, wie das seit Oktober 2016 geltende verschärfte Ausschaffungsrecht angewandt wird. Das Gesetz macht klare Vorgaben: Ausländer, die schwere Straftaten gegen Leib und Leben oder sexuelle Übergriffe verüben, sind vom Gericht zwingend für fünf bis fünfzehn Jahre des Landes zu verweisen. Auch Delikte wie Betrug, Einbruchdiebstahl oder Sozialmissbrauch sind im Ausschaffungsartikel aufgelistet und führen obligatorisch zur Landesverweisung, unabhängig davon, wie hoch die eigentliche Strafe ausfällt. Mit den neuen Bestimmungen hat das Parlament die 2010 von Volk und Ständen gutgeheissene Ausschaffungsinitiative der SVP umgesetzt.

Besonders umstritten war dabei die Frage, ob es ein Notventil brauche, um übermässig stossende Si-

tuationen zu verhindern. Nach epischen Debatten beschlossen die eidgenössischen Räte schliesslich, dass das Gericht bei einem schweren persönlichen Härtefall ausnahmsweise von der Landesverweisung absehen könne. Das ändere aber nichts daran, dass der Ausschaffungsartikel «pfefferscharf» umgesetzt würde, wurde versichert. Wie sieht es nun aus, nach gut einem Jahr

Praxis? Wie konsequent werden kriminelle Ausländer heute des Landes verwiesen?

Die eingangs erwähnten Urteile lassen vermuten, dass die Gerichte das Gesetz ernst nehmen und nicht leichthin von einem Härtefall ausgehen. Allerdings liegen noch nicht viele Entscheide zu Landesverweisungen vor: Zahlreiche Verfahren sind hängig, viele der erstinstanzlichen Entscheide wurden weitergezogen, rechtskräftige publizierte Urteile gibt es erst wenige. Und solange das Bundesgericht keine Leitentscheide gefällt hat, stehen die kantonalen Urteile ohnehin auf unsicherem Boden. Für eine aussagekräftige

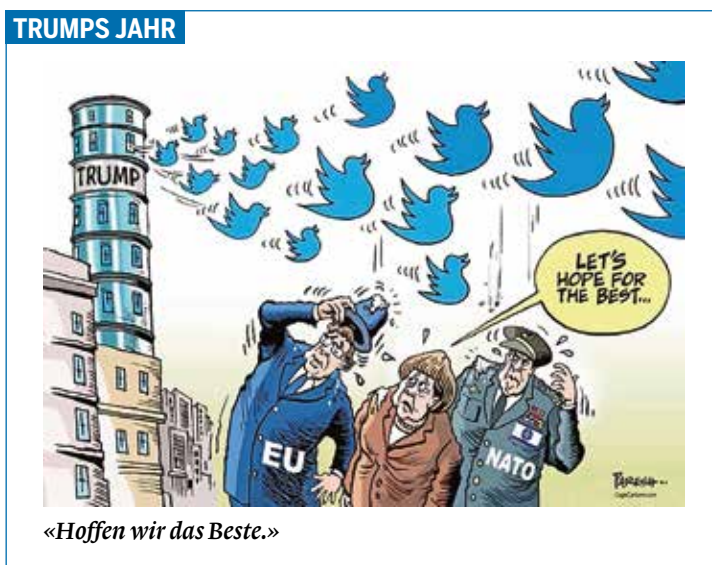
Beurteilung des neuen Ausschaffungsrechts ist es also noch zu früh.

Schon jetzt lässt sich aber sagen, dass sich auf der Ebene der Staatsanwaltschaften Bemerkenswertes tut. Sie nehmen für sich Befugnisse in Anspruch, die es letztlich ermöglichen, die obligatorische Landesverweisung zu einem Gutteil zu unterlaufen. So hat die Schweizerische Staatsanwälte-Konferenz



Hans-Ruedi Graf.

Der Thurgauer Staatsanwalt Graf bringt alle entsprechenden Fälle vor Gericht.



(SSK) letzten Herbst Empfehlungen zu den Ausschaffungsregeln erlassen, die man nicht anders als kühn bezeichnen kann. Obschon das Strafgesetzbuch ausdrücklich vom «Gericht» spricht, das über die Härtefallklausel zu urteilen hat, beanspruchen die Staatsanwälte diese Kompetenz kurzerhand auch für sich selber. Und folgen dabei grosszügigen Kriterien: So darf ein ausländischer Delinquent laut den SSK-Empfehlungen in der Regel immer dann im Land bleiben, wenn er über eine Aufenthaltsbewilligung verfügt, weitgehend ohne Vorstrafen dasteht und die zu erwartende Freiheitsstrafe nicht mehr als sechs Monate beträgt. In solchen Fällen kann der Staatsanwalt die Angelegenheit mit einem simplen Strafbefehl erledigen: Der Beschuldigte wird nicht angeklagt, die Sache kommt nicht vor Gericht, der Richter kann folglich keine Landesverweisung aussprechen, der Täter bleibt im Land.

Das Vorgehen der Ankläger stösst auf Kritik. Etwa bei Marc Busslinger, Richter am Verwaltungsgericht Aargau und Migrationsexperte. Er hält es für unzulässig, dass die Staatsanwälte die Regeln derart weit auslegen. Ob ein Härtefall vorliege, das zu entscheiden sei laut Gesetz eindeutig Aufgabe des Richters und nicht des Anklägers. Zudem erachtet es Busslinger für fragwürdig, dass Delikte mit einer Freiheitsstrafe unter sechs Monaten pauschal von der Landesverweisung ausgenommen werden können. Diese Lösung sei im Parlament diskutiert worden, sie habe sich aber nicht durchgesetzt. Dass die Ankläger den gescheiterten Vorschlag jetzt sozusagen durch die Hintertüre einführen, gehe nicht an.

Der frühere SSK-Präsident Rolf Grädel, der in dieser Sache federführend war, lässt die Kritik nicht gelten. Das Gesetz verbiete es den Staatsanwälten nicht, eine Härtefallbeurteilung vorzunehmen, sagt er und verweist auf die positive Aufnahme der SSK-Empfehlungen beim Anwaltsverband und bei einem Teil der Lehre. Würde die Staatsanwaltschaft auch in klaren Härtefällen Anklage erheben, brächte das nicht mehr Gerechtigkeit, da die Gerichte nur selten strenger als die Ankläger entschieden. Hingegen entstünden beträchtliche Mehrkosten, da ein Gerichtsverfahren deutlich teurer sei als ein Strafbefehlsverfahren.

Unter den Staatsanwälten ist diese Auffassung nicht unbestritten. Im



Der eigentliche Testfall für die neuen Ausschaffungsregeln steht noch bevor.

Aargau, in Baselland und dem Thurgau geht man einen anderen Weg. Der Thurgauer Generalstaatsanwalt Hans-Ruedi Graf bringt alle Fälle vor Gericht, in denen ein ausländischer Delinquent eine der im Ausschaffungsartikel aufgelisteten Taten begangen hat. Es geht nicht an, dass der Ankläger wegen eines angeblichen Härtefalles von einer Landesverweisung absehe, nur um selber einen Strafbefehl erlassen zu können. Auch Angela Weirich, Erste Staatsan-

Solange keine Leitentscheide gefällt werden, stehen die kantonalen Urteile auf unsicherem Boden.

wältin von Baselland, erlässt keine Strafbefehle, wenn es um Ausschaffungsdelikte geht. Für sie ist vor allem wichtig, dass sich möglichst rasch eine solide Rechtsprechung bilden kann und die offenen Fragen durch die Gerichte geklärt werden.

Der Knackpunkt

Aus den wenigen bisher verfügbaren Zahlen kann man schliessen, dass die Staatsanwälte ausländische Täter nicht im grossen Stil der Landesverweisung entziehen. Im Frühling teilte die SSK mit, dass die Staatsanwälte bis anhin in lediglich fünfzig Fällen die Härtefallklausel angewandt und auf eine Landesverweisung verzichtet hätten. Laut Angaben der Berner Staatsanwaltschaft wurden im ganzen Kanton Bern bis jetzt nur vier Härtefälle anerkannt und mit Strafbefehlen erledigt und

150 Verfahren vor Gericht gebracht. Gleichzeitig muss man aber sehen, dass die Strafverfahren zu den Landesverweisungen erst im Anrollen sind und die Fallzahlen in der nächsten Zeit wohl markant zunehmen werden. Die Versuchung für die Ankläger, einen leichtkriminellen Ausländer aus verfahrensökonomischen Gründen schnell, einfach und kostengünstig mit Strafbefehl zu verurteilen statt ihn vor Gericht zu bringen und die Landesverweisung zu beantragen, dürfte jedenfalls gross sein. Dies auch deshalb, weil die Sache allein zwischen dem Staatsanwalt und dem Täter geregelt wird und es niemand sonst merkte, wenn das Ausschaffungsgesetz allzu locker angewandt würde.

Der eigentliche Testfall für die neuen Ausschaffungsregeln steht aber ohnehin noch bevor. Knackpunkt ist die Frage, ob auch EU-Bürger, die sich auf das Freizügigkeitsabkommen berufen können, darunterfallen oder nicht. Das Zürcher Obergericht hat dies bei einem jungen vorbestraften Deutschen jüngst verneint. Die Richter kamen zum Schluss, dass es im Lichte des Freizügigkeitsabkommens nicht möglich sei, jemanden allein wegen einer der im Ausschaffungsartikel aufgeführten Delikte des Landes zu verweisen. Dazu brauche es höhere Anforderungen, etwa eine anhaltende schwere Gefährdung der öffentlichen Ordnung. Sollte sich diese Auffassung vor dem Bundesgericht durchsetzen, das in dieser Frage das letzte Wort hat, dürfte das «pfefferscharfe» Ausschaffungsrecht zum Gutteil zu Makulatur werden. ○

Neutralität

Schlechte Dienste

Die neutrale Schweiz könnte als Vermittlerin einiges bieten. Aber nicht mit dem Megafon.

Alle Augen sind auf Ignazio Cassis gerichtet. Wie wird unser neuer Aussenminister die Schweiz in der Welt vertreten? Wird er zum Beispiel die immer wieder als alten Zopf belächelte Maxime der Neutralität hochhalten? Wie viel liegt ihm daran, die traditionelle Rolle der Schweiz als Vermittlerin in Konflikten oder als Inhaberin von Schutzmandaten zu stärken?

Cassis sollte sich kein Vorbild an Doris Leuthard nehmen. Die Bundespräsidentin hatte im September voreilig ausgeplaudert, die Schweiz stehe als Vermittlerin zwischen Nordkoreas schwarzhaarigem *rocket man* und Amerikas blondem Muskelmann bereit. Diese Idee ist durchaus nicht abwegig. Immerhin hilft die neutrale Schweiz seit 1953 mit, im Rahmen ihrer Guten Dienste die Grenze zwischen Nord- und Südkorea zu überwachen. Doch Leuthards Vorgehen war kreuzfalsch. Wer Frieden stiften will, sollte auf leisen Sohlen vorgehen. Sonst erweist man der guten Sache einen schlechten Dienst.

Auch Andreas Glarner irrtlichtert aussenpolitisch umher. Der Aargauer SVP-Nationalrat hat sich lautstark in den innerspanischen Konflikt eingeschaltet. Mit seiner Forderung, die Schweiz sollte dem nach Belgien geflüchteten Katalanen Carles Puigdemont Asyl anbieten, schaffte er es auf die Titelseite der *Aargauer Zeitung*. Damit war das Hauptziel des Mannes, der nicht bekannt ist für eine extensive Willkommenskultur, wohl erreicht.

Der SVP-Asyltaktgeber Andreas Glarner liegt mit seiner PR in eigener Sache gleich mehrfach falsch. Erstens bekannte er freimütig, dass er das Anliegen der Katalanen nach Unabhängigkeit unterstütze. Damit hat er den Boden der Neutralität verlassen. Zweitens überschätzt er seine Kompetenzen. Die operative Aussenpolitik ist Sache des Bundesrats, nicht des Parlaments oder einzelner Parlamentarier. Drittens manövriert Glarner die Schweiz ins Abseits. Sollten unsere Vermittlungsdienste dereinst gefragt sein auf der Iberischen Halbinsel, müssten Gespräche auf unverbrannter Erde stattfinden können.

Die Schweiz hätte als Hafen der Neutralität immer noch einiges zu bieten. Wenn Magistratspersonen und Parlamentarier aber meinen, sie könnten schwelende Konflikte mit dem Megafon entschärfen, sind sie diplomatische Anfänger. Ignazio Cassis macht es besser, wenn er nicht auch wie ein Billiger Jakob auf den Plan tritt. René Zeller



Streit hinter den Kulissen: Rollstuhl-Bahnwettbewerb.

Fantasielöhne für Funktionäre

Der Direktor der gemeinnützigen Schweizer Paraplegiker-Vereinigung lässt sich einen Lohn von über 400 000 Franken auszahlen. Rollstuhlfahrer proben den Aufstand: Es würden Spendengelder in Millionenhöhe verschleudert, kritisieren sie. *Von Philipp Gut*

Dr. iur. Thomas Troger hat einen finanziell sorgenfreien Job. Er ist Direktor der Schweizer Paraplegiker-Vereinigung (SPV), des nationalen Dachverbands der Querschnittsgelähmten. Darin vereinigt sind 27 Rollstuhlklubs des ganzen Landes. Um die Einnahmen seiner gemeinnützigen und steuerbefreiten Organisation muss sich Troger nicht allzu sehr kümmern. Jährlich fliessen Millionen von Spendengeldern und Beiträgen der öffentlichen Hand in die SPV. Von der Schweizer Paraplegiker-Stiftung (SPS), die sich vorwiegend aus Gönnerbeiträgen finanziert, erhielt die SPV im letzten Jahr einen Betriebsbeitrag von 6,6 Millionen Franken. Die öffentliche Hand steuerte gegen 2,4 Millionen Franken bei. In den letzten Jahren betrug der Nettoertrag der SPV jeweils um die 12 Millionen Franken.

«Grosses Reputationsfiasko»

Troger leitet also eine Organisation, deren Einnahmen praktisch garantiert sind. Mit der Schweizer Paraplegiker-Stiftung, der höchsten Instanz im Paraplegie-Bereich, hat die Paraplegiker-Vereinigung Verträge abgeschlossen, welche die jährlichen Millionenausschüttungen garantieren. Direktor Troger ist weder Manager einer Firma, die sich dem Überlebenskampf im Wettbewerb der Marktwirtschaft stellen muss, noch ist er Unternehmer, der das Risiko trägt. Er ist Angestellter einer Selbsthilfeorganisation, die auf die

«Verbesserung der Lebensqualität der Mitglieder» zielt und Wiedereingliederungsmassnahmen fördert, wie es im SPV-Leitbild heisst.

Unter diesen Umständen erstaunt der Lohn, den sich Troger auszahlen lässt: Es sind 410 000 Franken.

Um das Salär des SPV-Direktors ist hinter den Kulissen ein heftiger Streit entbrannt, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen. Eine Gruppe von Rollstuhlfahrern und SPV-Mitgliedern stösst sich an der Höhe des Direktorenlohns. Troger beziehe ein «masslos überrissenes Gehalt, welches grösstenteils mit Gönnergeldern der SPS finanziert» werde, kritisieren sie. Er erhalte seit Jahren «durch Günstlingswirtschaft» ein Jahresalär, das über dem eines amerikanischen Präsidenten oder eines Schweizer Bundesrats liege. Obschon dies seit Jahren bekannt sei, versuchten ihn die Verantwortlichen zu verschleiern. Sie schauten dem Treiben hilflos zu, heisst es weiter.

Die Verantwortlichen seien auf zwei Ebenen zu suchen, bei der Paraplegiker-Vereinigung und bei der Paraplegiker-Stiftung, von der die jährlichen Millionenzuschüsse kommen. In-

nerhalb der SPV ist Direktor Troger dem Zentralvorstand unterstellt. Das ist ein Gremium von sechs Personen, präsidiert wird es von einem gewissen Christian Betl. Mit diesem habe Direktor Troger seinen Lohn ausgehandelt, sagen Insider. Die Delegiertenversammlung, bestehend aus je zwei Vertretern der 27 Rollstuhlklubs, habe nie über die Entschädigung für den Direktor befunden.

Auf der Stufe der Schweizer Paraplegiker-Stiftung, von der die SPV zwar formell unabhängig ist, von der sie aber finanziell versorgt wird, machen die Kritiker den Stiftungsrat mit seinem Präsidenten Daniel Joggi für den Lohnexzess von SPV-Direktor Troger verantwortlich. Joggi wisse seit Jahren davon. Tatsächlich ist es den kritischen Rollstuhlfahrern gelungen, das Thema beim Stiftungsrat auf die Agenda zu setzen. Gleichzeitig wird jetzt gegen die Kritiker juristisch vorgegangen.

Doch der Reihe nach. Einzelne Mitglieder des Stiftungsrats der

Schweizer Paraplegiker-Stiftung missbilligten die Untätigkeit des Gremiums und seines Präsidenten Joggi. In einer E-Mail vom 28. April 2017 an die «lieben Kolleginnen und Kollegen im Stiftungsrat» schrieb Kuno Schedler, Professor für Betriebswirtschaftslehre mit besonderer



Thomas Troger.

Gegen die aufmüpfigen Rollstuhlfahrer wird juristisch vorgegangen.

Berücksichtigung des Public Management an der Universität St.Gallen, zur Causa Troger: «Diese Entwicklung ist ausgesprochen unerfreulich und hat grosses Potenzial, für uns alle zu einem grossen Reputationsfiasko zu werden.» Dies sei umso ärgerlicher, als er, Schedler, und andere «seit längerem fordern, dass die Gehaltssituation in der SPV bereinigt wird».

Dramatischer Weckruf

Professor Schedler verlangte «Sofortmassnahmen». Der SPS-Stiftungsrat solle der Forderung der besorgten Rollstuhlfahrer endlich nachkommen und eine Arbeitsgruppe einsetzen, die

Im Zweifelsfall greift man offensichtlich lieber zum Maulkorb.

Transparenz und Ordnung schaffe. Zweitens sei der Leistungsauftrag mit der SPV zu sistieren, bis die Untersuchung abgeschlossen sei. Drittens sollten «sämtliche Zahlungen an die SPV per sofort» eingestellt werden.

Der dramatische Weckruf von Professor Schedler zeitigte Wirkung. Der SPS-Stiftungsrat beauftragte den Zentralvorstand der Paraplegiker-Vereinigung in der Folge, «die Löhne des Direktors und der weiteren Geschäftsleitungsmitglieder der SPV» zu prüfen. Der SPV-Zentralvorstand nahm diese Prüfung in zwei Sitzungen im Juni vor und entschied, der Lohn von Direktor Troger sei schrittweise auf 296 000 Franken zu kürzen. Die Löhne der übrigen Geschäftsleitungsmitglieder, die bis zu 234 000 Franken reichen, seien angemessen und würden in dieser Höhe belassen.

Die kritischen SPV-Mitglieder, die seit Jahren auf die Fantasielöhne an der Vereinsspitze aufmerksam gemacht hatten, waren damit nicht zufrieden. Sie argumentieren, die SPV sei durch die jahrelangen überrissenen Bezüge um mehrere Millionen Franken geschädigt worden. Troger solle einen Teil davon zurückzahlen. Zudem drohten sie, die Öffentlichkeit zu informieren. Doch dem kamen SPV-Direktor Thomas Troger und Zentralvorstands-Präsident Christian Betl mit dem Antrag auf eine superprovisorische Verfügung zuvor. Das Bezirksgericht Willisau verbot den aufmüpfigen Rollstuhlfahrern mit Entscheid vom 27. Oktober, eine Demonstration auf dem Gelände des Paraplegiker-Zentrums in Nottwil durchzuführen und eine Pressekonferenz abzuhalten. Weiter untersagt das Gericht den Rollstuhlfahrern, zu behaupten, der Lohn der SPV-Kadermitglieder sei unanständig und überrissen.

«Die SPV setzt sich für eine transparente und qualitätsbewusste Geschäftspolitik ein», schreibt die Organisation zu ihren «Werten». Man setze auf eine «offene und angemessene Information». Im Zweifelsfall greift man offensichtlich lieber zum Maulkorb. ○

Karrieren

Beruf: Influencer

Sie reisen umher und schicken pausenlos Fotos und Videos von sich an die sozialen Netzwerke: Die weltbummelnden Markenbotschafter (Influencer) haben einen der härtesten Jobs der digitalen Welt.

Wenn es eine Schweizerin gibt, die den Begriff der Influencerin personifiziert, dann ist es am ehesten Xenia Tchoumi, früher bekannt als Schönheitskönigin Xenia Tchoumitcheva. Wenn sie ein Foto von sich auf dem sozialen Netzwerk Instagram veröffentlicht, dann erreicht sie damit mehr als ihre eigenen 1,2 Millionen Follower, weil diese das Bild oder Foto wieder unter ihren Followern weiterverbreiten et cetera. Im Durchschnitt erntet jede Regung von Xenia weit über 30 000 Likes. Es können aber gut auch einmal über 100 000 sein.

Solch eine Breitenwirkung suchen auch viele Firmen, weswegen sie Influencer gerne als Markenbotschafter unter Vertrag nehmen. Insbesondere Unternehmen der Konsumgüterindustrie haben in den letzten Jahren das Influencer-Marketing zu einer eigenen Kunstform erhoben: Spezialisierte Agenturen durchforsten die sozialen Medien nach Leuten, die in sozialen Netzwerken wie Instagram, Twitter oder auch Facebook über eine hohe Reichweite und Glaubwürdigkeit in einem bestimmten Gebiet verfügen. Dann kommt man ins Geschäft: Der Influencer sagt auf Twitter, wie sehr er dieses oder jenes Produkt möge, und das Unternehmen versorgt ihn im Gegenzug mit Naturalien oder Geld. Der Mode-Influencer wird von seinen Sponsoren eingekleidet, der Auto-Influencer von einem Hersteller mit einem fahrbaren Untersatz versehen, und der Weltenbummler muss seine Flugtickets nicht mehr selber kaufen. Ähnlich wie berühmte Sportler können immer mehr Influencer zusätzlich zu materiellen Gegenleistungen auch in den Genuss einer handfesten finanziellen Bezahlung kommen.

Ein bisschen schwieriger

Solches Influencer-Marketing ist ungefähr seit 2014 in aller Munde; es galt als die neue Königsklasse für das Bekanntmachen von Produkten und Dienstleistungen. Dabei kam es auch zu Übertreibungen. Vor gut einem Jahr liessen sich erste kritische Stimmen aus der Branche der Werbetreibenden vernehmen. So schrieb ein anonymes Agenturmitarbeiter in einem vielbeobachteten Online-Beitrag, dass ein Unternehmen seinen Influencern 4000 Dollar für fünfzig Bilder bezahle und ein anderes Verträge über 300 000 Dollar eingehe, «einfach, weil der CEO das Kind mag».

Nach Einschätzung mehrerer befragter Schweizer Marketingprofis neigt sich offenbar die Zeit solcher Übertreibungen. Das liegt darin begründet, dass das Kosten-Nutzen-Ver-



Kosten-Nutzen-Verhältnis: Xenia Tchoumi.

hältnis bei Influencer-Kampagnen nicht durchwegs überzeugt – was auch auf die mittlerweile gewonnene Erkenntnis des Publikums zurückzuführen ist, dass vieles, was da auf Snapchat oder Facebook verbreitet wird, gar nicht mehr die authentische Meinung oder Überzeugung seines Vorbilds ist und als Grund, weshalb man ihm überhaupt einmal eine gewisse Autorität bei einem Thema zurechnete und ihm folgte, demnach wegfällt.

Es war schon bislang nicht einfach, eine ausreichend grosse Gefolgschaft in den sozialen Medien aufzubauen, um für die Unternehmen überhaupt interessant zu werden. Im Fall von Xenia Tchoumi, die ihre Autorität hauptsächlich dem Thema Mode verdankt, brauchte es dafür viele Jahre harte Arbeit, angefangen mit ihrer Kandidatur bei den Miss-Schweiz-Wahlen. Wie die meisten Influencer machte auch sie eine gewisse Durststrecke durch, während deren sie sich die notwendige Glaubwürdigkeit bei ihren Followern aufbauen musste.

Tot ist das Influencer-Marketing trotz einer gewissen Abkühlung nicht. Aber es braucht in Zukunft zusätzlich zu einem langen Atem bei der Aufbauarbeit auch ein grosses Fingerspitzengefühl, um die einmal gewonnene Autorität nicht rasch wieder zu verspielen. Für jene, die eine Karriere als Influencer ins Auge gefasst haben, sind dies schlechte Nachrichten. Denn ein ohnehin nicht einfacher Job ist damit nochmals ein bisschen schwieriger geworden. *Florian Schwab*

Die zwei besten Welten

Welche Chancen bieten die Trump-regierten USA ausländischen Unternehmern? Doppelbürger Stephan Rietiker räumt mit Missverständnissen auf.

Von Beat Gygi

Seit der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten herrscht in der europäischen Öffentlichkeit und oft auch in Firmen die Meinung vor, Amerika sei heute viel unberechenbarer als vorher, Bekanntes und Bewährtes sei plötzlich in Frage gestellt. Nach der Einschätzung von Stephan Rietiker, einem amerikanisch-schweizerischen Doppelbürger und Unternehmer, der das Leben in beiden Ländern gut kennt, machten die USA zwar durchaus turbulente Zeiten durch, überbetonen solle man das hingegen nicht. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten biete ausländischen Investoren viel mehr Chancen als Risiken. Und bereits vor Trumps Zeit hätten viele Europäer nicht wirklich verstanden, wie Amerikas Geschäftswelt ticke.

Prestige, Perfektion, Tempo

Im Gespräch in Zürich erwähnt Rietiker Schweizer Businessleute, die im Flugzeug erzählten, wie sie in ihrer amerikanischen Niederlassung der Belegschaft so richtig den Tarif durchgegeben und vier Leute entlassen hätten. Auf Rietikers Nachfrage, mit welchen Visa sie reisten, stellte sich heraus, dass sie mit ihrem Status gar nicht die Befugnis hätten, in den USA Mitarbeiter zu entlassen. Er treffe auch immer wieder Manager, die mit den Regelungen zur Aufenthaltsdauer in den USA zu wenig vertraut seien. Unversehens erreiche dann ihre Präsenz in Tagen plötzlich die Grenze, ab der sie auf Gliedstaatenebene steuerpflichtig würden.

Vor diesem Hintergrund hat Rietiker am Dienstag eine Art Ratgeber vor allem für Manager und Aufsichtsgremien vorgestellt, der wichtige Besonderheiten des amerikanischen Rechts- und Wirtschaftssystems beleuchtet, die seiner Ansicht nach für das Geschäftsleben und das Unternehmertum, aber auch für das ganze Land und die Gesellschaft prägend sind. Die Broschüre ist in Englisch und in Deutsch formuliert und umfasst je etwa sechzig Seiten mit Erklärungen und Praxisbeispielen zum Wesen der Leute, zur Arbeitswelt, zu schweizerisch-amerikanischen Unterschieden in Kultur, Temperament, Geldorientierung, Prestige, Perfektion, Tempo, Streitlust oder Rechtsverständnis.

Auch mit Blick auf die Sprachkenntnisse sieht Rietiker Hürden, über die ausländische



Anpacken und Umsetzen: Unternehmer Rietiker.

Manager leicht stolpern können, wenn es um wichtige geschäftliche Abmachungen geht, die in juristische Auseinandersetzungen münden können. Deshalb findet er es unerlässlich, in den USA an Ort und Stelle mit lokalen Managern, Experten, Personalfachleuten und Anwälten zu arbeiten. Auch wenn hiesige Anwaltskanzleien sich mit amerikanischen Kollegen vernetzten – wer sich im juristischen Dschungel behaupten wolle, brauche gutvernetzte Lokalmatadore. Nach seinen Erfahrungen ist lange nicht allen Schweizern bewusst, wie sehr Rechtsrisiken und Klagefreudigkeit in den USA zum Alltag gehören und entsprechende Vorkehrungen notwendig machen.

Rietiker hat sozusagen eine transatlantische Karriere im Gesundheitssektor gemacht. Er besitzt eine Zulassung als Arzt sowohl in der Schweiz als auch in den USA. Er begann in der Schweiz als Arzt, übernahm dann Führungspositionen bei Pharma- und Medizinaltechnikunternehmen wie Roche, Boehringer Mannheim, Schering-Plough, Sulzer Medica, die dann zu Centerpulse wurde und an die amerikanische Zimmer ging, oder Lifewatch. In jüngerer Zeit war er als operativer Chef mit der Restrukturierung von Lifewatch befasst, die er soeben erfolgreich an die amerikanische Biotelemetry verkauft hat.

Er arbeitet in beiden Ländern und betont, dass Swisness in den USA meist guten Anklang finde. Die Imageprobleme des Finanzplatzes hingen unter anderem mit dem Auftreten der schweizerischen Politik und der Kommunikation zusammen. Das Schweizer Berufsbildungsmodell und das handwerkliche Können stiessen in den USA jedenfalls auf Interesse. Alles in allem habe vor allem die Pharma- und Nahrungsmittelindustrie in den USA erfolgreiche Positionen aufgebaut. Deren Konzerne seien nicht nur von den Produkten her, sondern auch juristisch schlagkräftig. Schwerer hätten es die kleineren Firmen oder Unternehmen, die neu in die amerikanischen Märkte eintreten wollten.

Boni und Sonderzahlungen

Damit kommt Rietiker auf das Thema extraterritoriale Gesetzgebung zu sprechen – aber nicht im herkömmlichen Sinne mit dem gängigen Vorwurf, die amerikanischen Gesetze würden auf

die ganze Welt ausstrahlen, nein, die Schweiz macht Ähnliches, und zwar mit der Minder-Gesetzgebung. Die Minder-Vorschriften im Aktienrecht verbieten bei der Entlohnung der Geschäftsleitung einiges, was in den USA üblich ist. Ist bei einem Schweizer Unternehmen der Chef der amerikanischen Tochter Mitglied der Geschäftsleitung, greifen für diesen die Schweizer Regeln – ein Graus für einen an Boni und Sonderzahlungen gewöhnten Amerikaner. Rietiker weist darauf hin, dass grosse Konzerne dem Problem ausweichen können, indem sie den Amerika-Chef gar nicht in die Konzernleitung aufnehmen müssten.

In kleineren Firmen wie etwa der von ihm geführten Lifewatch sei dagegen das Amerika-Geschäft oft so gewichtig, dass der US-Länderchef zwingend Mitglied der Geschäftsleitung sein müsse – und damit eben vom Minder-Regime erfasst werde. In welchem Land fühlt sich Rietiker eigentlich wohler? Unternehmerisch, in Bezug auf Ideen, Visionen, Anpacken und Umsetzen, so Rietiker, fühle er sich in den USA wohler. In der Schweiz werde sehr viel zerredet; wenn es aber um Sicherheit, Sauberkeit oder perfekte Prozesse gehe, bevorzuge er die Schweiz. Er sei den beiden besten Staaten der Welt gleichermassen verbunden. ○

Ankläger als Richter

Bei den «Paradise Papers» zeigt sich wieder: Die Medien sind nützliche Idioten im Dienste unbekannter Krimineller.

Von René Zeyer

Kein Jahr vergeht ohne eine angebliche Grossenthüllung. «Offshore Leaks», «Swiss Leaks» und «Lux Leaks», «Panama Papers» und nun die «Paradise Papers». Die *Süddeutsche Zeitung* (SZ) scheint inzwischen die Lieblingsanlaufstelle von Datendieben zu sein, die ihre Beute gerne unter die Leute bringen möchten. Diesmal handelt es sich laut der SZ um 13,4 Millionen Dokumente von zwei Offshore-Dienstleistern und als Draufgabe um die Unternehmensregister von neunzehn sogenannten Steueroasen.

Die Wiederholung macht die neuste Enthüllung nicht besser, es stellen sich immer wieder die gleichen Fragen:

1 — Die SZ weigert sich, Angaben zu dem oder den Datendieben zu machen. Daher bleiben Motive und Absichten im Dunkeln. Zudem lässt sich nicht nachprüfen, ob und in welcher Form eine Vorselektion der gestohlenen Daten stattfand. Niemand weiss, wer aus welchem Grund das Resultat eines aufwendigen und umfangreichen Datenraubzugs einfach wegshenkt.

2 — Wie bei den vorangehenden Auswertungen von geraubten Unterlagen werden die Dokumente weder den Strafverfolgungsbehörden noch der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Die an der Auswertung beteiligten Medien spielen lieber selber Ankläger und Richter in einer Person und massen sich das Recht an, nach angeblich «öffentlichem Interesse» zu entscheiden, welche Personen und Firmen an den öffentlichen Pranger gestellt werden – und welche nicht.

3 — Wieder einmal halten die an der Auswertung beteiligten Medien fest, dass die Errichtung einer sogenannten Briefkastenfirma oder eines Trusts legal sei. Genauso wie die damit verbundene Absicht, für komplizierte internationale Strukturen ein juristisches Gefäss zu finden und dabei auch noch Steuern zu sparen. Dagegen massen sich die an diesen Enthüllungen beteiligten Journalisten an, zwischen «legal» und «nicht legitim oder unumstritten» zu unterscheiden. Dabei ist das Gegenteil von «legal» schlicht und einfach «illegal». Und darüber entscheiden die zuständigen staatlichen Behörden, nicht Journalisten.

4 — Obwohl in den «Paradise Papers» diverse US-Firmen und Einzelpersonen auftauchen, befinden sich unter den neunzehn Steueroasen, deren Unternehmensregister geknackt wurden, zwar die üblichen Verdächtigen – von

Aruba über die Bahamas bis Tobago und Vanuatu. Aber wieder einmal fehlen die grössten Steueroasen und verschwiegenen Häfen für Schwarzgeld in jeder Form: Delaware, Texas, Florida, Bestandteile des britischen Empire sowie Steuerparadiese innerhalb der EU wie Luxemburg oder die Niederlande.

5 — Es mag durchaus sein, dass juristische Konstrukte für illegale Zwecke verwendet werden. Wie aber schon die «Panama Papers» belegen, handelt es sich um einen verschwindend geringen Anteil im einstelligen Promillebereich. Auf der anderen Seite belegen Fälle von zu Unrecht Angeschuldigten die Fragwürdigkeit der Rolle, die sich Medien als Ankläger und Scharfrichter in einer Person angemasst haben. So wurde, nur ein Beispiel, der bekannte Playboy und Millionär Gunter Sachs postum beschuldigt, er habe sein Vermögen in Offshore-Konstrukten auf den Cookinseln versteckt. Eine amtliche Nachprüfung ergab: ein völlig haltloser Vorwurf, aus der Luft gegriffen, nach der Devise: reicher Mann, juristisches Gefäss auf kleiner Insel, also mindestens Steuerhinterzieher.

6 — Es ist dem Belieben und der Willkür der beteiligten Medien und Journalisten überlassen, welche von diesem Datenraub Betroffenen an die Öffentlichkeit gezerrt werden – und welche nicht. Können da die vielen Journalisten mit exklusivem Zugang zu den Daten allesamt der Versuchung widerstehen, sich das öffentliche Schweigen mit einer milden Gabe abgelden zu lassen?

7 — Solche juristischen Gefässe werden nicht zuletzt zum Schutz der Privatsphäre und zum Schutz vor kriminellen Handlungen wie Entführung oder Erpressung errichtet. In welcher Form würden die an dieser neuen Enthüllung beteiligten Medien Verantwortung übernehmen, sollte einem der von ihnen geouteten Besitzer eines solchen Konstrukts etwas zustossen?

Auch wenn die an dieser inzwischen fünften Auswertung von gestohlenen Daten beteiligten Medien sich öffentlich auf die Schulter klopfen, welche ungeheuerliche Rechercheleistung hier von 381 Journalisten in 67 Ländern erbracht wurde: Es handelt sich um nichts mehr als die partielle Veröffentlichung von gestohlenen Geschäftsunterlagen. Das ist der bislang einzige Straftatbestand. Und wer sagt: «Recht geschieht's denen», darf sich nicht beschweren, wenn seine eigenen Finanzdaten gestohlen und veröffentlicht werden sollten. Denn wer braucht schon Privatsphäre. ○

Gesellschaft

Überdosis

Um Transmenschen ist ein Hype entstanden. Mit einer Gegenreaktion ist zu rechnen.

Die Schweiz hat ein neues Problem. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht über Transmenschen berichtet wird und über ihre Schwierigkeiten im Alltag. Schon Kindergartenkinder stürmen heute offenbar die psychiatrischen Praxen, weil sie nicht wissen, ob sie Mädchen oder Jungs sind. Schulen stehen vor der horrenden Herausforderung, die Benutzung der Turngarderoben für Transkinder erträglich zu regeln. Es gibt mittlerweile detaillierte Trans-Sprachkodizes, wie man sich auszudrücken hat, will man nicht als hoffnungslos reaktionär gelten. Das Eidgenössische Justizdepartement plant, «transidenten und geschlechtsvarianten Menschen» zu ermöglichen, ihr amtlich registriertes Geschlecht sozusagen per Mausclick zu ändern. Und bald werden wir alle nur noch Unisex-Toiletten benutzen, um die Transfrauen und Transmänner nicht in ein WC-Dilemma zu stürzen.

Persönliches Schicksal

Bei allem Respekt vor Transmenschen: Hier wird der Öffentlichkeit gerade eine Überdosis verabreicht. Es ist eine mikroskopisch kleine Minderheit der Bevölkerung, die mit ihrem Geschlecht nicht im Reinen ist. Dass es gerade unter Jugendlichen immer mehr zu werden scheinen, hat wohl nicht zuletzt auch mit der Omnipräsenz des Themas zu tun; das Erwachsenwerden wird dadurch nicht einfacher. Sicher, jeder und jede soll nach seiner und ihrer Fassung selig werden, für Diskriminierungen ist kein Platz. Für Transmenschen mag der Weg zum Glück steiniger sein als für andere. Aber das ist eben persönliches Schicksal, eine Privatangelegenheit, und keine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Es gibt notabene auch andere Minderheiten, die ihre Bürde zu tragen haben.

Der derzeitige Hype um Transmenschen und das Hochjubeln aller möglichen Formen von Geschlechtsvarianten dürfte letztlich das Gegenteil des Erwünschten bewirken, nämlich eine kräftige Gegenreaktion, auch bei aufgeschlossenen Zeitgenossen. Die «Ehe für alle», die das Adoptionsrecht für Schwule und Lesben aufs Tapet bringen wird, ist noch lange nicht in trockenen Tüchern. Gut möglich, dass eine Mehrheit der Bevölkerung langsam ins Grübeln gerät. Und zum Schluss kommt, dass es besser ist, wenn wenigstens in der Familie noch Normalität herrscht.

Katharina Fontana

Mehr als ein Spiel

Das katalanische Nationalbewusstsein ist untrennbar mit dem FC Barcelona verbunden. Verantwortlich dafür ist der Schweizer Klubgründer Hans Gamper, der Politik und Fussball bewusst vermengt hat. Sein Geist prägt die Region bis heute, wie ein Besuch zeigt. *Von Rico Bandle*



Identitätsstiftender Mythos: Camp Nou, 4. November.

Es liegt etwas in der Luft. Das erste Heimspiel des FC Barcelona seit der Inhaftierung von acht abgesetzten katalanischen Ministern durch den spanischen Zentralstaat sollte zu einer Demonstration des katalanischen Widerstandswillens werden. Barça-Trainer Ernesto Valverde, selber kein Katalane, äusserte sich im Vorfeld des Spiels zu den geplanten Aktionen: «Wir wissen alle, was unser Stadion ist: Das Camp Nou ist ein Ort, wo sich die Leute frei äussern können. Das werden sie auch tun.»

Im Stadion verteilen Separatisten den Zuschauern Papierschilder mit der Aufschrift: «Freiheit den politischen Gefangenen». 70 000 haben sie gedruckt. Man solle sie auf den Rängen hochhalten, so die Anweisung. Die meisten Leute indes weichen den Aktivisten aus, so wie Hilfswerksmitarbeitern, die auf der Strasse um Spenden betteln. Wenige Minuten vor Anpfiff wird auf der Tribüne eine gigantische Katalo-

nien-Flagge ausgefahren, 900 Quadratmeter Stoff, daneben zwei Banner: mit der Aufschrift «Justícia», also Gerechtigkeit, auf Katalanisch, sowie daneben auf Englisch. Im Stadion ist es derweil erstaunlich still. Aus Protest gegen die Inhaftierungen boykottieren mehrere Fan-Gruppen die ersten zehn Minuten des Spiels.

Im leeren Fan-Sektor direkt hinter dem Tor des deutschen Barça-Goalies Marc-André ter Stegen sind dafür Plakate ausgerollt, unter anderem mit der Aufschrift: «Shame on you, Europe.» Die eigentlich EU-freundlichen Separatisten geben ihre Enttäuschung über die fehlende Unterstützung aus Brüssel kund. Kaum sind die ersten zehn Minuten um, füllen sich die Ränge der Nordtribüne. Das ganze Stadion skandiert «Llibertat, llibertat» – so laut sollte es sonst nur noch nach den Toren werden. Barça-Fahnen sind kaum zu sehen, dafür umso mehr Unabhän-

gigkeitsflaggen mit dem Stern auf dem blauen oder gelben Dreieck.

Nach 17 Minuten und 14 Sekunden hallen erneut Separations-Gesänge durchs Stadion, so ist es seit einigen Jahren Tradition im Camp Nou. Damit soll an das Jahr 1714 erinnert werden, so etwas wie das Marignano der Katalanen: Damals kapitulierte Barcelona nach langer Be-

Auch das Stadion Camp Nou, die Kathedrale des Katalanismus, hätte Gampers Namen tragen sollen.

lagerung durch französische Truppen. Der Spanische Erbfolgekrieg war entschieden, Katalonien verlor die Eigenständigkeit an den spanischen Zentralstaat unter König Philipp V.

Ach ja, Fussball gespielt wird an dem regnerischen Abend auch. Und wie. Barcelona gegen

Sevilla. Die ersten zwanzig Minuten sind eine wahre Freude: Die Mannschaft um Superstar Lionel Messi – es ist sein 600. Spiel für Barça – macht enorm Druck, spielt sich mit wunderbaren Pass-Stafetten durch die gegnerische Abwehr. Das erste Tor fällt etwas glücklich durch einen Fehler Sevillas. Danach drehen die Gäste aus Andalusien auf, erzielen den Ausgleich, Barça geht wieder in Führung, das Spiel bleibt spannend bis zur letzten Sekunde. Zwei zu eins steht es am Schluss, die Zuschauer feiern mit weiteren «Libertat»-Chören.

Recht auf Selbstbestimmung

Der FC Barcelona und die Politik – bei kaum einem anderen Klub ist die Verbindung dermassen eng. Der Verein verteidigte offiziell die Unabhängigkeitsabstimmung vom 1. Oktober. Am Abstimmungswochenende protestierte er gegen das gewaltsame Eingreifen des Zentralstaats mit einem Heimspiel vor leeren Rängen. Erst letzte Woche nahm er Stellung gegen die Inhaftierung der katalanischen Politiker.

Klubpräsident Josep Maria Bartomeu hat die Order ausgegeben, dass sich der Klub nicht für oder gegen die Unabhängigkeit ausspreche, sehr wohl aber für das Recht, darüber abzustimmen. Wenn sich Fans im Stadion aber konkreter äussern wollen, so hindert man sie nicht daran.

Ob es richtig ist, dass sich ein Fussballklub dermassen in die Politik einmischt, ist in den lokalen Zeitungen Gegenstand emotional geführter Debatten. So berichtete kürzlich eine ausserhalb Kataloniens aufgewachsene Journalistin im Gratisblatt *20 Minutos*, sie sei von Kind auf Barça-Fan – jetzt überlege sie sich schweren Herzens, ob sie sich vom Klub abwenden solle. Neben mir im Stadion sitzt ein Paar, das ähnlich denkt. Es ist aus Castellón angereist, etwa 250 Kilometer von Barcelona entfernt. Castellón liegt zwar nicht in Katalonien, man spricht dort aber einen katalanischen Dialekt, so wie in Valencia oder auf den Balearen. Mit dem Unabhängigkeitsspektakel im Stadion kann das Paar nichts anfangen. «Wir sind für Barça, aber gegen die Unabhängigkeit», sagt der Mann resolut.

Der Historiker Ángel Iturriaga Barco hat ein Buch über den FC Barcelona und die katalanische Identität geschrieben. Er gilt als einer der besten Kenner auf dem Gebiet. Für ihn ist klar: «Der FC Barcelona kann nicht anders, als sich für die Selbstbestimmung einzusetzen. Das ist tief in der Vereinsgeschichte verwurzelt.» Er verweist auf den Schweizer Klubgründer Hans Gamper, der sich von Anfang an mit dem Katalanismus identifizierte und die Nähe zur

Politik suchte. Gamper hat den Grundstein dafür gelegt, dass der FC Barcelona zum wichtigsten Symbol des katalanischen Nationalbewusstseins geworden ist.

In Barcelona wird Gamper wie ein Heiliger verehrt. Nach ihm sind eine Strasse benannt, das riesige Trainingszentrum des FC Barcelona sowie ein Fussballturnier, bei dem Barça



Verehrt wie ein Heiliger: Hans Gamper aus Winterthur, 1896.

jeweils Top-Teams aus aller Welt einlädt. Auch das 1955 eingeweihte Stadion Camp Nou, das grösste Europas, die Kathedrale des Katalanismus, hätte seinen Namen tragen sollen. Doch Diktator Francisco Franco verhinderte dies: Dass die Weihestätte des Fussballs nach einem Ausländer benannt werde, der zudem Protestant gewesen war, katalanischer Nationalist und ein Selbstmörder, war für ihn ausgeschlossen.

120 Tore für den FC Barcelona

Gamper kam 1877 in Winterthur zur Welt. Er hatte eine schwere Kindheit, die Mutter starb früh an Tuberkulose. Der Junge war ein herausragender Radfahrer, Fussballer und Rugby-Spieler. Er spielte unter anderem beim FC Basel und beim FC Winterthur, zudem war er an der Gründung des FC Zürich beteiligt. Im Alter von zwanzig Jahren schickte ihn der Vater nach Barcelona zu seinem Onkel, dort

arbeitete er als Buchhalter bei der Bank Crédit Lyonnais, dann bei der Eisenbahn, später stieg er selbst erfolgreich ein in den Handel mit Zucker und Kaffee. Per Zeitungsinserat suchte Gamper im Jahr 1899 Mitspieler für eine Fussballmannschaft – es war der Startschuss für den FC Barcelona, heute einer der populärsten und erfolgreichsten Klubs der Welt.

Sechs der zwölf FCB-Gründer waren Ausländer, davon drei Schweizer. Gampers Schweizer Freund Walter Wild wurde der erste Präsident, er selbst der erste Captain des Teams. In 51 Spielen für den FC Barcelona schoss Gamper 120 Tore. Später übernahm er doch noch das Präsidium, insgesamt fünf Mal, und zwar immer dann, wenn der Verein in Schwierigkeiten war. Zuerst war dies 1908 der Fall. Gamper aktivierte seine Kontakte zur Lliga Regionalista, einer konservativen katalanistischen Partei mit einflussreichen Mitgliedern. Der Verein wurde Teil der katalanischen Gesellschaft und der Unabhängigkeitsbewegung. Der Schweizer benutzte nur noch die katalanische Version seines Namens, Joan, selbst mit seinen Kindern sprach er katalanisch.

Verbot der katalanischen Sprache

Das abrupte Ende von Gampers Ära gilt heute als wichtiger Markstein in der Vereinsgeschichte. Am 14. Juli 1925 spielte eine britische Kapelle im Stadion die spanische Hymne, das Publikum übertönte sie mit einem lauten Pfeifkonzert. Diktator Miguel Primo de Rivera verbot daraufhin den Klubbetrieb für ein halbes Jahr. Präsident Gamper wurde aufgefordert, das Land zu verlassen. Er kehrte zurück in die Schweiz. Zwar durfte er später wieder nach Barcelona reisen, aber keinen Kontakt mehr zum Klub aufnehmen. Diese harte

Sanktion ging einher mit einer Krise in seinem Handelsgeschäft. Verarmt und von Depressionen geplagt, erschoss er sich am 30. Juli 1930 in seiner Wohnung an der Carrer de Girona 4 – ziemlich genau ein Jahr nachdem sein Klub die erstmals ausgetragene spanische Meisterschaft, die Primera División, gewonnen hatte, zwei Punkte vor Real Madrid.

«Mit der halbjährigen Sperre und dem Verweis Gampers wollte de Rivera den FCB 1925 zermürben. Das Gegenteil passierte. Der Klub wurde stärker, der Rückhalt in der Bevölkerung wuchs», sagt der Historiker Iturriaga. «Wie immer, wenn Madrid gegen Barcelona vorging.»

Und das kam immer wieder vor. 1936, zu Beginn des Bürgerkriegs, wurde der Klubpräsident, Josep Sunyol, durch Truppen Francos ermordet. Nach der Machtergreifung benannte der faschistische Diktator den Klub um vom



Teil der Folklore: Superstar Lionel Messi.

katalanischen Futbol Club zum spanischen Club de Fútbol Barcelona (CFB). Unter Franco waren die katalanische Flagge und die katalanische Sprache verboten. Dass vor allem gegen Ende der Diktatur das Camp Nou zu einem Ort des Widerstands wurde, wo man frei reden konnte, gehört heute zum identitätsstiftenden Mythos des Klubs.

So heroisch, wie oft dargestellt, verhielt sich der Klub nicht immer. Erstens erachtete Franco den Fussball als Ventil: Hier durfte das Volk den Regionalismus ausleben, der sonst verboten war. Zweitens hatte auch der FC Barcelona Vertreter in den eigenen Reihen, die Franco nahestanden, unter anderem Klubpräsident Narcís de Carreras, der den berühmten Barça-Slogan «Més que un club» («Mehr als ein Klub») prägte.

Lauter Touristen im Stadion

Auch das Bild vom Stadtrivalen Espanyol Barcelona als Verein der spanischen Zentralisten ist nicht ganz richtig, zumindest nicht mehr. Der Verein wurde ein Jahr nach dem FC Barcelona gegründet, als Antwort auf den von Ausländern und Protestanten dominierten FCB. Anfangs durften nur einheimische Katholiken mitspielen. 1912 erhielt der Klub vom König das Recht, seinem Namen das königliche «Real» voranzustellen. Lange Zeit war er der Regierung in Madrid zugewandt, mittlerweile gibt aber auch er sich katalanisch: Dem Zeitgeist entsprechend, änderte der Klub 1995 die Schreibweise vom spanischen «Español Barcelona» zum katalanischen «Espanyol». Der

letzte Präsident veranlasste, dass die Klubbhymne fortan auf Katalanisch gesungen wird und auf den blau-weißen Trikots eine kleine katalanische Fahne aufgenäht ist.

Vor einem Jahr hat der chinesische Unternehmer und Milliardär Chen Yansheng Espanyol gekauft und das Präsidium übernommen. Die Globalisierung des Weltfußballs hat auch die kleineren Klubs erreicht. Sogar den FC Girona, der letzte Saison als dritter katalanischer Verein in die höchste Liga aufgestiegen ist. Seit August ist er im Besitz der Investoren des englischen Spitzenteams Manchester City. Trainiert wird City vom früheren Barça-Trainer Pep Guardiola, dem international berühmtesten Fürsprecher der katalanischen Unabhängigkeit, sein Bruder Pere ist am Deal mit Girona beteiligt.

Vor zwei Wochen stahl der FC Girona dem grossen FC Barcelona für einmal die Show: Der Klub schlug Real Madrid – es war der letzte Triumph des abgesetzten katalanischen Ministerpräsidenten und früheren Stadtpräsidenten Gironas, Carles Puigdemont, vor seiner Flucht nach Belgien.

Aufgrund der sich in schwindelerregendem Tempo drehenden Geldspirale im Weltfußball muss sich auch der FC Barcelona zunehmend der ökonomischen Realität stellen. Lange Zeit verzichtete Barça auf Werbung auf den Trikots, da man sich als so etwas wie die katalanische Nationalmannschaft sah. Das ist längst vorbei. Heute steht gar zur Diskussion, die Namensrechte des Stadions für mehrere hundert Millionen Euro an eine Pharmafirma zu verkaufen. Der Klub braucht Geld, Lionel Messi soll für die Vertragsverlängerung 90 Millionen Euro Handgeld erhalten haben, insgesamt gibt der Klub dieses Jahr für Gehälter knapp 480 Millionen Euro aus.

Im Camp Nou macht sich die globale Strategie des FC Barcelona stark bemerkbar. Im Messi-Trikot an ein Spiel zu gehen wie in München im Dirndl ans Oktoberfest, gehört mittlerweile zum touristischen Folklore-Programm. «Das Stadion wurde in den letzten Jahren immer

mehr zum Vergnügungspark», sagt der Historiker Iturriaga. «Es ist voller Asiaten, die während des Spiels Selfies machen. Der Stimmung ist dies nicht zuträglich.»

Die weltweite Ausrichtung und das Bekenntnis zur regionalen Unabhängigkeit sieht Iturriaga nicht als Widerspruch, im Gegenteil: «Genau das macht den Klub und Katalonien aus: Weltoffenheit, aber stark in der eigenen Kultur verwurzelt.» Katalane zu sein, so hört man im multikulturellen Barcelona oft, habe nichts mit der Herkunft zu tun, sondern mit dem Bekenntnis zur Sprache, zur Kultur, zur Unabhängigkeit, zum FC Barcelona. «Adopterter Katalane» ist ein geläufiger Begriff, sowohl für Hans Gamper oder Johan Cruyff, den zweiten Barça-Heiligen mit ausländischen Wurzeln, als auch für andere Zuwanderer, die sich für die Anliegen der Katalonen engagieren.

Am Tag nach dem Spiel treffe ich zwei Männer, die zurzeit ihre ganze Freizeit dem Kampf für Unabhängigkeit widmen. Ursprünglich seien auch sie nicht für eine gänzliche Loslösung von Spanien gewesen, erzählen sie. Aber nach dem gewaltsamen Einschreiten der spanischen Polizei beim Referendum und der Inhaftierung von Politikern habe sich ihre Einstellung geändert. «Es gibt nun kein Zurück mehr. Die Unabhängigkeit wird kommen», geben sich die beiden überzeugt.

Epische Rivalität

Die Festnahme der Politiker hat der Autonomiebewegung einen kräftigen Schub verliehen, Barcelona ist mit «Llibertat»-Plakaten vollgekleistert. Doch nicht überall stehen die Zeichen auf Konfrontation. An der berühmten Touristenmeile Las Ramblas führt Barças Erzrivale Real Madrid einen eigenen Laden. Er ist an dem Sonntag ziemlich gut besucht. Immer wieder würden Leute in den Laden reinschreien, erzählt mir eine Verkäuferin, aber das sei nicht böse gemeint. Das dürfte sogar stimmen: Der FC Barcelona und Real Madrid sind voneinander abhängig, die Rivalität befügelt die Mannschaften, der sogenannte Clásico ist das meistgesehene Spiel einer nationalen Meisterschaft weltweit. Und genauso scheint es auch mit den Katalanen zu sein: Das nationale Selbstverständnis fusst zu einem grossen Teil auf der Abgrenzung und dem Widerstand gegenüber dem mächtigen Zentralstaat, gegenüber Madrid. Schon nur deshalb fällt es schwer, sich ein Katalonien ohne Spanien vorzustellen.

Übrigens, der allererste Clásico fand am 13. Mai 1902 statt, im Halbfinal des spanischen Cups. Barcelona gewann drei zu eins gegen Real. Eines der Barça-Tore schoss: der Schweizer Klubgründer Hans Gamper. ○



Die Kontrolle geht verloren

Von Hansrudolf Kamer — Republikaner und Demokraten bekämpfen sich mit Skandalen. Sie selber sind gespalten, im Kongress ist fast alles blockiert. Dennoch geht es Amerika nicht schlecht.



In einem der jüngsten Tweets des grossen Häuptlings heisst es: «Pocahontas hat gerade erklärt, dass die Demokraten, angeführt von der legendären Crooked Hillary, die Primärwahlen manipuliert haben! Let's go FBI und Justizministerium.» Ein Jahr nach der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten ist die amerikanische Politik weiterhin damit beschäftigt, die Vergangenheit zu bewältigen.

Der Hickhack um dunkle Machenschaften beim letzten Kräftemessen lähmt die Politik und schwächt die beiden grossen Parteien. Auf dem Capitol kommt wenig Konstruktives zustande. Nicht, dass die Republik deshalb unterginge. Die Institutionen erweisen sich als erstaunlich robust, und Gesetze haben die Amerikaner ohnehin genug.

Der Hickhack um dunkle Machenschaften beim letzten Kräftemessen lähmt die Politik und schwächt die beiden grossen Parteien. Auf dem Capitol kommt wenig Konstruktives zustande. Nicht, dass die Republik deshalb unterginge. Die Institutionen erweisen sich als erstaunlich robust, und Gesetze haben die Amerikaner ohnehin genug.

Pocahontas*, das ist Elizabeth Warren, die demokratische Senatorin von Massachusetts, eine Linksaussen der Partei und Hoffnungsträgerin für die Zukunft. Sie soll indianische Vorfahren haben, zu einem Zweiunddreissigstel von den Cherokee abstammen, was im Wahlkampf 2012 eine prominente Rolle spielte. Sie erklärte unumwunden, dass die Primärwahlen der Demokraten im letzten Jahr manipuliert gewesen seien. Hintergrund ist die Aussage von Donna Brazile, letzten Sommer Präsidentin des Demokratischen Nationalkomitees (DNC), dass die Parteizentrale, die bis zur Kür eines Kandidaten formell neutral sein müsste, von Anfang an in der Tasche Hillary Clintons steckte. Konkret: Ein Jahr vor der Weihe Hillarys zur demokratischen Bannerträgerin wurde eine Vereinbarung zwischen dem Clinton-Lager und dem DNC des Inhalts «Geld gegen Kontrolle» unterzeichnet. Hillary kontrollierte von Anfang an die Finanzen der Partei, deren Strategie und Fundraising-Aktivitäten.

Diese typische Clinton-Story veranlasste einen Kolumnisten der *New York Times*, David Brooks, zur Aussage, die ganze Affäre sei ein Beweis dafür, dass «die Eliten wirklich stinken». Das mache den Kampf gegen die Populisten so schwierig. Die «Populisten» stehen auch im Visier des Sonderermittlers Robert Mueller, der gegen frühere Trump-Berater der zweiten Garnitur im weiten Rahmen der sogenannten Russlandaffäre Anklage erhob. Kalte Füsse bekam aber auch ein prominenter Demokrat,

Tony Podesta, der von seiner eminenten Lobby-Firma zurücktrat. Er ist ein Mischler, der bei den Demokraten seit Jahrzehnten mitwirbelt, der Bruder von John, der Hillarys Kampagne 2016 leitete.

«Skandalitis» ist immer ein probates Mittel, wenn es an Ideen mangelt. Stan Greenberg, der demokratische Strategie und *pollster*, der 1992 Bill Clinton ins Weisse Haus verhalf, legt den Finger auf den wunden Punkt. Nicht Russland sei für Hillarys Niederlage verantwortlich, sondern sie selber. Sie habe nie verstanden, was in der Wählerschaft ablaufe. Den gleichen Fehler machten die Demokraten heute noch. Statt sich Wirtschaftsfragen zu widmen, schlugen sie sich mit Identitätspolitik herum.

Bei den Republikanern kompliziert Steve Bannon, Trumps ehemaliger Chefstrategie, alle Kalküle. In einigen Staaten portiert er bei den Primärwahlen Anti-Establishment-Kandidaten, die gegen die «offiziellen» Anwärter antreten – manchmal erfolgreich, wie jüngst bei einer Ersatzwahl in Alabama. Doch in andern Wahlkreisen, wo ihm aussichtsreiche Protagonisten fehlen, kooperiert er mit der republikanischen Elite.

Es könnte sein, dass der Bruderzwist im Hause der Grand Old Party den Demokraten hilft, wenigstens im Repräsentantenhaus die Mehrheit zu erringen. Das würde sofort Impeach-

ment-Operationen gegen Trump auslösen, vergleichbar mit jenen, die gegen Clinton in den neunziger Jahren angestrengt wurden.

Zurzeit verlieren die Parteien die Kontrolle. Natürlich hatten die Demokraten gute Gründe, Bernie Sanders zu sabotieren – genauso wie die Republikaner Donald Trump. Sanders ist Sozialist und kein Demokrat. Er benützte den Parteiapparat nur für die Wahlen. Ähnlich Trump: Er war längere Zeit Demokrat und unterstützte die Clintons. Vorher lag er im Bett mit der Reform Party, die aus der Kandidatur Ross Perots in den neunziger Jahren hervorgegangen war.

Es folgte der Bürgerkrieg

Es gehörte einst zur Aufgabe des Parteiestablishments, extreme Kandidaten zu verhindern. Das geschah in den berüchtigten «smoke-filled rooms» hinter verschlossenen Türen. Es herrschte Ruhe und Ordnung. Man kann, schlussendlich, nicht alles haben. Trump wie Sanders wussten, dass dritte Parteien in Amerika keinen Erfolg haben. Die letzte Ausnahme waren die Republikaner, die als dritte Kraft die Whigs ausschalteten und ihren Kandidaten ins Weisse Haus brachten, weil auch die Demokraten gespalten waren. Man schrieb das Jahr 1860, der Präsident hiess Abraham Lincoln, und es folgte der Bürgerkrieg.

So weit sind wir heute nicht. Und wer noch etwas tiefer in der amerikanischen Geschichte gräbt, fördert Erstaunliches zutage. Es gab schon früher die Trumps und Sanders. Doch niemand erinnert sich noch an sie.

* Pocahontas («die Verspielte», «die, die alles durcheinanderbringt») gehörte zu einem Stamm der Virginia-Algonkin und vermittelte zwischen ihnen und den Jamestown-Kolonisten. Sie starb 1617 in England. Zu ihren Nachfahren sollen Nancy Reagan und George W. Bush gehören.



Beweis dafür, dass «die Eliten wirklich stinken»: Ehepaar Clinton.

Erst Sizilien, dann das ganze Land

Italiens Lega Nord formiert sich neu als nationale Partei. Ihr Chef Matteo Salvini, 44, will an die Macht. In Sizilien hat der ehemalige Separatist seinen Marsch auf Rom angetreten. Die *Weltwoche* war ihm dicht auf den Fersen. *Von Nicholas Farrell*



«Touristen, nicht illegale Einwanderer!»: Lega-Politiker Salvini am 29. Oktober in Palermo.

Wer Sizilien regiert, regiert Italien. So geschahen 1860, als Garibaldi seinen Kreuzzug zur Einigung Italiens mit der Eroberung Siziliens begann. So geschahen 1943, als die Alliierten in Sizilien landeten, um Europa vom Faschismus zu befreien. Und so war es auch in jüngster Vergangenheit mit Silvio Berlusconi. Dank massenhafter Unterstützung der Sizilianer – und der Mafia, wie seine zahlreichen Gegner in den Reihen der Linken und in den Medien behaupteten – wurde er 2011 mit dem besten Wahlergebnis aller italienischen Ministerpräsidenten (etwa 65) seit dem Ende des Faschismus gewählt. Seine Partei Forza Italia errang damals auf Sizilien sämtliche 61 Mandate.

Die nächsten Wahlen, bei denen die Italiener wieder einmal versuchen werden, einen Ministerpräsidenten zu wählen, müssen vor Mai nächsten Jahres stattfinden, wahrscheinlich im Februar. Letzte Woche begann der Wahlmarathon auf Sizilien mit den Lokalwahlen, und so besuchte Berlusconi diese unbeschreiblich schöne, aber übel zugerichtete Insel. Ebenfalls in Sizilien unterwegs war der Anführer der Lega Nord, Matteo Salvini. Gemeinsam

mit Berlusconi unterstützte er den konservativen Kandidaten Nello Musumeci.

Nur ein Narr würde Berlusconi abschreiben – er ist 81, aber dynamisch wie eh und je, wie ein Korken, der immer wieder an die Oberfläche kommt, so sehr man auch versucht, ihn mit aller Macht wegzudrücken. Zwar darf er nicht persönlich kandidieren (er wurde 2012 des

Inzwischen hat Salvini auch das «Nord» aus dem Namen seiner Partei gestrichen.

Steuerbetrugs schuldig gesprochen), aber mit seinem Einfluss und seinem Charisma wird er entscheidend mitbestimmen, wen seine Partei zum Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten kürt. Forza Italia hat jedoch keinen Spitzenkandidaten und ist in Umfragen auf etwa 12 Prozent der Stimmen zurückgefallen.

Alle Augen richten sich daher auf Matteo Salvini, den Chef der Lega Nord, die in den Umfragen bei etwa 15 Prozent Wählerstimmen liegt. Eine Koalition von Lega, Forza Italia und

der rechtsnationalistischen Partei Fratelli d'Italia (der Name bezieht sich auf den Titel der italienischen Nationalhymne) könnte die nationalen Wahlen sehr wohl gewinnen, und zwar aus zwei Gründen: Erstens ist der regierende linke Partito Democratico (29 Prozent der Wählergunst laut Umfragen) politisch erfolglos und in zwei Parteien gespalten. Zweitens lehnt der demagogische Komiker Beppe Grillo mit seiner Protestpartei Movimento 5 Stelle (30 Prozent laut Umfragen) Koalitionen grundsätzlich ab, so dass er keine Regierung bilden kann.

Wie einst Garibaldi

Inzwischen hat Salvini auch das «Nord» aus dem Namen seiner Partei gestrichen, die, als sie in den 1990ern gegründet wurde, zur Abspaltung des reichen Nordens vom Süden aufrief, mit dem Argument, die Süditaliener seien Diebe, Parasiten, korrupt und inkompetent.

Nun versucht er, ähnlich wie einst Garibaldi, den Marsch von Sizilien nach Rom. Soll das Unterfangen gelingen, muss er die Süditaliener für sich gewinnen, besonders die Sizilia-

ner, und deswegen kam er nach Sizilien. Mit grossem Erfolg. Nach Auszählung von 90 Prozent aller Stimmen (Stand Redaktionsschluss am Dienstag) gewann Salvini Kandidat Nello Musumeci, der auch von Forza Italia sowie der Rechtspartei Fratelli d'Italia unterstützt wurde, mit fast 40 Prozent der Stimmen. Die sozialdemokratische Regierungspartei PD stürzte ab. Beppe Grillos Fünf-Sterne-Bewegung verpasste ihren ersten Sieg in einer italienischen Region deutlich.

Eine Woche lang fuhr Salvini kreuz und quer durch Sizilien, und ich folgte ihm, was nicht ganz einfach war. Auf Sizilien ist das öffentliche Verkehrsnetz ausgesprochen unterentwickelt – zumal unsere Reise in die Zeit zwischen Halloween, Allerheiligen und Allerseelen fiel. Das einzig zuverlässige Verkehrsmittel waren Taxis. Aber ausserhalb der grossen Städte sind Taxis Mangelware. Man muss in einer Bar oder in einem Reisebüro ein Taxi bestellen.

Aus Protest Müll verbrannt

Vor allem im Süden Siziliens gibt es nur wenige vernünftige Strassen. An einem Tag blockierte ein schlimmer Autounfall die Küstenstrasse zwischen Agrigento (berühmt für seine antiken Tempel und die illegal gebauten Betonhässlichkeiten) und dem achtzig Kilometer entfernten Gela. Bis zum nächsten Morgen war die Strasse nicht befahrbar, ich sass fest. Niemand wusste etwas Genaues über den Unfall.

Also musste ich in Licata übernachten. Während ich draussen vor einer Bar sass, bemerkte ich bald mächtige Flammen, die in etwa hundert Meter Entfernung auf der Strasse loderten. Der Gestank von brennendem Plastik erfüllte die Abendluft. «Halloween?», fragte ich. «Nein, in Licata passiert das jeden Tag», erwiderte der Barman. «Der Müll wird nicht abtransportiert, also wird er von den Leuten hier aus Protest verbrannt.»

In jeder Stadt, in der Salvini nach seiner Ankunft in Palermo auftrat, standen Kinder neben ihm auf der Bühne und hielten blaue Plakate mit dem Slogan «Salvini Premier» in die Höhe.

Wenn die Lega bei den nächsten Parlamentswahlen mehr Stimmen erringt als Berlusconi's Forza Italia (womit laut Umfragen zu rechnen ist) und wenn ihre rechte Koalition mehr Stimmen erringt als die Linke oder Grillo, dann wird Salvini in der Tat der nächste Ministerpräsident sein.

Um das zu erreichen, muss er die Sizilianer vor allem davon überzeugen, dass die Lega nicht mehr die Meinung vertritt, sie seien Diebe und Parasiten, korrupt und inkompetent. Und die Mafia. «Er ist zum Kotzen!», erklärte



«Souveränität der Regionen»: Salvini-Anhänger in Süditalien.

mir ein alter Mann auf dem kleinen Dorfplatz von Motta Sant'Anastasia unweit von Catania. «Vor ein paar Jahren hat er gesagt, hoffentlich bricht der Ätna bald aus und begräbt alle Sizilianer unter der Lava.» Doch vielen, vor allem jungen Leuten, gefällt Salvinis Politik.

Am Donnerstagmorgen trafen wir uns endlich zu einem Interview in dem Hotel, in dem er abgestiegen war – dem «Sigonella Inn», gegenüber dem Nato-Stützpunkt bei Catania. Dieses Hotel (ein Drehbuchschreiber hätte es sich nicht besser ausdenken können), das von Amerikanern und anderen Nato-Soldaten frequentiert wird, gehörte der Mafia und wurde 2012 vom italienischen Staat enteignet.

Salvini hat die Lega geschickt neu ausgerichtet. Sie soll nun nicht mehr die Norditaliener vor den Süditalienern schützen, sondern alle Italiener vor Migranten und integrationsunwilligen Muslimen, wenn nicht gar vor allen Muslimen. «Man hat mich als Faschis-

«Ich bin ein Patriot, der sein Land, seine Kultur und seine Lebensart verteidigen will.»

ten, Rassisten, Nazi, Populisten, islamophob und die Lega als rechtsextrem bezeichnet», sagte er. «Das interessiert mich alles nicht, denn ich bin das nicht. Ich bin ein Patriot, der sein Land, seine Kultur und seine Lebensart verteidigen will.»

Am Tag zuvor hatte ich mit Salvini das Hotel «Villa Sikania» in Siculiana besucht, das seit Jahren als «Aufnahmezentrum» für 200 Migranten dient. Der Besitzer erhält vom Staat 35 Euro pro Tag für jeden Migranten – täglich 7000 Euro.

«Touristen sollten hier sein, nicht illegale Einwanderer! Wenn ich Ministerpräsident bin, und das werde ich, dann werde ich all diese Orte binnen eines Jahres schliessen», erklärte mir Salvini. «In ganz Italien halten sich 180 000 Migranten in Aufnahmezentren auf, es sind kaum echte Flüchtlinge darunter, alles

Männer im besten Alter, Glücksritter. Hier gibt es gerade einmal zwei Frauen, kein einziges Kind. Und dazu kommen die 300 000 Personen, die trotz Deportationsbefehl noch immer in Italien sind.» Die Migranten? «Alle ausweisen, die keine echten Flüchtlinge sind.» – «Wie denn? Sie machen falsche Angaben zu Namen, Staatsangehörigkeit...» – «Wir wissen, wer sie sind und wo sie herkommen. Wir werden mit den jeweiligen Regierungen Vereinbarungen treffen. Sie müssen verschwinden. Alle.»

Mit solchen Voten wirkt der 44-jährige Salvini, der seit Jahren Abgeordneter des Europäischen Parlaments ist und der Fraktion «Europa der Nationen und der Freiheit» angehört, auf viele *molto simpatico*. Was sagt er zur Europäischen Union und zum Euro? «Beides wird auseinanderbrechen, wenn die Deutschen die Mittelmeerstaaten nicht mehr unterstützen, womit zu rechnen ist. Die EU kann in ihrer gegenwärtigen Verfassung ohne grundlegende Reformen nicht überleben. Die Macht muss wieder beim Volk liegen, das heisst, bei den nationalen Regierungen.»

Sind Muslime integrationsfähig? «Ja, aber nicht der Islam.»

Salvini, der als Journalist bei der Parteizeitung *La Padania* begann und dort für die Leserbriefseite verantwortlich war, wurde 2013 Vorsitzender der Lega, nachdem sie von 10 Prozent auf 3 Prozent der Wählerstimmen abgesunken war. Er hat die Partei wieder zum Leben erweckt – mit 15 Prozent ist sie nun so erfolgreich wie nie zuvor.

Immer wieder «minchia!»

Während die schottischen Nationalisten und die katalanischen Separatisten in der EU bleiben wollen, tritt er für eine föderale Lösung ein, notfalls ausserhalb der EU. «Die nationale Souveränität ist ebenso unverzichtbar wie die Souveränität der Regionen.»

Zum Abschluss seiner Wahlkampftour lud er mich zu einem gemeinsamen Abendessen mit seinem Team in ein exklusives Fischrestaurant in Catania ein. Während des Essens gingen wir öfter hinaus, um eine Zigarette zu rauchen. Immer wieder sagte er: «*Minchia!*» (sizilianisch für «Fuck!») und lachte. «Salvini Premier!» ist kein Witz mehr – angesichts des Zustands der anderen Parteien ist es, wenn nicht absolut gewiss, so doch eine sehr realistische Möglichkeit.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der Widerborstige aus der Provinz

Deutschland tut sich schwer mit der Regierungsbildung. Ein Stolperstein auf dem Weg zur «Jamaika»-Koalition ist die linke Asylpolitik der Grünen. In deren Reihen gewinnt ein Mann an Profil, der ein neues Denken in dieser Partei verkörpert: Boris Palmer. *Von Thomas Bornhauser*

«Aufhören mit Moralisieren», fordert er in der ARD zur besten Sendezeit. «Wir können nicht alle aufnehmen», erläutert er in seinem aktuellen Hörbuch. «Wir schaffen das nicht», postet er auf Facebook. Abschiebungen seien unter gewissen Bedingungen auch nach Syrien möglich, erläutert er im Interview mit der *Stuttgarter Zeitung*. Und in der *FAZ* schreibt er selber: «Ich habe ein Jahr lang erlebt, welche innere Gegenwehr es verursacht, wenn man sich grundlos als Rassist und unmoralischer Mensch beschimpfen lassen muss. Diese Attacken bekehren niemand. Sie verstärken den Unwillen.»

Der deutsche Politiker, der das öffentlich von sich gibt, ist weder von der FDP noch Unionsmitglied. Er heisst Boris Palmer, ist 45 Jahre alt und seit 1996 Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen. Als Oberbürgermeister in der schwäbischen Universitätsstadt Tübingen zeigt er konkret, wie erfolgreiche ökologische Realpolitik funktionieren kann. Der CO₂-Ausstoss ist innert zehn Jahren um rund 20 Prozent reduziert worden. Für über 90 Prozent der Kleinkinder steht ein Kita-Platz zur Verfügung. Gleichzeitig ist die Stadt schuldenfrei.

Gralshüter der politischen Korrektheit

Diesen Weg geht Oberbürgermeister Palmer seit bald zwölf Jahren. Mit seinen rund 87 000 Einwohnern ist Tübingen von überschaubarer Grösse, das reduziert die Gefahr des politischen Abhebens. Palmer geniesst offenbar den direkten Kontakt zu seinen Bürgern. Bei seiner ersten Wahl im Oktober 2006 kippte er mit 50,4 Prozent der Stimmen im ersten Wahlgang die amtierende SPD-Oberbürgermeisterin aus ihrem Amt. Bei seiner Wiederwahl im Oktober 2014 machte er im ersten Wahlgang sogar 61,7 Prozent der Stimmen, während die lokale AfD ohne Bedeutung geblieben ist.

Bodenhaftung schützt offensichtlich vor dem Auseinanderdriften von politischer und veröffentlichter Meinung. So gehörte Palmer zu den Ersten, die im deutschen Flüchtlingsherbst 2015 die Überforderung der staatlichen Institutionen nicht nur erkannten, sondern auch öffentlich zum Thema machten. Das hat ihn in seiner Partei zum inzwischen wohl bekanntesten Kommunalpolitiker Deutschlands gemacht.

Doch kein Ruhm ohne Preis, und der scheint in jener Partei besonders hoch, die sich in Deutschland zur Gralshüterin der politischen Korrektheit aufgeschwungen hat, zumal in Asylfragen. Claudia Roth, Katrin Göring-Eck-



Mehr Verantwortungs-, weniger Gesinnungsethik: grüner Politiker Boris Palmer, 45.

ardt, Simone Peter und der eigentliche Parteichef Cem Özdemir predigen Gesinnungsethik und asylpolitische Grosszügigkeit, auch in den Sondierungsgesprächen für eine Jamaika-Koalition. «Für uns sind Humanität und Ordnung die zentralen Eckpfeiler einer humanitären Flüchtlingspolitik. Dazu gehören schnelle, rechtsstaatlich durchgeführte Verfahren, eine

lückenlose Erfassung und der Familiennachzug», erklärte etwa Özdemir.

Für menschliche Grosszügigkeit plädiert zwar auch Palmer. Doch er setzt mehr auf Verantwortungs- als auf Gesinnungsethik. In seiner Partei scheint er weit und breit der Einzige zu sein, der die Sicherheitsbedürfnisse der Bürger, die Grenzen des Sozialstaats und die

Zwänge des Arbeitsmarkts hervorhebt. Was viele denken, sagt er auch öffentlich: «Wir brauchen eine Begrenzung der Zuwanderung.» Und er steht auch zu seinem persönlichen Unbehagen. Etwa, wenn er den öffentlichen Verkehr nutzt und sieht, wie junge Migranten als Schwarzfahrer in Gruppen auftreten und für ihr Fehlverhalten aus lauter Angst nicht einmal belangt werden. Dann postet er seinen Unmut auf Facebook.

Innerparteiliche Attacken

Wer solche Fehlentwicklungen zum Thema macht, riskiert im heutigen Deutschland politische Diskriminierung, erst recht bei den Grünen. So attackierte ihn der grüne Bundestagsabgeordnete Volker Beck auf Facebook mit dem Zweihänder: «Wir können noch allen helfen, Boris. Dir ist nicht zu helfen. In einem Land, wo deine flinke Zunge das Sagen hätte, möchte ich nicht leben.» Die grüne Direktkandidatin Canan Bayram aus Berlin-Kreuzberg schleuderte ihm entgegen: «Einfach mal die Fresse halten.» Britta Hasselmann, parlamentarische Geschäftsführerin der Fraktion, postete: «Von Tübingen aus lässt sich einfach darüber nachdenken, ob und wohin man nach Syrien abschieben könnte.» Partei-Co-Präsidentin Peter legte nach: «Klassischer Palmer-Nonsens. Bürgerkriegsflüchtlinge haben völkerrechtlich garantierten Schutzanspruch.»

Die Heftigkeit der innerparteilichen Attacken gegen Palmer nährt den Eindruck, dass der widerborstige Grüne aus der baden-württembergischen Provinz mittlerweile im Epizentrum der Grünen durchaus ernst genommen wird. Auf die Frage, ob er selbst an einer bundespolitischen Karriere interessiert sei, winkt er zwar ab und sagt: «In den bundespolitischen Sphären geht es viel auch um die subjektive Wirkung von Medienmitteilungen und dergleichen mehr auf die persönliche Wahrnehmung der politischen Akteure. Auf der kommunalen Ebene steht die konkrete Sachfrage im Vordergrund. Da kann man und muss man Verantwortung übernehmen. Auch die laufende Rückkopplung mit der Bevölkerung gefällt mir. Da weiss man, wo man steht.»

Wo die Grünen nach den Sondierungsgesprächen in Berlin stehen werden, wissen im Moment höchstens die Polit-Götter. Falls die Jamaika-Koalition aber Realität werden und den Grünen die Leitung des Innenministeriums «drohen» sollte, hätten sie mit Palmer sogar jemanden in ihren Reihen, der mit den bürgerlichen Koalitionspartnern zusammenarbeiten könnte, weil er in der Asyl- und der Migrationspolitik für mehr Realitätssinn und mehr Nähe zu den Bürgerinnen und Bürgern des Landes steht.

Thomas Bornhauser war NZZ-Redaktor und von 1993 bis 2016 Chefredaktor der *Lucerner Zeitung*. Heute ist er als Autor tätig und hat eine eigene Kommunikationsagentur.

Parteien

«Geh doch zur AfD!»

Konsequente Abschiebung, aber auch deutliche Anreize zur Integration. Boris Palmer plädiert in erster Linie für Pragmatismus in der Asylpolitik.

Herr Palmer, Sie sprechen in Asylfragen Klartext, wie man das von Ihrer Partei nicht gewohnt ist. Was ist Ihr Motiv?

Es ist besser, wenn die Leute sagen, was sie denken. Das ist ein Beitrag zur politischen Ehrlichkeit. Andernfalls kann es politisch böse Überraschungen absetzen.

Und was erleben Sie an Reaktionen?

Das führt zu persönlichen Attacken. Die Welt ist halt kein Wunschkonzert. «Geh doch zur AfD!», heisst es dann zum Beispiel. Aber das ist aushaltbar. Schlimmer ist, dass tatsächlich viele zur AfD gehen.

Wie beurteilen Sie die Chancen, dass «Jamaika» zustande kommt?

Das ist gut machbar. Für alle gilt dann halt: Man muss auch zurückstecken können. Als Grüner hat für mich Priorität, dass das Asylrecht im Grundgesetz gewährleistet bleibt. Wenn aber die Union zum Beispiel Straffällige konsequenter abschieben will, dann ist das okay. Soll sie sich damit profilieren! Von uns erwarten die Wähler das ja nicht. Und wir müssen auch nicht den Innenminister stellen.

Wo sehen Sie das Hauptproblem der deutschen Asylpolitik?

Unkontrollierbare Einwanderung – das geht für kein Land auf dieser Welt. Auch Deutschland kann das nicht schaffen. Ganz viele Migranten sind für unseren Arbeitsmarkt überhaupt nicht bereit. Und: Rund die Hälfte der Anträge in Deutschland ist abgelehnt worden. Das zeigt, wie wenig die Nachfrage von Seiten der Asylbewerber mit den rechtlich gültigen Spielregeln übereinstimmt.

Was halten Sie vom Vorschlag, in Nordafrika Asylzentren einzurichten?

Dieser Vorschlag kommt von Emmanuel Macron. Und ich finde diesen Ansatz gut. Wenn wir es stattdessen weiterhin zulassen, dass die Menschen sich in unsicheren Booten auf das Mittelmeer hinauswagen, ist das dann der humanere Weg?

Das offizielle Deutschland aber kritisiert bisher vor allem restriktiv agierende Länder wie Ungarn oder Polen.

Die Kritik setzt am falschen Punkt an. Den Entscheid, wer ins Land kommen darf, sollte man den Ländern überlassen. Werthaltungen in der Asylpolitik gegen Regierungen und Bevölkerungen durch-

zudrücken, das ist gefährlich. So gefährdet man die EU. Etwas anderes ist es mit der Kritik an der Rechtsstaatlichkeit. Denn: Die Gewaltenteilung gehört zu den Grundprinzipien der europäischen Wertegemeinschaft.

Was muss Deutschland besser machen?

Da gibt es zwei Ebenen: Erstens braucht es klarere Sanktionierungen im Falle von drastischem Fehlverhalten. Wenn heute bei uns ein Asylbewerber zum Beispiel sein vom Staat zur Verfügung gestelltes Bett aus dem Fenster wirft, weil er keinen zweiten Asylbewerber in seinem Zimmer aufnehmen will, dann passiert nichts. Das geht doch nicht! Auch bei schwerwiegenderen Vergehen greift der Staat kaum ein. Und zweitens sollten wir positive Anreize setzen für Arbeit. Wenn einer schon lange bei uns lebt und Arbeit hat und sich korrekt aufführt, dann sollte er bleiben können. Aber auch das ist bei uns heute nicht gewährleistet. Stattdessen kann es sehr gut passieren, dass solche Menschen dann doch abgewiesen werden – weil sie gewisse asylpolitische Voraussetzungen nicht erfüllen. Das sendet dann die Botschaft aus: «Ihr könnt euch anstrengen, wie ihr wollt, es nützt nichts.» Politisch heisst das: Wir müssen Asyl- und Migrationsrecht durchlässiger gestalten.

Interview: Thomas Bornhauser

TRUMPS JAHR



«Spiegel»-Titel, Februar 2017.

«Wir sind sehr wohl solidarisch»

Die Polen weigern sich konsequent, die EU mit der Aufnahme von Migranten aus dem Nahen Osten und aus Afrika zu entlasten. Das europäische Modell einer Multikulti-Gesellschaft wirkt auf sie abschreckend. Den Vorwurf der Undankbarkeit gegenüber Brüssel lassen sie nicht gelten. *Reportage von Pierre Heumann*



«Wir haben keine Enklaven wie Molenbeek in Brüssel»: Lubaczóws Bürgermeister Szpyt.

Die polnische Regierung bleibt hart. Während westeuropäische Politiker darüber debattieren, wie die Migranten aus Nordafrika und dem Mittleren Osten auf die einzelnen Länder der EU verteilt werden sollen, lässt sich die Regierung in Warschau auf keine Diskussion ein. Sie weigert sich, wie auch andere osteuropäische Länder, Migranten aufzunehmen. Innenpolitisch hat sie kaum eine andere Wahl: Drei Viertel der Bürger wollen laut Umfragen nichts davon wissen, Muslimen aus Kriegsgebieten Asyl zu gewähren. Besonders in den ländlichen Gebieten stösst die EU-Forderung auf Ablehnung.

Wir fahren in eine Kleinstadt im Osten, um zu erfahren, weshalb man in einem Gebiet, in dem vor dem Zweiten Weltkrieg mehrere Kulturen zusammenlebten, nichts mehr von einer Koexistenz mit «anderen» wissen will. Zudem wollen wir begreifen, warum Polen, das beim Aufbau nach der Wende so stark von der europäischen Solidarität profitiert hat, nicht bereit ist, der EU bei der Bewältigung des Flüchtlingsproblems beizustehen.

Wir entscheiden uns für Lubaczów, ein Städtchen mit rund 12 000 Einwohnern in den Vorkarpaten. Der Weg dorthin führt, nach dem Ende der Autobahn Warschau–Lublin,

durch zahlreiche Kleinstädte, schliesslich über eine Landstrasse durch grosse und dichte Wälder, vorbei an Schildern, die vor Wildwechsel warnen, und vorbei an Strassenverkäuferinnen, die frische Waldpilze anbieten.

Lubaczów strahlt den Charme einer Stadt aus, in der die Zeit stehengeblieben ist. Zwei Hotels mit je zwei Sternen, ein einsamer Bahnhof abseits des Zentrums, daneben eine verlassen wirkende Busstation und ein nicht sonderlich aufregender Marktplatz, der *rynek*. Nur ein Lidl-Supermarkt scheint etwas Konsummoderne ins Städtchen transportieren zu wollen. Die Kirchen sind gut besucht, und stolz ist man heute noch darauf, dass hier Papst Paul VI. eine Predigt gehalten hat. Eine konservative Stadt, in der jeder jeden zu kennen scheint, in der Lehrern mit Respekt begegnet wird, eine Stadt aber auch, aus der viele Junge abwandern: nach Krakau oder Warschau – oder ins Ausland.

Wir bitten den Bürgermeister von Lubaczów, Krzysztof Szpyt, um ein Interview. Er solle uns bitte erklären, warum seine Stadt keine Migranten aufnehmen will.

Er weist die Frage zunächst als falsch zurück. In seiner Stadt würden sehr wohl

Migranten leben – allerdings keine aus dem Nahen Osten, sondern aus der Ukraine, auch aus der Donbass-Region. Ein paar hundert Ukrainer seien in Lubaczów. Ihre Anwesenheit bezeichnet er als «unproblematisch», da sie eine dem Polnischen ähnliche Sprache sprächen. Die meisten würden sich zudem intensiv vorher auf Polen vorbereiten – ein Studium abschliessen oder einen Beruf lernen. Und, meint Szpyt, im Gegensatz zu den Muslimen würden sich die Ukrainer schnell integrieren: «Dass sie Christen sind wie wir, macht das einfacher.»

Lieber auf die EU-Gelder verzichten

In ganz Polen leben derzeit rund 770 000 Ukrainer, in Lubaczów seien es ein paar hundert, sagt der Stadtpräsident. Das EU-Nachbarland ist beliebt, weil die Löhne deutlich höher sind als in der Ukraine. Bis Ende 2017 wird ein weiterer Zustrom erwartet. Deshalb haben die Polen kein Verständnis dafür, dass man ihnen mangelnde Solidarität vorwirft.

Um Menschen in der Stadt aufzunehmen, die nicht arbeiten und die sich nicht integrieren, habe seine Stadt nicht genügend Geld in der Kasse, meint Szpyt: «Wir haben bereits sehr viele Bürger unter uns, die wir unterstützen müssen. Kämen weitere hinzu, müssten wir die Sozialleistungen kürzen.» Hätte er den Aufenthalt von Migranten zu finanzieren und ihnen noch ein Taschengeld zu zahlen, würde das zu Spannungen in der Stadt führen, meint er. Ein Jahr vor den nächsten Lokalwahlen will er dieses Risiko nicht eingehen.

Zudem, sagt der 52-Jährige, habe er am Fernsehen gesehen, wie sich nahöstliche Migranten im Westen aufführten – das wolle er nicht bei sich haben. Da weiss er sich mit Innenminister Mariusz Blaszczak einig, der die EU nach dem Terrorakt in Barcelona aufrief, aus dem Traum, Migranten aufzunehmen, aufzuwachen und keine Terroristen hereinzulassen. Polen, sagt Szpyt stolz, sei so sicher, weil es «hier keine muslimischen Enklaven wie Molenbeek in Brüssel gibt, die zu Brutstätten des islamischen Terrors geworden sind».

Ob nicht zumindest ein bisschen Solidarität mit der EU angemessen wäre, fragen wir Szpyt. Schliesslich sei Polen einer der grössten Nettoempfänger von Fördergeldern aus Brüssel. In den nächsten dreizehn Jahren wird die EU allein aus dem Kohäsionsfonds 82 Milliarden Euro nach Warschau überweisen. Damit werden im siebtärmsten Land der EU Strassen,

Stadien, Schulen und Tausende von anderen Projekten unterstützt. Auch Lubaczów profitierte davon, wie die zahlreichen EU-Tafeln in der Stadt zeigen. So beteilige sich Brüssel jetzt gerade an den Kosten für ein Krankenhaus.

Im Sommer ergab eine Umfrage unter mehr als 1000 Polen, dass über die Hälfte, nämlich 57 Prozent, lieber auf die EU-Gelder verzichten würde, als der Forderung der EU nachzugeben und Migranten aus muslimischen Ländern aufzunehmen. Die Hälfte würde unter diesen Bedingungen der EU sogar lieber den Rücken kehren.

«Wir sind sehr wohl solidarisch», widerspricht Szypt dem Vorwurf der Undankbarkeit gegenüber Brüssel. Polen helfe auf seine Art: «Wir wollen dafür sorgen, dass weder Afrikaner noch Araber Gründe haben, aus ihren Ländern zu fliehen.» So unterstütze Polen den Afrika-Fonds der EU oder Uno-Missionen, zum Beispiel im Nahen Osten.

Polen ist eines der homogensten Länder Europas: Die grosse Mehrheit sind Polen und römisch-katholisch. Bis zum Zweiten Weltkrieg war das anders. Vor 1939 waren etwa 10 Prozent der Bevölkerung Juden, und es gab bedeutende ukrainische, deutsche sowie weissrussische Minderheiten, die zusammen einen Drittel der Bevölkerung ausmachten. Damit ist es vorbei. Die Polen hätten jetzt keine Lust, das europäische Modell einer Multikulti-Gesellschaft zu übernehmen, sagt der ehemalige Polen-Korrespondent des *Economist*, Jan Cienski.

«Europäische Union» ist für viele Polen ein Reizwort. Sie fordern mehr Föderalismus. Vor allem kritisieren sie an der Union, dass sie von Deutschland dominiert werde. «Letztlich», meint der Journalist Jakub Dymek, der für das Magazin *Krytyka Polityczna* schreibt und mit dem wir in einem Schnellimbiss ausserhalb des Warschauer Zentrums verabredet sind, «letztlich lehnen die Bürger nicht in erster Linie Migranten ab. Sie wehren sich vor allem gegen das, was sie als Diktat der deutschen Regierung empfinden.» Polen wolle nicht für die Fehler von Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihrer «Wir schaffen das»-Politik geradestehen.

Eine junge Frau, die sich als Maria vorstellt, hat am Nebentisch dem Gespräch mit Dymek zugehört und mischt sich ein: «Wer ist diese Merkel überhaupt, dass sie uns Polen befiehlt, wen und wie viele wir aufnehmen sollen?», fragt sie ziemlich laut. Für sie als Lehrerin sei es selbstverständlich, dass ihr Land Waisen, Frauen oder Alte aufnehmen müsse. Aber die jungen Männer, die sollten doch ein Gewehr in die Hand nehmen und für die Freiheit ihrer Heimat kämpfen, statt sich ins Ausland abzusetzen.

Die harte Haltung gegenüber Migranten habe auch historische Gründe, sagt ein Schweizer in Warschau, der Land und Leute bestens kennt: «In Polen dominieren andere Narrative als in Westeuropa. Bevölkerungsverschiebungen wecken bei Polen Erinnerungen an un gute Zeiten.» Beim Begriff «EU-Migrantenquoten» denken Polen an «Umsiedlung», was bei ihnen böse Assoziationen wecke. Im 19. Jahrhundert habe man Teile der Bevölkerung gezwungen, sich in Sibirien niederzulassen, und während des Zweiten Weltkriegs wurden ebenfalls viele aus ihrem Land vertrieben.

Zudem werden beim Begriff «Flucht und Völkerwanderung» Bilder aus dem frühen Mittelalter wach, die bis heute relevant und bedeutend sind. Im 13. Jahrhundert drang das zentralasiatische Reitervolk der Mongolen gegen Europa vor. Das mongolische Heer überrannte Polen, 1240 Krakau und Sandomierz. In Predigten und Heiligenlegenden wurde die Erinnerung an die Grausamkeiten gegen Frauen, Kinder, Alte und Mönche wachgehalten und überliefert, schreibt die deutsche Historikerin Felicitas Schmieder. Ohne Kenntnis dieses Geschichtsbilds könne man die Reaktion auf die Migranten nicht verstehen, meint ein westlicher Analyst in Warschau.

Grenzen der Solidarität

In der Warschauer Altstadt – im Café «Literatka», wo sich die liberalen Geister der Kunstszene verabreden – treffen wir den ehemaligen Spitzendiplomaten und Schriftsteller Jerzy Surdykowski. In den 1980er Jahren kämpfte er in der Danziger Werft zusammen mit Lech Walesa für ein neues Polen. Dieser weitgereiste Mann, so unsere Erwartung, werde die

Haltung der polnischen Regierung in der Migrationsfrage kritisieren.

Richtig: Der bald 80-jährige fordert von seinem Land Solidarität mit dem Westen, «weil er uns in früheren Jahren – als in Polen das Kriegerrecht galt – stets geholfen hat». Um Griechenland und Italien zu entlasten, müsse Polen jetzt «eine angemessene Zahl» von Migranten aufnehmen. Ein paar tausend Asylsuchende aus dem Nahen Osten oder aus Afrika würden das Land nicht ins Chaos stürzen, meint er.

Doch die Solidarität will er nur denjenigen zukommen lassen, die bereits geflüchtet sind. Europa dürfe keine neuen Migranten hereinlassen, warnt er, das sei nicht mehr zu verkraften. Deshalb müssten die Aussengrenzen der EU scharf bewacht werden, damit es nicht zu einem neuen Ansturm komme: «Eine Mauer an der Aussengrenze der EU – warum nicht?»



Jerzy Surdykowski.

«Eine Mauer an der Aussengrenze der EU – warum nicht?»



Trumps Woche

#AmericaFirst

Ein Jahr Präsident Donald Trump. Die nüchterne Bilanz in Zahlen.

Es war ein wildes und ereignisreiches Jahr, seit Immobilienmogul Donald J. Trump am 8. November 2016 zum 45. US-Präsidenten gewählt wurde. Wie lautet sein Leistungsausweis? Präsident Trump hat

- im Kongress die Zustimmung für seinen Kandidaten fürs Oberste Gericht, Neil Gorsuch, gewonnen;
- weniger Verwaltungsanordnungen erlassen als jeder Präsident seit Ronald Reagan;
- die USA aus dem Pariser Klimaabkommen herausgeholt;
- Neuverhandlungen zur Nachbesserung des nordamerikanischen Freihandelsabkommens (Nafta) eingeleitet;
- mehr als fünfzig Umweltvorschriften rückgängig gemacht.

Was hält die Öffentlichkeit von Trumps Leistung? Gemäss *Washington Post* sind weniger als vier von zehn Amerikanern zufrieden mit der Art, wie Trump sein Amt verrichtet. Das ist die schlechteste Performance eines Präsidenten zu Amtsbeginn seit siebzig Jahren. Nichtsdestotrotz wächst der Optimismus der Amerikaner über die Wirtschaftslage stetig.

- Seit Trumps Amtsantritt
- ist der Aktienindex S&P 500 um 21 Prozent gestiegen, die viertbeste Nachwahl-Rallye seit 1936;
 - hat der Dow-Jones-Industrial-Average-Index um 25 Prozent zugelegt und die Marke von 23 000 Punkten überschritten;
 - ist die Arbeitslosigkeit von 4,8 Prozent im Januar auf nunmehr 4,1 Prozent gesunken, der tiefste Wert seit fast siebzehn Jahren;
 - hat sich der NFIB Index of Small Business Optimism, welcher die Zuversicht der KMU misst, auf den höchsten Wert seit mehr als zwölf Jahren aufgeschwungen;
 - sind die Aktienkurse von Unternehmen, welche ihre Erträge im Geschäft mit Kleinunternehmen generieren, um 38 Prozent gestiegen;
 - ist die Zuversicht der Konsumenten auf dem höchsten Wert seit fast siebzehn Jahren;
- «Zusammen machen wir <America Great again!>», twitterte der Präsident vor dem Jubiläum voller Zuversicht. #AmericaFirst

Zuviel des Guten

Von Thilo Sarrazin — Mit der unbedacht zugelassenen Masseneinwanderung seit 2015 wiederholt Deutschland die alten Fehler. Nur in weitaus grösserem Ausmass.



Knapp 60 Prozent der Deutschen gehen einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nach, 5,4 Prozent sind arbeitslos. Ausländer vom Balkan oder aus osteuro-

päischen Drittstaaten sind zu knapp 40 Prozent sozialversicherungspflichtig beschäftigt, rund 15 Prozent sind arbeitslos.

Ausländer aus nichteuropäischen Asylherkunftsländern sind dagegen nur zu 10 Prozent sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Ihre Arbeitslosigkeit beträgt über 50 Prozent. Die wenigen, die Arbeit gefunden haben, sind fast ausschliesslich in ungelernten, einfachen Tätigkeiten beschäftigt. Ihre Abgangschance (also die Wahrscheinlichkeit, innerhalb eines Jahres Arbeit zu finden) schätzt die Arbeitsverwaltung auf 2 Prozent.

Bei diesem Tempo würde es fünfzig Jahre dauern, bis alle Arbeit gefunden hätten. Aber das ist natürlich ein theoretischer Wert. Erstens werden sie älter, zweitens bauen sich ihre Qualifikationsdefizite nicht automatisch ab. Und drittens merken sie beim Warten und Nichtstun, dass der deutsche Sozialstaat sie mit Wohnraum, Krankenversicherung und Geldleistungen gut versorgt. Auch ohne Arbeit ist ihr Lebensstandard weitaus höher als in ihrer Heimat.

Gefühle von Erfolg- und Nutzlosigkeit

Das Problem entstand nicht erst mit dem Flüchtlingszustrom seit 2015, auch davor waren die Ausländer aus den Asylherkunftsländern kaum in den Arbeitsmarkt integriert. Aber durch den plötzlichen Zuzug von weiteren anderthalb Millionen, vorwiegend jungen Männern, hat es sich dramatisch verschärft. Es handelt sich um eine tickende Zeitbombe. Die meisten sind Muslime. Gefühle von Erfolglosigkeit und Nutzlosigkeit können vorhandene Radikalisierungstendenzen verschärfen. Lässt man Familiennachzug zu, beschleunigt das die Bildung neuer beziehungsweise die Vergrösserung bestehender Parallelgesellschaften.

Das Beste wäre es, diese jungen Menschen möglichst schnell in Arbeit zu bringen oder sie zumindest auszubilden, ehe im Nichtstun Demotivierung und Radikalisierung einsetzen. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit. Nur, wer kümmert sich darum? Die Behörden – Arbeits-

ämter und Kommunen – tun es jedenfalls nicht. Sie sind voll mit der Erfassung, Verwaltung und Versorgung der Flüchtlinge und Asylbewerber ausgelastet. Von den angebotenen Sprachkursen springen die meisten Teilnehmer ab, ehe der Lernerfolg einsetzt. Eine Vermittlung in Lehrstellen gelang nur in seltenen Fällen. Unternehmen zeigen sich frustriert über den Mangel an Sekundärtugenden.

Kürzlich traf ich eine alte Bekannte, jenseits der aktiven Berufsphase, kulturwissenschaftlich gestählt und in Sozialarbeit erfahren. Sie bringt junge Männer unter den Flüchtlingen in Ausbildung und Arbeit. Dazu geht sie in



Warten, Nichtstun: Notunterkunft in Bremen.

Flüchtlingsunterkünfte und sucht Kandidaten aus, die wirklich wollen und bereit sind, sich anzustrengen. Diese werden von ihr sehr eng und zeitaufwendig über Jahre begleitet. Bei zweien hatte sie bereits Erfolg, bei einem Dritten erhofft sie ihn sich. Für die kommenden Jahre hat sie sich zum Ziel gesetzt, fünf bis zehn junge Asylbewerber in Arbeit zu bringen.

Von Projekten aller Art hält sie überhaupt nichts, es zähle nur die Arbeit am Einzelfall, und diese erstrecke sich regelmässig über Jahre, wenn sie erfolgreich sein solle. Bei vollem zeitlichem Engagement ergebe sich eine Betreuungsquote von maximal eins zu zehn. Nach diesem Massstab braucht man allein für

Berlin 5000 Vollzeitbetreuer, denn in der Stadt leben 50 000 Asylbewerber, die seit Herbst 2015 gekommen sind. Für die anderthalb Millionen im ganzen Bundesgebiet wären entsprechend 150 000 Betreuer notwendig.

Nicht jeder eignet sich zum Betreuer. Es müssen robuste Menschen mit sozialer Kompetenz, grosser Motivation und hoher Frustrationstoleranz sein, die Zugang zu Behörden, Firmen und Arbeitsplätzen haben und ihre «Schützlinge» sowohl straff anleiten als auch motivieren können. Mit voller Berufstätigkeit ist solch ein Engagement nicht vereinbar, man ist dazu auf die «rüstigen Rentner» angewiesen. Was ist aber, wenn diese in ihrem wohlverdienten Ruhestand lieber Golf spielen und nach Mallorca reisen, sofern sie noch ausreichend vital sind?

Marsch in die Parallelgesellschaften

In Berlin wird man keine 500 Betreuer mit dem nötigen Engagement und Profil finden, bundesweit ist es nicht anders. Die weitaus meisten Asylbewerber bleiben sich selbst überlassen. Meine Bekannte sagte voller Verbitte- rung, 15 000 hätte Angela Merkel ja aus humanitären Gründen ins Land lassen können, der Rest sei unverantwortlich gewesen.

Unser Gespräch fand in Berlin-Neukölln statt, so kamen wir auf die dort lebenden Migranten zu sprechen. Meine Bekannte zeigte sich fassungslos darüber, dass exakt die alten Fehler wiederholt werden:

1 — Der Marsch in die Parallelgesellschaften begann nicht in den sechziger Jahren mit dem Gastarbeiterzuzug, sondern ab 1973 mit dem Familiennachzug. Dieser führt zur kulturellen Abschliessung und zum Transfer traditioneller Clan-Strukturen aus dem Maghreb und dem Nahen Osten nach Deutschland.

2 — Die sogenannten Libanon-Flüchtlinge, die Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre nach Deutschland kamen, waren die Keimzelle der arabischen Gross-Clans, deren organisierte Kriminalität heute in Deutschland eine so grosse Rolle spielt.

3 — Ein Integrationsinteresse gibt es in diesen Gruppen nicht. An die Stelle der von uns erhofften Loyalität zu Deutschland treten für die meisten die Loyalität zu ihren Grossfamilien und zur islamischen Religion, meist in deren wenig aufgeklärten Versionen.

Für die Integration, so meine Bekannte abschliessend, sei der grösste Teil der in Neukölln lebenden Muslime verloren. Mit der unbedacht zugelassenen Masseneinwanderung seit 2015 haben wir uns ein vergleichbares, nur viel grösseres Problem eingehandelt.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Verrat an den Kurden

Das Hin und Her Washingtons gegenüber den Kurden ist nicht nur ein Verbrechen, sondern eine Dummheit. Ich war mit Peschmerga-Einheiten unterwegs, die den IS bekämpften und Tausenden Christen und Jesiden das Leben retteten. Der Westen hat keine besseren Verbündeten als die Kurden. *Von Jason Jones*

In Anfällen von Idealismus und Hybris haben wir Amerikaner säkulare arabische Diktaturen – vom Irak über Libyen bis Syrien – gestürzt oder fallenlassen. Haben wir uns je überlegt, dass dies den Weg für hasserfüllte, mörderische Islamisten bereiten würde? Was ist mit den religiösen Minderheiten? Haben wir je an ihr Schicksal gedacht, als wir uns aufmachten, Nationen zu zerschlagen?

Nach einer Reihe von Fehlschlägen und Rückzügen blieb den Amerikanern letztlich (abgesehen von Israel) nur ein echter Verbündeter in der Region: die Kurden. Da deren Hoffnungen von allen anderen mächtigen Akteuren enttäuscht wurden, hatten sie jeden Grund, auf ein Bündnis mit den Amerikanern zu setzen.

Seit 2014 rüstet Washington die kurdischen Peschmerga mit Waffen aus. Ihre Kämpfer erweisen sich als entschlossene und erfolgreiche Alliierte. Ich war mit Peschmerga-Einheiten unterwegs, die den Islamischen Staat (IS) besiegt und Tausenden wehrlosen Christen und Jesiden das Leben gerettet haben. Die Kurden verbinden unbeirrbaren Kampfgeist mit fundamentalem Anstand – zwei Eigenschaften, die ich traditionell mit Amerikanern assoziiere.

Die Amerikaner und die westlichen Staaten haben keine anderen natürlichen Verbündeten vor Ort, weder die schiitische Regierung in Bagdad noch ihre Partner in Teheran oder deren russische Alliierte und erst recht nicht die dschihadistischen Milizen, für die der IS im Grunde kein Feind, sondern ein Konkurrent im Kampf um die Macht war. Und auch nicht die Autokraten in Ankara oder Riad.

Wir sind eine fremde Macht, die einen lokalen Partner sucht, und die auf sich allein gestellten Kurden brauchen einen starken Verbündeten. Die Kurden können mehr Existenzrecht als Nation beanspruchen als Saudi-Arabien oder die Pseudo-Nationen, die entstanden sind, nachdem 1916 die Kolonialmächte Grossbritannien und Frankreich in geheimer Absprache (Sykes-Picot-Abkommen) die Konkursmasse des Osmanischen Reiches unter sich aufgeteilt hatten. Sie können ihre Wurzeln als Volk in der Region über Jahrhunderte zurück nachweisen. Dennoch wurden sie bei den Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg übergangen. Seither leben sie im Irak, in Syrien, in der Türkei und im Iran verteilt – vielerorts als Bürger zweiter Klasse.

In Syrien passten die Interessen von Amerikanern und Kurden immer sehr gut zusammen: Die Kurden haben in der nordsyrischen Föderation das humanste Regime errichtet, das die



Keine Terroristen, sondern Soldaten: kurdische Kämpferinnen im syrischen Rakka.

Region kennt. Es ist dezentral, demokratisch und pluralistisch und entspricht damit allen Vorstellungen, die die Amerikaner einst für einen «neuen Irak» propagiert hatten. Die assyrischen Christen, die klug genug waren, ihre Einheit weitgehend zu bewahren, haben an der Seite von Kurden und sunnitischen Arabern gekämpft und den IS besiegt. Ihnen geht es deutlich besser als jenen Christen, die sich auf die Seite des blindwütigen Assad-Regimes geschlagen haben.

Im Irak haben sich die Kurden am 25. September in einem Referendum mit überwältigendem Mehr für die Unabhängigkeit ausgesprochen. Einflussreiche US-Parlamentarier beider Parteien haben ihnen bei dem Schritt Unterstützung zugesprochen. Die Regierung Trump hingegen zeigt den Kurden bis heute die kalte Schulter.

Ehrenhafte Kämpfer

Inzwischen gehen iranische Truppen und die irakische Armee, ausgestattet mit amerikanischen Waffen, gegen kurdische Einheiten in der urchristlichen Region um Ninive vor. In einer grossangelegten Medienkampagne werden die Kurden kritisiert, dass sie sich überhaupt verteidigen. Es sind dieselben Kurden, die als einzige Kämpfer irakische Christen vor dem IS beschützten, nachdem die irakische Armee Hals über Kopf die Flucht ergriffen hatte.

Die Kurden sind sunnitische Muslime, denen der salafistische Extremismus fremd ist. Sie sind, auch wenn die türkische Propaganda das

Gegenteil behauptet, keine Terroristen, sondern Soldaten, die ehrenhaft kämpfen. Unserer Vorstellung von einer prowestlichen Kraft in der Region kommen sie ziemlich nahe.

Auf meinen Reisen in Asien, Afrika und dem Nahen Osten waren es die Kurden, mit welchen ich als Amerikaner die natürlichste Verbundenheit erfahren habe. Die Peschmerga erinnerten mich an die Kameraden aus meiner Zeit als junger Infanterist bei der US Army. Bei aller Wildheit waren es ihre Familien und ihr Dorfleben, welche unsere Konversation dominierten. Ihre Mentalität beschreibt am besten ein Zitat des britischen Schriftstellers und Journalisten G.K. Chesterton (1874–1936): «Der wahre Krieger kämpft nicht, weil er das hasst, was vor ihm ist, sondern weil er das liebt, was hinter ihm ist.»

Senator John McCain, mit dem ich in der Vergangenheit etliche Differenzen hatte, erklärte zu Recht in der *New York Times*: «Wenn Bagdad den irakischen Kurden nicht die Sicherheit, die Freiheit und die Chancen garantieren kann, die sie wünschen, und wenn die Vereinigten Staaten wählen müssten zwischen proiranischen Milizen und unseren alten kurdischen Partnern, dann würde ich mich für die Kurden entscheiden.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Jason Jones, 46, ist Filmproduzent, Buchautor und Menschenrechtsaktivist. Er diente in der US-Infanterie und filmte jüngst an der Seite der kurdischen Peschmerga. Jones ist Vater von sieben Kindern und lebt in Hawaii.

«Habsburg ist das neue Mitteleuropa»

Von Südpolen bis Südtirol: Der Staatenbund Visegrád erinnert Karl Habsburg-Lothringen an das Kaiserreich seines Grossvaters. Zur Schweiz pflegt der Chef des einstigen Herrscherhauses 700 Jahre nach Morgarten ein gutes Verhältnis. *Von Andreas Unterberger (Text) und Lukas Beck (Bild)*

Der Enkel des letzten österreichischen Kaisers macht Zwischenstation in Wien. Karl Thomas Robert Maria Franziskus Georg Bahnam Habsburg-Lothringen hat zwar in einem kleinen Ort nahe der alten Kaiserstadt sowie in Salzburg ein Zuhause. Doch der 56-Jährige ist ständig unterwegs – zuletzt zwischen Timbuktu, Madrid und Kambodscha.

Karl Habsburg kümmert sich um internationale Kulturgüter, die von Krieg und illegalem Handel bedroht sind. Ebenso, wie er sich für Völker ohne eigenen Staat engagiert hat, wie er Treffen der mehr als 500 Menschen organisiert, die den Namen Habsburg tragen, wie er noch tausend andere Dinge tut – allerdings abseits des Scheinwerferlichts der Medien.

Am liebsten aber philosophiert der Chef des prominentesten Fürstenhauses der europäischen Geschichte und Präsident der Pan-europa-Union in Jeans und Pullover über Europa, über die Schweiz, über die Bedeutung des geistig-kulturellen Raumes Mitteleuropa (der nicht zufällig Ähnlichkeiten mit der Habsburgermonarchie aufweist).

Am erstaunlichsten ist, dass Habsburg Reservehauptmann des österreichischen Heeres ist. Trug doch noch der erste Pass des in Bayern geborenen Adligen den skurrilen Vermerk: «Gültig für alle Länder der Welt, ausgenommen Österreich». Inzwischen ist er in Österreich willkommen, nicht nur im Bundesheer, wo er zum Piloten ausgebildet wurde, sondern auch in der Politik. Einige Jahre lang sass er für die Österreichische Volkspartei (ÖVP) im Europaparlament.

Herr Habsburg, was bedeutet die Schweiz für Sie? Die Habsburger sind ja im Mittelalter von dort gekommen, die Stammburg Habsburg liegt im Aargau.

Ich habe historische Beziehungen zur Schweiz. Da ist der Namensbezug, und meine Grossmutter [die letzte Kaiserin, Zita; Anm. d. Red.] hat in Zizers ihre letzten Lebensjahrzehnte verbracht.

Die Entstehung der Eidgenossenschaft hatte aber auch eine starke Anti-Habsburger-Dimension, beginnend 1315 mit der Schlacht am Morgarten.

Ja, natürlich. Aber die Meinung dort hat sich radikal geändert. Bei all meinen Aufenthalten in der Schweiz habe ich nie emotionale Reaktionen erleben müssen.

Ist die Schweiz ein Beispiel für andere Staaten?



«Das Selbstbestimmungsrecht ist eines der wichtigsten Prinzipien»: Karl Habsburg-Lothringen.

Die Schweiz lebt gewisse Dinge vor, etwa, wie das Zusammenleben zwischen verschiedenen sprachigen Volksgruppen funktionieren kann. Man muss halt schauen, wieweit man das umsetzen kann.

Die Schweiz muss für Sie aber auch ein negatives Beispiel sein, weil sie nicht in der EU ist.

Das ist kein negatives Beispiel. Es muss ja auch Länder ausserhalb der EU geben. Und wenn ein Land einem nahesteht und ähnli-

che Wertvorstellungen hat, dann ist das gar nicht so schlecht. Eine Institution wie das Internationale Komitee vom Roten Kreuz etwa ist anderswo nicht denkbar. Es gibt absolute Argumente dafür, dass die Schweiz diese Spezialrolle als neutraler Zentralpunkt innerhalb Europas beibehält.

Und die direkte Demokratie?

Sie ist dort über Jahrhunderte gewachsen. Die ist der Schweiz nicht aufgepfropft wor-

den. Es ist wichtig, politische Entscheidungen immer nahe an den heranzubringen, den sie betreffen. Je näher das ist, desto besser wird eine Entscheidung.

Die Schweiz liegt zwar mitten in Europa, aber nicht in Mitteleuropa, einem Raum, der derzeit eine Renaissance erlebt.

Von welchem Mitteleuropa reden wir? In der Definition der EU ist Mitteleuropa Deutschland mit einem kleinen Wurmfortsatz nach Südosten. Ich verstehe jedoch unter Mitteleuropa ganz etwas anderes.

Und zwar wie?

Mitteleuropa ist ein historisch gewachsener Raum im Zentrum Europas, wo die wesentlichen Kulturräume zusammenwachsen. Wo man den slawischen, den germanischen, den romanischen Einfluss spürt.

Und den ungarischen?

Selbstverständlich auch. Mitteleuropa ist eine Frage der Geschichte, des Lebensgefühls, der Wertvorstellungen, des kulturellen Hintergrunds. Darum ist für mich die Visegrád-Gruppe auch nicht wirklich Mitteleuropa. Ohne Österreich gibt's kein Mitteleuropa. Südpolen, Südtirol, Woiwodina, Klausenburg, Tschernowitz – das ist alles Mitteleuropa.

De facto das Gebiet der einstigen Habsburgermonarchie?

Ja. Das stört mich auch nicht. Wenn man von historisch gewachsenen Räumen spricht, kann man das ruhig auch erwähnen.

Wie definiert sich dieser Hintergrund genauer?

Die meisten Länder Europas haben sich im Verlauf der letzten Jahrhunderte durch Kolonien definiert. Dem war Mitteleuropa komplett abhold.

Das Fehlen von Kolonien ist noch kein Lebensgefühl.

Aber es gibt die Überschneidungsmengen der Kulturkreise, ein grösseres Verständnis füreinander. Auch die Sprache hat keine so grosse Rolle gespielt wie anderswo: Man hat akzeptiert, dass es auch andere Sprachen gibt.

Aber haben die Menschen nicht doch das Gefühl gehabt, das Deutsche sei dominierend ...?

... und das Ungarische auf der anderen Seite. Aber dennoch: Beamte und Offiziere mussten mehrere Sprachen sprechen. Die Nationalhymne gab es in vielen Sprachen, was in fast jedem anderen Land unmöglich gewesen wäre.

Heute wird diese Melodie Haydns von den Deutschen verwendet.

Ich kann's nicht ändern.

Das klingt wie: «Ich würde gerne.»

Ich hab damit eigentlich kein grosses Problem. Es ist eine sehr schöne Hymne, und

ich verstehe, dass sie die Deutschen in abgewandelter Form übernommen haben, als sie Österreich nicht mehr verwendet hat.

Gleichwohl ist Visegrád wichtig geworden: hohes Wachstum, niedrige Arbeitslosigkeit, und immer mehr Europäer sagen, dass Viktor Orbán in der Flüchtlingsfrage vieles richtig macht.

Natürlich. Aber Visegrád hat ein Ablaufdatum. Es ist aufgebaut worden als Kooperation postkommunistischer Staaten. Aber dieser Effekt wird irgendwann einmal nicht mehr ziehen. Das Thema Postkommunismus wird schwächer.

Was wird dann kommen?

Zäumen wir es anders auf: Ich war jetzt in Madrid, weil mich das Problem Katalonien sehr interessiert. Wir haben ein Problem mit der Glaubwürdigkeit des Nationalstaats und mit der künftigen Rolle der Regionen. Da tun manche so, als gäbe es nur die Nationalstaaten, denen die Regionen vollkommen untergeordnet sind. Ich ziehe da gerne den Maastricht-Vertrag hervor: Da steht

Historisch gesehen, ist Europa ein Territorium um den Binnensee Mittelmeer herum.

ganz klar, dass das Grundprinzip der EU die Subsidiarität ist, die Eigenverantwortung auf der kleinstmöglichen Ebene. Und diese kann nicht nur gemessen werden am Verhältnis eines Nationalstaats zur Europäischen Union.

So wird es aber vielfach interpretiert.

Ich verwende eine wissenschaftliche Definition, auch aufgrund der historischen Entwicklung. Deswegen warte ich darauf, dass das Problem der Subsidiarität einmal juristisch geklärt wird.

Vom Europäischen Gerichtshof?

Ja. Es wäre sehr interessant, würde heute einmal gesagt werden: Subsidiarität ist auch auf alle weiteren Ebenen anzuwenden, nicht nur zwischen Staaten und der EU. Sie ist nicht nur ein politisches, sondern auch ein gesellschaftliches Prinzip.

Wenn der Europäische Gerichtshof urteilt, weiss man doch schon, wie es ausgeht. Dort sitzen ja durchwegs von den Zentralregierungen nominierte Richter. Kein einziger wurde von einer Region entsandt.

Aber langfristig sollte man überlegen: Was ist die Rolle von Regionen im Rahmen der europäischen Zukunft? Ich weiss, dass das nicht kurzfristig passieren wird. Das Subsidiaritätsprinzip würde auch den Nationalstaaten helfen, ihr Gesicht zu wahren. Sie behielten ihre Rolle – wenn auch mit Einschränkungen.

Wieso gehören Serbien oder die drei baltischen Staaten nicht zu Mitteleuropa?

Das ist letztlich genauso eine Gefühlsfrage, wie wenn ich sage: «Definieren Sie Europa.» Die einzige Grenze Europas, die sich definieren lässt, ist die Nordgrenze.

Das Mittelmeer scheint schon eine klare Grenze zu sein.

Nur geografisch. Historisch gesehen, ist Europa ein Territorium um den Binnensee Mittelmeer herum. Die Grenze zu Afrika war immer der Sahel und nicht das Mittelmeer.

Tun Sie mit dieser Definition nicht so, als ob alles, wo Kultur entstanden ist, zu Europa gehörte, und der Rest sind Barbaren?

Das haben Sie gesagt. Nehmen wir ein anderes Beispiel: Georgien. Wer dort hinfährt und sagt, er sei nicht in Europa, muss blind sein. Die Georgier fühlen sich absolut beleidigt, wenn sie nicht als zu Europa gehörig angesehen werden. Was sollen sie auch sonst sein? Trotzdem tun sich in der Europäischen Union die meisten schwer damit, Georgien so zu akzeptieren.

Als Mitglied?

Darüber reden wir später. Jetzt geht es einmal darum, es als europäisch zu akzeptieren. Für mich ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker eines der wichtigsten Prinzipien überhaupt. Wenn die Georgier sagen, sie seien Europäer, dann ist das zu akzeptieren. Alles andere ist Neokolonialismus.

Apropos Georgien. Welche Rolle spielt das Christentum für den Begriff Mitteleuropa?

Bei den Wertvorstellungen spielt es eine sehr grosse Rolle. Aus dem Christentum kommt die Toleranz. Es hat immer Platz gelassen für Islam und Judentum. Das Christentum beansprucht keine Exklusivität. Es gibt ja bestimmte Teile Mitteleuropas, die historisch islamisch sind. Mostar in Bosnien ist ebenfalls ein Teil Mitteleuropas.

Ich empfinde es als bedrohlich, wenn man das als europäisch einordnet.

Vielleicht sehe ich das als weniger bedrohlich an als Sie. Ich habe zu Hause ein Foto hängen, das mir viel bedeutet. Es stammt aus dem Ersten Weltkrieg; man sieht darauf gleichzeitig ein Feld-Kurat, ein Feld-Imam und ein Feld-Rabbi etwas feiern. Das drückt für mich Mitteleuropa aus. So etwas war damals in keinem anderen Staat möglich. Damals gab es eine Symbiose. Und die lasse ich mir nicht einfach wegwischen.

Sie sassen von 1996 bis 1999 für die ÖVP im EU-Parlament, neben Ihrem Vater, der für die CSU dort war. Steckt die EU heute mehr in einer Krise als damals?

Ja. Bei den von uns damals festgestellten Problemen gibt es bis heute keine Änderung. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten sehr grosse Geister moderne politische

Strukturen entwickelt, die aber auch Schwächen haben.

Welche konkret?

Ich habe ein Problem mit der Position des Europäischen Rates der Staats- und Regierungschefs. Die Erfahrung zeigt, dass den anderen Institutionen das europäische Interesse zugrunde liegt, dem Rat nicht. Dort stehen die kleinen, spiessigen nationalen Interessen derer im Vordergrund, denen Europa nicht so sehr am Herzen liegt.

Der Rat hat aber oft Zentralisierungstendenzen der EU-Kommission gebremst.

Würden wir die Subsidiarität vernünftig anwenden, käme es dazu gar nicht. Weil dann definiert wäre, was die Aufgaben der EU wären. Das ist ja heute gar nicht genau geklärt. Es kann nicht sein, dass sich die EU um die Definition von Traktorsitzen kümmert. Politische Entscheidungsfindung sollte so nah wie möglich bei dem erfolgen, den es betrifft.

Da kommen wir nahtlos zur Flüchtlingswelle. Ist sie eine Bedrohung oder quantitativ unbedeutend?

Das ist eine Problematik, bei der sich die Nationalstaaten die Entscheidung vorbehalten und alle schreien, sobald die EU mit Vorschlägen kommt. Die Zahlen der Flüchtlinge in den letzten Jahren sind für einen Einzelstaat sicher sehr schwer zu bewältigen. Für die EU hingegen wäre das von der Grössenordnung her machbar. Ich habe aber Angst, dass wir erst die Spitze des Eisbergs erlebt haben. Die Lage in Ägypten kann sich etwa von einem Tag auf den anderen ändern. Bei einer Radikalisierung in Richtung der Muslimbrüder kommen dann ganz andere Zahlen. Darauf sind wir nicht vorbereitet. Ich glaube nicht, dass die Zahl das grosse Problem ist. Ich glaube auch, dass das integrierbar ist. Aber die Organisation dafür ist nicht da. ○

Lob der Macht

Es ist Zeit, ein entspannteres Verhältnis zur Macht zu finden: Einzelnen Macht zu verleihen, ist gut, Gleichmacherei ist schädlich.

Von Rainer Hank

Wer, als Journalist etwa, die Mächtigen – Wirtschaftsrosse, Politiker, Kardinäle – fragt, was sie mit ihrer Macht machen, wird in den allermeisten Fällen alsbald von ihnen brutal zurechtgewiesen: Nein, um Macht sei es ihnen nicht zu tun, werden sie barsch antworten. Um Einfluss, um Verantwortung gehe es; um das Gemeinwohl sich zu kümmern seien sie angetreten.

Das ist eine Lüge, wie man spätestens seit Sigmund Freuds Aufsatz über die «Verneinung» weiss. Die Negation ist nichts anderes als die Verstärkung der Affirmation: Wenn ein Mächtiger sagt, es gehe ihm nicht um die Macht, gibt er zu, dass es ihm um nichts als die Macht geht. Zumeist ist es klug, so zu handeln.

Wo Macht eigens auf sich hinweisen muss, ist sie bereits geschwächt. Macht zu beanspruchen, gilt als machiavellistisch, also unmoralisch. Die Macht lebt in einem eigenartigen Zwischenreich, zwischen Verhüllung und Offenbarung. Sobald man meint, sie verstanden zu haben, entwischt sie einem. Das macht die Analyse der Macht so spannend. Erst recht, seit die Welt zunehmend von Mächtigen neuen Typs voll ist: Erdogan, Trump, Orbán und tutti quanti.

Nach dem grandiosen Erfolg der amerikanischen Fernsehserie «House of Cards», die das skrupellose Treiben des Präsidenten Frank Underwood schildert,

Hat Lord Dobbs recht? Es sieht ganz danach aus. Oder glaubt im Ernst jemand, die Menschen fasziniere Donald Trumps Präsidentschaft in erster Linie, weil sie wissen wollen, wie Importzölle funktionieren? Auch bei Angela Merkel steht gewiss nicht die Neugier über ihr künftiges Rentenkonzept im Vordergrund, sondern das Mysterium ihrer lange währenden Macht, der noch nicht einmal die krachende Niederlage bei den Wahlen am 24. September 2017 etwas anhaben konnte. In der Ruhe liege die Kraft, sagt die deutsche Kanzlerin. Sie meint: In der Ruhe liegt die Macht, der die Anzahl der Wählerstimmen egal ist, solange sich machterhaltende Koalitionspartner finden, einerlei, aus welcher Partei.



Autor Hank.

Wenn einer da ist, der den anderen vom Thron stürzt, ist das gut.

Träumereien

Macht hat es nicht nötig, sich auf Vernunft zu berufen, sie muss nur ihren Willen durchsetzen, das Risiko des Scheiterns stets im Blick. Sie ist da, ein Trieb, ein Wille, ein Drang. Das macht sie so verstörend und gefährlich in einer Welt, in der alles und jedes einem vernünftigen Begründungszwang unterliegt und auf moralische Korrektheit überprüft wird. Gleichheitsideen werden schnell totalitär. Wäre es da nicht besser, der Macht zu entsagen und eine

Welt zu bauen, in der niemand Macht hat und alle gleich sind? Die Ideengeschichte ist voll mit solchen Träumereien – vom Urchristentum bis zur sozialistischen Kommune. Trotz des Scheiterns der kommunistischen Utopie sind die Rufe nach einer Welt der Machtlosigkeit nicht verstummt. Heute kommen sie vor allem als Kritik der sozialen Ungleichheit daher und als Klage über die «Schere», die angeblich immer weiter auseinandergeht. Es heisst, dass Machtmenschen die Menschen unglücklich machen und ihnen am Ende womöglich die Lust an wirtschaftlicher Betätigung verleiden.

Nicht nur die Macht, auch die Machtlosigkeit hat offenbar etwas Verführerisches. Doch die Geschichte zeigt: Utopien der Machtlosigkeit werden schnell zur Hölle. Denn sie sind wider die menschliche Natur. Dazu muss man sich nur mit kritischem Verstand den Roman «Utopia» des Thomas Morus aus dem 16. Jahrhundert ansehen, das klassische Vorbild aller

TRUMPS JAHR



«2000 Beleidigungen für alle Gelegenheiten.»



Im schönen Utopia.

Gleichmacherei. In dem dort entworfenen Staat Utopia gibt es keine Privatheit. Sie ist nicht nötig, denn im schönen Utopia steht ja allen alles zur Verfügung. Die Menschen brauchen daher kein Verlangen geheim – also privat – zu halten. Wer dem aber zuwiderhandelt, wird hart und unerbittlich bestraft. Im egalitären Staat Utopia ist soziale Kontrolle mit purer Gewalt gang und gäbe, ein Muss sogar. Um das Gleichheitsziel durchzusetzen, wird Utopia totalitär. Alles nur literarische Fantasie? Wohl kaum: Man schaue sich nur die Sowjetunion, die DDR oder das heutige Venezuela an. So sehen die realen Paradiese der Machtlosigkeit aus.

Zum Glück ist es bislang nicht gelungen, die Macht kleinzukriegen. Wer sie leugnet – und das machen wie gesagt viele, nicht zuletzt die Mächtigen selbst –, muss erst recht mit der Wiederkehr des Verdrängten rechnen. Darum ist es an der Zeit, ein entspannteres Verhältnis zur Macht zu finden: Einzelnen Macht zu verleihen, ist gut, Gleichmacherei ist schädlich. Das ist gerade kein Plädoyer für die Diktatur, sondern für eine Demokratie, die Macht verteilt und zugleich kontrolliert: Wer Macht auf Zeit hat – und nichts anderes ist Demokratie –, muss die Macht auch nutzen. Helmut Kohl hat es getan, als er die deutsche Einheit quasi handstreichartig ausrief. Gerhard Schröder,

als der die «Agenda 2010» verkündete. Angela Merkel tat es, als sie wenige Tage nach der Katastrophe von Fukushima die Energiewende durchpeitschte. Das sind einsame, kraftvolle, ja autoritäre Akte der Machthaber, die sich – dank der Ermächtigung durch die Wähler – etwas trauen: Der Machthaber muss etwas machen. Sonst wird er versagen. Das, so zeigt es sich heute, war das Problem des SPD-Herausforderers Martin Schulz. Er wollte die Macht gar nicht. Angsthasen sind für den Job denkbar ungeeignet.

Machtmenschen faszinieren uns. Insofern ist es ein bisschen unaufrichtig, ja beckmesserisch, den Machtprätendenten vorzuwerfen, es gehe ihnen in Wirklichkeit «nur» um Macht – und, soll das wohl heissen, nicht um die Sache der Wahrheit, der Freiheit oder der Gerechtigkeit. Wir sollten uns vielmehr in Acht nehmen vor Politikern, denen es nicht um die Macht geht. Denn was führen sie dann wohl im Schilde? Wer die Macht will, bei dem kann man sicher sein, dass er um die Unterstützung jener buhlen muss, die ihm die Macht verleihen. Macht braucht zwingend Empathie.

Doch woher kommt der Wille zur Macht? Dazu hilft ein Besuch bei den Vorfahren in den Urwäldern der Vorzeit. Die Rückschau auf den «Affen in uns» (Frans de Waal) hilft, die Tar-

nungen der Macht zu durchschauen. Bei den Schimpansen kann man sich die Machtspiele im Original, also unverstellt, anschauen. Allianzen, Sex, Verrat und Rache – wer genau hinsieht, merkt schnell: Vom Primaten zum Menschen hat sich wenig verändert. Schon bei den Schimpansen hat der Anführer nur so lange Erfolg, wie die Gruppe Vorteile in seiner Herrschaft sieht.

Sie ist die Herrin, er der Knecht

Bis heute findet man die Strukturen aus Vertrauten und Bündnispartnern, die den Bossen beim Machterhalt dienen. Auch bei Angela Merkel zeigt sich: Macht funktioniert nur, wenn es einen Vorraum gibt, der die Mächtigen schützt – nicht zuletzt vor sich selbst. Einen Korridor zum Ohr des Machthabers für die Gruppe, die die Macht verleiht, einen «Vorraum indirekter Einflüsse», wie der Staatsrechtler Carl Schmitt das nannte: mittels engster Vertrauter, bei denen sich Bittsteller unterwürfig um die Gunst des Mächtigen bemühen, erweitern die Mächtigen ihren Macht- raum. In unterschiedlichen Zeiten brachten diese Vorräume verschiedene Rollen und Charaktere des Hofstaats hervor. Minister und Botschafter in grosser Uniform, aber auch Beichtväter, Leibärzte, Adjutanten, Kammerdiener und Mätressen. Nicht zu vergessen: die Sekretärin, die gute Seele, Verführerin oder Vorzimmerdrache. Im System Merkel agieren in den Vorzimmern der Macht Leute wie Volker Kauder, der Fraktionsvorsitzende der Union, ein gnadenloser Apparatschik. Kauder ist der Inbegriff des Hofschranzen: Abweichlern (Euroskeptikern zum Beispiel) droht er mit der Höchststrafe, dem Entzug des Wahlkreises und dem Verstoß auf hintere Listenplätze (tödlich für Berufspolitiker). Kauder ist von Merkel abhängig, aber sie ist auch von ihm abhängig. Sie ist die Herrin, er der Knecht, welcher der Herrin hündisch ergeben ist. Dass Kauder bei der Wiederwahl zum Fraktionsvorsitz Ende September 2017 ohne Gegenkandidaten fast ein Fünftel Gegenstimmen bekam, ist ein Fanal – für die gefährdete Macht der Merkel. Ein gutes Zeichen.

Macht ist so lange gut, solange sie bestreitbar ist. Ökonomisch gesprochen: solange die Mächtigen sich auf Märkten der Macht behaupten müssen. Es ist gut, wenn einer da ist, der den anderen vom Thron stürzt. Macht ist auf Wettbewerb angewiesen. Wenn es keinen Wettbewerb um die Macht gibt, landen wir bei Erich Honecker oder Mao Zedong. Da wurde die Macht unerträglich.



Rainer Hank: Lob der Macht.
Klett Cotta. 272. S., Fr. 28.90



Es gibt kein Entkommen: Selena Gomez, Justin Bieber, 1. November.



Ikone der Woche

Was Liebe ist

Von Claudia Schumacher

Man muss schon ein abgefeimter Zyniker sein, wenn einem beim Anblick dieses Bildes nicht ein kleines bisschen warm ums Herz wird: Selena Gomez und Justin Bieber, ganz entspannt, zwei junge Menschen unterwegs auf ihren Fahrrädern in Los Angeles. Die 25-jährige Schauspielerin und Sängerin mit den Backen einer Zwölfjährigen, die aufgrund ihrer Autoimmunerkrankung gerade eine neue Niere erhalten hat, und der 23-jährige Bieber, Enfant terrible des Pop, bei dem der nächste grosspathetische Totalausfall im öffentlichen Raum selten länger als ein paar Stunden auf sich warten lässt: Offenbar bewegen sie sich wieder aufeinander zu. Endlich!

Es gab ja für niemanden auf der Welt ein Entkommen vor dieser Liebe, die vor sieben Jahren begann. Das Radio liess sich nicht einschalten, ohne dass Gomez über Bieber oder Bieber über Gomez sang – nicht immer gerade nett, wohlgermerkt. Keine Zeitung liess sich aufschlagen, und auf Facebook oder Twitter liess sich auch nicht flüchten, ohne dass einen die nächste brandaktuelle Meldung zum On-off-Status der beiden heimsuchte.

Unendliche Geschichte in Liedern

Was junge Liebe ist, das haben sie uns gezeigt. 2010 begann das nimmermüde Ich-hasse-dich-verlass-mich-nicht-Spiel, das grosse Gomez gegen Bieber, ganz unpassend harmlos in einem Frühstücksrestaurant in Philadelphia: Sie assen zusammen Pancakes. Bieber war süsse sechzehn, Gomez gerade achtzehn – mit jedem Jahr, das folgte, schien die Zahl ihrer seelischen Probleme exponentiell zu wachsen. Dass sie den ganzen Tag stritten und die ganze Nacht Liebe machten und er einfach nie verstehe, was sie eigentlich wolle, sang Bieber irritiert («What Do You Mean?»). Dass sie die Schnauze voll habe und nicht mehr für ihn da sei, um ihn durch seine Morgendepressionen zu begleiten oder in den Schlaf zu wiegen, sang Gomez («It Ain't Me»). Dass es nicht zu seinen Stärken gehöre, sich zu entschuldigen, er das nun aber wolle, wenn auch zu spät, denn er vermisse mehr als nur ihren Körper, sang er wiederum («Sorry»). Es folgten noch viele solcher Lieder, und zuletzt fragte Bieber, ob sie denn nicht Freunde sein könnten («Friends»). So, und dann trennte sich Gomez von Sänger The Weeknd – und plötzlich ging alles ganz schnell. Nun sind sich die Klatschreporter einig: Die zwei sind wieder ein Paar. Jedenfalls wirken sie für einmal friedlich, und so dürfen auch wir im Publikum – wenigstens für einen flüchtigen Moment – in Ruhe durchatmen.

«Wir sind in einem unserer besten Jahre»

Während die meisten Literaturverlage über Umsatzeinbussen klagen, befindet sich Kein & Aber im zwanzigsten Jahr des Bestehens auf einem Höhenflug. Verleger Peter Haag über Erfolgsautoren, absurde Subventionen und darüber, weshalb Viktor Giacobbo für ihn wichtig ist. *Von Rico Bandle*

Mit Hörbüchern von den deutschen Schwergewichten Harry Rowohlt und Gerhard Polt startete Peter Haag vor zwanzig Jahren den Verlag Kein & Aber – heute ist er nach Diogenes der zweitgrösste Literaturverlag der Schweiz. Das Erfolgsrezept: intelligente, aber zugängliche Bücher, dazu eine Prise Humor. Haag ist ein smarterer Typ, würde auch als Banker im Freizeitlook durchgehen. Fünfzehn Mitarbeiter beschäftigt sein Verlag mittlerweile, die meisten von ihnen Frauen; «schliesslich werden auch 70 Prozent der Bücher von Frauen gekauft», wie er sagt. Er empfängt mich am Verlagssitz, einem Backsteinbau im Zürcher Langstrassenquartier.

Herr Haag, während die ganze Branche jammert, verbreiten Sie Zuversicht. Der Kein-&-Aber-Verlag hatte auch den spektakulärsten Stand an der Frankfurter Buchmesse. Wie kommt das?

Dem Kulturpessimismus kann ich nichts abgewinnen. Ich kann und will nicht glauben, dass die Leute dümmere und uninformativer werden. Aber die Gewohnheiten der Leute ändern sich, darauf müssen wir uns einlassen. Wir bewegen uns auf einem hochkompetitiven Markt, mit einer Überproduktion an Büchern, leider auch vielen schlechten Büchern. Andererseits können wir Verlage auf einen stabilen und treuen

Kundenstamm zählen. Zum Glück gibt es immer noch genügend Leute, die gern Geld für Bücher ausgeben.

Diogenes-Verleger Philipp Keel sagte in einem vielbeachteten Interview in der FAZ, der Markt habe sich in den letzten Jahren halbiert. Alle verdienten nur noch die Hälfte: Verlage, Autoren, Händler. Ist da etwas dran?

Wir sind in einem unserer besten Jahre. Der Umsatz des Verlags hat sich in den letzten Jahren fast verdoppelt. Natürlich höre ich auch immer wieder von Kollegen, dass ihre Umsätze stagnieren oder leicht sinken. Aber ich kann nur für uns sprechen.

Was waren die Gründe dafür, dass Sie dermassen wachsen konnten?

Wir haben zum Beispiel vor vier Jahren unsere eigene Taschenbuchreihe angefangen. Die Bücher sind anders aufgemacht als jene anderer Verlage, sie sind schöner, wie ich finde, aber auch etwas teurer. Das Konzept scheint aufzugehen.

Bei vielen Verlagen hängt der ganze Erfolg von einem oder zwei Titeln ab.

Bei uns glücklicherweise nicht. Klar, von Robert Seethalers «Der Trafikant» haben wir im Taschenbuch über 600 000 Exemplare verkauft. Aber wir haben einige Titel, die bei 100 000, 150 000 Verkaufsexemplaren oder auch darüber sind. Es würde mich beunruhigen, wenn wir nur von einem Titel abhängen würden.

Sie haben einmal vorgerechnet, dass bei einem 30 Franken teuren Buch bloss Fr. 4.50 dem Verlag zukommen. Da muss man sehr viele Bücher verkaufen, um fünfzehn Mitarbeiter und die Büromiete in Zürich bezahlen zu können.

Wir verkaufen über 800 000 Bücher pro Jahr. Reich wird man damit nicht. Hart war der Frankenschock. Wir machen 90 Prozent unseres Umsatzes in Euro. Eine solche Entwicklung hat aber auch Positives: Man rechnet genauer und überprüft, was man besser machen, wo man effizienter werden kann.

Sie feiern 2017 Ihr 20-Jahr-Jubiläum. Ihre ersten Produkte waren eine CD von Gerhard Polt sowie die wunderbare «Pu der Bär»-Hör-CD von Harry Rowohlt. Die «Pu»-Aufnahme ist zum Klassiker geworden, trotzdem findet man sie nicht mehr im Programm. Was ist passiert?

Die Geschichte ist komplex – und noch unbefriedigend. Harry Rowohlt hatte das Kinderbuch zuvor selbst übersetzt, die Text-

rechte liegen beim Dressler-Verlag. Wir hatten für die Tonaufnahmen eine Lizenz erworben und verkauften die CD zwanzig Jahre lang. Leider haben wir die Textlizenz kürzlich verloren wegen eines Eigentümerwechsels bei Dressler. Schmerzhaft für mich ist das insbesondere, weil ich Harry Rowohlt vor seinem Tod versprochen hatte, dass ich die Aufnahme nie aus der Hand geben würde. Sobald sich das ändert, kommt das Hörbuch sofort wieder in unser Programm.

Rowohlt blieb eine zentrale Figur im Verlag, auch mit seinen Übersetzungen.

Von ihm habe ich viel gelernt. Er war ein unbestechlicher Kopf, sehr eigenwillig. Viele Leute meinen, das Geheimnis des guten Übersetzens sei, die Fremdsprache möglichst gut zu beherrschen. Dabei ist es wichtiger, ein Meister in der Zielsprache Deutsch zu sein. Harry konnte die Stimmung, das Gefühl eines Originaltextes genau treffen. Er spürte, was in einem einzigen Wort drinsteckt. Das kam vor allem bei den Gedichtübersetzungen zum Ausdruck. Manchmal waren seine Übersetzungen, glaube ich, sogar besser als das Original.

Den Verlag gestartet haben Sie mit Hörbüchern. Welches war das erste gedruckte Buch?

Eine Kolumnen-Sammlung von Viktor Giacobbo, «Spargel der Vergeltung». Dann kamen schnell die ersten Romane.

Gibt es ein Buch, von dem Sie sagen: «Das war der Durchbruch.»

Es gibt mehrere. Richtungsbestimmend war sicherlich David Nicholls' «Zwei an einem Tag». Es war sein drittes Buch bei uns. Seine ersten beiden fand ich bereits grossartig, wir verkauften sie aber nur mittelmässig. Als er seinen dritten Roman schrieb, erzählte er mir in London davon.



Mit Harry Rowohlt (l.) und Gerhard Polt, 2009.

Literatur-Extra

- 62 Erfolgsautoren, absurde Subventionen und Viktor Giacobbo Verleger Peter Haag im Interview
- 65 Schweizer Klassiker Kurt Guggenheims «Alles in allem»
- 03 Schreibunternehmer Ken Follett Erfolgsrezept des britischen Autors
- 67 Fahrt ins Glück Marokkanische Literatur
- 68 Die Hand an der Wiege Goncourt-Preisträgerin Leïla Slimani
- 69 Knorrs Krimis
- 70 Abenteuer und ein zerbrochenes Herz «Gegen alle Regeln» von Ariel Levy
- 72 Gefühl der Erleichterung Robert Harris' «München»
- 73 Sprache von Max Wey



«Legen Sie ein Buch sofort weg, wenn es nicht gefällt»: Verleger Haag.

Für mich klang die Konstruktion etwas kompliziert, ich war skeptisch. Aber es wurde eine herausragende Liebesgeschichte, von der wir 1,4 Millionen Exemplare verkauft haben.

Die meisten Autoren bleiben ihrem Verlag lange treu, einige wenige aber gehen wieder. Dass Robert Seethaler nach seinem Riesenerfolg «Der Trafikant» den Verlag wechselte, muss besonders schmerzhaft gewesen sein.

Sein Abgang hat mich stark getroffen, denn wir haben ihn als Autor entdeckt. Ich verstehe Kein & Aber als Autorenverlag, das heisst, ich schiele nicht auf *one-hit-wonder*, sondern möchte Autoren aufbauen und in ihrer Entwicklung begleiten.

Ist das wie im Fussball? Ein Autor wie Seethaler wird von einem anderen Verlag mit viel Geld abgeworben?

Leider geht es tatsächlich nicht mehr viel anders zu als im Fussball. Die Konzernverlage kaufen zuweilen mit der Schrotflinte ein. Mit ihren Summen können und wollen wir nicht mithalten. Wir können dem Autor dafür anderes in die Waagschale schmeissen, zum Beispiel ein sorgfälti-

ges Lektorat und eine kreative Vermarktung.

Sie haben abseits der Belletristik einige sehr erfolgreiche Bücher verlegt, zum Beispiel «Kunst aufräumen» von Ursus Wehrli oder die Erfolgsbücher von Krogerus und Tschäppeler.

Hinter «Kunst aufräumen» steckt eine super Idee, deshalb verkaufte es sich auch schon eine Million Mal. Die «50 Erfolgsmodelle» von Krogerus und Tschäppeler waren zudem auch international sehr erfolgreich und wurden in über 25 Sprachen übersetzt.

Der Verlag hat auch schwere Zeiten durchgemacht. Vor einigen Jahren gab es gar einen Moment, wo nicht klar war, ob Sie die Löhne bezahlen konnten.

Doch, die Löhne konnten wir immer bezahlen. Aber Wachstum kostet erst einmal, der Aufbau von Autoren kostet. Ein Bestseller lässt sich aber nicht planen. Wenn er ausbleibt, muss man ruhig bleiben und das Vertrauen nicht verlieren, dass sich die Aufbauarbeit dennoch auszahlen wird.

Sie konnten jeweils auf Persönlichkeiten zählen, die in schweren Zeiten Geld in den

Verlag einschossen: Andreas Reinhart, Roger Schawinski, Viktor Giacobbo und Peter Kurer gehören zu den bekannteren Namen.

Und ihnen bin ich sehr dankbar. Wir sind ein literarischer Verlag, haben aber nie Unterstützung von der öffentlichen Hand bekommen. Man hat uns immer ignoriert. Jetzt, mit der neuen Verlagsförderung des Bundes, ist dies anders. Die von Ihnen Genannten waren oder sind Aktionäre, keine Mäzene. Sie investieren zwar nicht nur aus Renditegründen, sondern ganz bewusst ins Kulturgut Buch – grundsätzlich wollen sie aber sehen, dass der Laden schwarze Zahlen schreibt. Und das tut er auch meistens, vor allem in den letzten Jahren.

Sie sind kein Zuschussbetrieb wie andere Verlage.

Nein. Mein Anspruch ist ganz klar, mit dem Verlag Geld zu verdienen. Wir sind der beste Beweis dafür, dass man Kultur herstellen kann auch ohne Subventionen. Aber man muss dafür ständig Gas geben. Viktor Giacobbo macht mit seinem Casinotheater ähnliche Erfahrungen, auch deswegen ist er als Verwaltungsrat für den Verlag sehr wichtig. >>>

Sie heben sich in der Kulturszene dadurch ab, dass Sie sich kritisch zu Subventionen äussern. Sie waren auch für die Aufhebung der Buchpreisbindung.

Ich war nicht für die Aufhebung, fand aber, dass dies nicht das Hauptproblem unserer Branche ist. Zu den Subventionen: Einiges riecht für mich nach Vetterliwirtschaft. Wenn Autoren mehrfach Werkbeiträge erhalten, obwohl sie seit Jahren nichts oder mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit publiziert haben. Zudem wird eine weltfremde Heimattümelei gepflegt. Wer einen Schweizer Autor verlegt, hat bessere Chancen, finanziell gefördert zu werden, und das losgelöst von dessen Qualität.

Zum Beispiel?

Ich habe die Rechte für das Werk des Autors Truman Capote erworben und sämtliche seiner Bücher neu ins Deutsche übersetzen lassen. Dazu gehören auch die Juvenilia, die von uns entdeckt wurden und die wir weltweit erstmals publizierten. So etwas bedeutet einen Riesenaufwand, zeitlich und finanziell. Dafür haben wir nie einen Rappen erhalten. Als ich aber einmal einen kurzen Text der Schweizer Autorin Annetta Schwarzenbach verlegt habe, erhielt ich von verschiedenen Stiftungen 25 000 Franken. Auch wenn wir in diesem Fall die

Nutznieser waren, so zeigt dies doch, wie wenig nachvollziehbar das Subventionssystem ist. Manche Kultursubventionen verhindern sogar die Innovation.

Die Journalistin Simone Meier hat für ihren bei Kein & Aber erschienenen Roman 49 000 Franken an Subventionen kassiert, obwohl sie einen gutbezahlten Job hat. Ihre Autoren profitieren auch vom System.

Ich weiss nicht inwiefern es eine Rolle spielen soll, ob eine Autorin oder ein Autor ein festes Salär bezieht. Das sagt ja nichts über ihre Güte aus, es sei denn, man hängt immer noch am Ideal des brotlosen Künstlers, der nur aus dem Leiden heraus grosse Literatur schafft. Und ich finde natürlich, dass sie zu

Zu den Subventionen: Einiges riecht für mich nach Vetterliwirtschaft.

Recht Geld erhalten hat, weil sie etwas schreibt, was auch seine Leserschaft findet. **Wie jeder Verlag erhält auch Kein & Aber Tausende Manuskripte unverlangt zugesandt. War auch schon ein «Harry Potter» darunter, den Sie abgewiesen haben und der sich dann als Riesenerfolg herausstellte?**

Lustig, dass Sie Harry Potter erwähnen. Autorin J. K. Rowling schreibt ja unter



Spektakulär: Frankfurter Buchmesse, 2017.

Pseudonym andere Bücher. Mir hat ein Agent ihren Krimi angeboten. Ich fand ihn nicht schlecht, meine Lektoren aber waren dagegen. Also lehnten wir ab. Erst später erfuhren wir, dass Rowling die wahre Autorin war.

Hat jemand, der Ihnen unverlangt ein Manuskript zusendet, eine Chance, veröffentlicht zu werden?

Ja, sicher. Obwohl die Wahrscheinlichkeit eher klein ist, unter den jährlich etwa 3000 eingesandten Manuskripten etwas zu finden, das in unser Programm passt, schauen wir alles an.

Wie läuft das bei ausländischen Autoren?

Viele glauben vielleicht, wir kauften die Rechte von Büchern ein, die im Ausland er-

Steuern sparen:

Zehn Tipps, die für Sie

bares Geld bedeuten.

Diese Woche: So optimieren Sie jetzt noch Ihre Abgaben.



www.handelszeitung.ch | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

folgreich waren. Wir aber kaufen sie, bevor sie im Ausland überhaupt auf dem Markt sind. Zum Teil bringen wir sie sogar zuerst auf Deutsch auf den Markt, noch bevor sie in der Originalsprache herauskommen.

Wie sehen Sie die Zukunft der Buchbranche? Vor ein paar Jahren sprachen alle vom E-Book, die Euphorie scheint vorbei.

Inzwischen betrachtet die Branche das E-Book einfach als weitere Distributionsart, mehr nicht. Bei uns liegt der Anteil bei 7,5 Prozent, was im deutschsprachigen Markt bereits überdurchschnittlich ist. Ich glaube nach wie vor an einen Markt für gedruckte Bücher. Aber man wird es vermutlich besonders gut machen müssen, um überleben zu können.

Gibt es in zwanzig Jahren den klassischen Literaturverlag noch?

Ja, aber wir werden uns an die sich ändernden Ansprüche der Leser anpassen müssen. Der Leser hat ein umkämpftes Zeitbudget, und wir müssen ihn davon überzeugen, dass er viel davon hat, wenn er ein gutes Buch liest. Der grösste Zeitfresser ist wohl das Smartphone, doch ich kann mir vorstellen, dass dessen Reiz auch wieder abnehmen wird. Ich sehe keinen Grund, weshalb die Leute nicht weiterhin mit Vergnügen gute Geschichten lesen sollten. Mehr Sorgen macht mir die Entwicklung der klassischen Zeitung.

Weshalb?

Viele Zeitungen haben den Kulturteil zurückgefahren. Wenn ich einen neuen Autor im Verlagsprogramm habe, stehe ich vor dem Problem, wie ich ihn bekannt machen kann. Früher leistete das die Kulturkritik. Die gibt es in dieser Form nicht mehr, und wenn doch, dann hat dies auch bei Empfehlungen kaum eine Auswirkung auf die Verkaufszahlen. Die Zeitungen scheinen an Einfluss auf die Leserschaft verloren zu haben, zum Teil wohl selbstverschuldet. Für uns als Verlag heisst das, dass wir uns etwas anderes einfallen lassen müssen. Dabei setzen wir auch auf unsere Autoren selbst, darauf, dass sie den Leser begeistern werden. Es gibt wirklich nichts Schöneres, als ein Buch zu lesen.

Sofern es gut ist.

Klar, das ist die Voraussetzung. Ich sage den Leuten immer: «Legen Sie ein Buch sofort weg, wenn es nicht gefällt.» Alles andere ist Zeitverschwendung.

Peter Haag, geboren 1960 in Luzern, ist gelernter Buchhändler und Bibliothekar. Nach Stationen bei der NZZ und dem Haffmanns-Verlag gründete er 1997 in Zürich den Kein & Aber-Verlag.

Schweizer Klassiker

Das Fremde wird heimisch

Im Epochenroman «Alles in allem» schildert Kurt Guggenheim Stadtzürcher Schicksale eines halben Jahrhunderts. Hauptthema ist die Integrationsleistung der Stadt. Von Christoph Mörgeli

Manches im Leben von Kurt Guggenheim (1896–1983) geschah gegen seinen Wunsch: Er konnte nicht studieren, sondern musste als Kaufmann das väterliche Geschäft übernehmen. Er durfte 1918 seine Lebensliebe nicht heiraten – wahrscheinlich, weil er Jude war. Er erzürnte 1930 ungewollt Zürichs jüdische Gemeinschaft durch eine Schrift über Integration, Heiratspraxis und Stellung der Frau im Judentum. Als das väterliche Kaffeeimportgeschäft in den dreissiger Jahren bankrottging, wurde Guggenheim Antiquar. Nur leider einer, der die Kunden als Störenfriede empfand und sie mit geschenkten Büchern wieder abschob. Diese Geschäftsführung führte zwar zum Konkurs, dafür war ein Dichter geboren. Im Jahr 1938 schaffte Guggenheim mit «Riedland» den schriftstellerischen Durchbruch. Er betätigte sich auch als Werbetexter sowie als Theater- und Drehbuchautor. So textete er für das vielleicht beste Werk der Schweizer Filmgeschichte, die «Gilberte de



Duldendes Gemeinwesen: Kurt Guggenheim.

Der Roman ist ein Wiedersehen mit vertrauten Quartieren, Strassen und Bewohnern der Limmatstadt.

Courgenay» (1941). In seinen Romanen «Wilder Urlaub» (1941) und «Wir waren unser vier» (1949) bewältigte der kritische Patriot eigene Aktivdienstserlebnisse.

Kurt Guggenheims unbestrittenes Hauptwerk bildet aber der umfangreiche Vierteiler «Alles in allem»: Jedes menschliche Leben steht unter den Einflüssen seiner Umwelt. Der Autor führt – ebenso geduldig wie akribisch – durch drei gegeneinander aufbegehrende Generationen, vom Fin de Siècle um 1900 bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Dabei prallen ganz verschiedene soziale Milieus und weltanschauliche Überzeugungen aufeinander. Der Roman ist äusserlich ein Wiedersehen mit vertrauten Quartieren, Strassen und Plätzen, mit den Institutionen und Bewohnern der Limmatstadt. Der Autor empfindet Zuneigung zum Lokalkolorit, sorgt sich aber gleichzeitig wegen der drohenden Erstarrung in der Enge und gefühlsmässigen Abstumpfung. Dennoch verspürt Kurt Guggenheim kein Unbehagen im Kleinstaat, sondern vorab Geborgenheit.

Macht der Liebe

Die Integrationskraft der kleinen Grossstadt Zürich erweist sich als erstaunlich gross: Alt-

zürcher Bürger, selbstbewusste Grossdeutsche, kommunistische Revoluzzer, orthodoxe Ostjuden – sie alle finden sich nach einigen Schwierigkeiten im Mikrokosmos eines dulddenden Gemeinwesens zurecht. Ja, die Macht der Liebe lässt sie miteinander verschmelzen. Am überzeugendsten schildert Guggenheim die Integration des Fremden ins Heimische am Beispiel von Zürichs Juden, die unter sich wiederum in verschiedenste Fraktionen aufgesplittert sind. Was hätte Kurt Guggenheim heute, angesichts ganz anderer Dimensionen, zu unseren Möglichkeiten und Grenzen der Integration zu sagen?

Reale Figuren wie der liebevoll gezeichnete Dichter Albin Zollinger, der tüchtige SP-Stadtpräsident Emil Klöti oder Albert Einstein wechseln mit leicht erkennbaren Fiktionen wie der Ärztin Jacqueline Fries-Voubrasse (Eva Welte-Hug, gemäss Guggenheims Tagebuch sein «entscheidendes Lebensereignis») oder dem Arbeiterarzt Franz Theodor Bluntschli (eigentlich Fritz Brupbacher). Aaron Reiss ist Guggenheim selber, der sich vom Pazifisten zum gehorsamen Soldaten mausert. Denn ihm leuchtet ein, was der Historiker Karl Gebhardt angesichts der diktatorischen Nachbarn seinem Sohn erklärt: «Die Schweiz ist eine Feinmechanik, ungeheuer kompliziert und differenziert, viel mehr, als ihr Jungen es wissen könnt, und viel mehr, als es die andern draussen wissen können mit ihren einfachen, brutalen und endgültigen Rezepten.»

Der Schreibunternehmer

Der britische Schriftsteller Ken Follett ist mit dem Genre des historischen Romans so erfolgreich wie kein anderer. Der Grund dafür liegt nicht nur im Erzählerischen.

Von Rolf Hürzeler

Eine Streckbank ist ungemütlich. «Man hatte seine Handgelenke an zwei Pfosten gefesselt und Seile um seine Fussgelenke geschnürt, die an einem Riesenrad befestigt wurden.» Das Opfer ist ein unbescholtener Bürger, der sich aber zum protestantischen Glauben bekennt. Das ist dumm im 16. Jahrhundert, denn die katholische Königin Maria I. sitzt gerade auf dem englischen Thron und mag reformierte Häretiker nicht besonders. Deshalb lässt sie diese in England systematisch verfolgen und foltern.

Dabei muss alles seine Richtigkeit haben: Priester dürfen kein menschliches Blut vergiessen, weshalb sich das Streckbett als ideales Folterinstrument anbietet, das dem Opfer lediglich innere Verletzungen zufügt; zumindest solange die Gottesmänner das Riesenrad nicht zu sehr drehen. Der hier Gefolterte erweist sich in seiner prekären Lage als stur. Er weigert sich standhaft, der Häresie abzuschwören; sein Körper wird länger und länger. Zu guter Letzt endet der Unerschrockene auf dem Scheiterhaufen. Immerhin als Märtyrer in den Augen seiner Mitstreiter.

Willkommen in der Welt des 68-jährigen britischen Erfolgsautors Ken Follett. Er schildert die Streckbank-Episode in seinem Roman «Das Fundament der Ewigkeit», dem dritten Band in seiner «Kingsbridge»-Reihe, der eben herausgekommen ist. Die Handlung erstreckt sich über die Jahre von 1558 bis 1620 und deckt die Religionskriege in England und in Westeuropa ab – Hugenotten und spanische Inquisition inklusive. Im Mittelpunkt des Geschehens steht die den Follett-Lesern bekannte Kleinstadt Kingsbridge, die der südwestenglischen Stadt Salisbury mit ihrer dominanten Kathedrale nachempfunden ist.

160 Millionen Bücher verkauft

Ken Follett liebt es, Abenteuer Geschichten zu erzählen. Das mag daher kommen, dass er das Leben eines Langweilers führte und führt. So versteht es der Mann seit Jahren, mit Romanen seine Leserschaft an sich beziehungsweise an seine Bücher zu binden. Stets nach dem gleichen Muster: aufwendig recherchierter historischer Hintergrund sowie menschliche Dramen, mit etwas Sex und viel Gewalt angereichert. Das alles erzählt er in einer schnellen, einfach lesbaren Form, so dass sich das Buch selbst bei 35 Grad Hitze am Strand lesen lässt.

Historische Romane mögen «abgelutscht» sein, wie die NZZ kürzlich monierte; die Gat-



Alles, was irgendwo Anklang finden könnte: Ken Follett.

tung findet indes ein Millionenpublikum. Ken Follett steht mit seinen Büchern in einer Reihe englischer Schriftsteller, die auf die gleiche Masche setzen wie etwa David Gilman, Conn Iggulden oder Bernard Cornwell. Sie erreichen allesamt horrende Auflagen. Keiner kann allerdings auf ein derart treues und zahlreiches Stammpublikum zählen wie Ken Follett; er verkaufte bis heute 160 Millionen Bücher.

Das liegt an seinen packenden Romanen – aber nicht nur. Denn der Mann inszeniert sich in der Öffentlichkeit mit Erfolg als philosophischen Denker. «Mich hat schon immer der Gedanke fasziniert, wie der normale Durchschnittsbürger historische Entwicklungen erlebt. Denn letztlich bestimmen diese Menschen den Lauf der Welt», sagt Follett in einer Verlagsbroschüre zu seinem neuen Buch. Diese Erkenntnis gilt für ihn bis heute: Er versteht seine Romane als Anleitungen, um die «mo-

derne Gesellschaft besser zu verstehen», wie er in Interviews sagt. Seine Geschichten sollen den Lesern Interpretationsmodelle liefern, um die eigene Welt zu begreifen. Wer also eines Tages auf dem Streckbett erwacht, weiss, dass das schon immer zum Leben gehörte.

Follett wuchs in einem wohlbehüteten Londoner Haus auf, studierte Philosophie und arbeitete für ein Lokalblatt in Wales, von wo seine Familie ursprünglich stammte. Erste unglückliche Ehe und ein Sohn; dann heiratete er seine zweite Ehefrau, mit der Follett bis heute zusammen ist.

Follett tut als Ergänzung zum Schreiben gerne seine politische Meinung kund. Diese ist irgendwo etwas links der Mitte angesiedelt; der Vietnamkrieg hatte ihn politisiert. Folletts Ehefrau Barbara war einst Labour-Abgeordnete und Tourismusministerin unter Premierminister Gordon Brown. «Ken and Barbie» fei-

erten sich als Darlings von New Labour unter Tony Blair. «Der Begriff Champagner-Sozi wurde erfunden, um Follett zu charakterisieren», giffelte der konservative *Daily Telegraph*, der Follett seit Jahren auf dem Kicker hat.

Frauen, die es den Männern zeigen

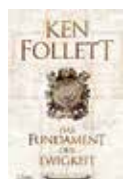
Der Multimillionär selbst sieht sich als Schreibunternehmer, der sich zu seinem Lebensziel bekennt, nämlich möglichst viel Geld zu verdienen. So gesehen, ist er in bester Gesellschaft mit Dan Brown, John Grisham oder Stephen King, die mit ihren Büchern ein Vermögen machen und gleichzeitig eine bessere Gesellschaft für alle propagieren. Der KMU-Mann Follett bietet zwanzig Leuten eine Anstellung. Sie recherchieren für ihn und schreiben Entwürfe seiner Bücher. Anders könnte er seinen enormen Output mit dreissig fiktionalen Wälzern nicht bewältigen. Von jedem dritten gibt es eine Kino- oder TV-Fassung. Die «Produktion»

Follett bietet zwanzig Leuten eine Anstellung. Sie recherchieren und schreiben Entwürfe seiner Bücher.

eines Buchs im sogenannten Follett Office in der Ortschaft Stevenage bei Luton erfolgt nach dem Fließbandprinzip: acht Monate Recherche und Planung, acht Monate bis zum ersten Entwurf, weitere acht Monate für das Überarbeiten – ungefähr zwei Jahre also.

Follett setzt auf starke Frauenfiguren, die es den Männern zeigen. Dazu bietet sich Marias Nachfolgerin, Königin Elisabeth I., Ende des 16. Jahrhunderts geradezu an. Aber auch im «gemeinen Volk» hat er lieber tapfere Kämpferinnen als wackere Männer. Letztere sind mit wenigen Ausnahmen verschlagen, verlogen und verzogen. Mitunter ist Folletts Eifer allerdings überbordend. So sucht die französische Protestantin Sylvie «irgendwo einen Mann, der seine Frau nicht als Eigentum betrachten würde». Ein heute naheliegender Wunsch, gewiss, aber ob er der Gedankenwelt der Menschen im 16. Jahrhundert entsprach? Die heutigen Follett-Leserinnen wird es dennoch freuen; etwas irritieren dürfte sie dagegen, wie zwei Frauen am französischen Hof in anatomischen Details eine vorgetäuschte Entjungferung besprechen.

Einerlei – Follett bietet wie kaum ein anderer genau das, was sich seine lesende Gefolgschaft wünscht. Weil diese ziemlich heterogen ist, packt er mit Geschick alles in seine Bücher, was irgendwo Anklang finden könnte.



Ken Follett: Das Fundament der Ewigkeit. Lübbe. 1168 S., Fr. 38.90

Literatur

Fahrt ins Glück

Wer wissen will, wer die Menschen sind, die zurzeit nach Europa strömen, sollte den marokkanischen Autor Mahi Binebine lesen.

Von Florian Vetsch

Mit «Cannibales» ist Mahi Binebine 1999 sein literarisch meisterhafter Roman gelungen. Seit August liegt er in einer überarbeiteten deutschen Übersetzung mit dem Titel «Willkommen im Paradies» vor. Das Buch stellt einen eindrucksvollen Beitrag zur Erhellung der oft im Dunkeln liegenden Schicksale jener Menschen dar, welche sich am nordafrikanischen Ufer für viel Geld Schleppern anvertrauen, um sich illegal über die Strasse von Gibraltar nach Spanien schmuggeln zu lassen.

Der Roman erzählt einen markanten Ausschnitt aus einer solchen Flucht eines Haufens zusammengewürfelter Menschen, die sich in einer Nacht an der Küste von Tanger hinter mächtige Strandfelsen ducken; sie werden von einem Schlepper angeführt, von dem ihnen der Anheurer Murad versichert hat, dass er sie heil und unerkant über die unruhige Meerenge nach Andalusien, ins gelobte Europa, bringen werde. Die hochangespannte Situation in dieser Nacht, das Verfließen der Zeit, bis sich die Schar unter dem Ruf ihres finsternen Fährmanns endlich ins Boot werfen und auf hohen Wogen in Richtung Spanien aufbrechen kann, diese unter Hochspannung verstreichende Nacht bildet die Rahmenhandlung. In diese hineingewoben sind Passagen, welche die Vergangenheit der einzelnen illegalen Auswanderer erzählen, auch diejenige des Menschenfängers Murad, dem die Anwärter im «Café France», «dem Hauptquartier der Kandidaten einer illegalen Ausreise», ins Netz gehen.

Hochmut und Gleichgültigkeit

Dunkel bleibt lediglich die Vergangenheit des Schleppers, von dem auch wegen seiner unwirischen Befehle eine düstere, menschenfeindliche Ausstrahlung ausgeht. Von allen anderen Figuren aber erfahren wir wesentliche Gelenkstellen aus ihren unvordenklichen Biografien, auch von Asus, dem Ich-Erzähler, der in Marrakesch den sicheren Hort seiner Jugend, eine Missionsschule, verlassen musste und sich nun mit seinem verwaisten Cousin Reda, der fürchterlich kränkelt, nach Frankreich durchschlagen will. Denn in Marokko sieht Asus keine Perspektiven mehr für sich, auch nach einem allfällig absolvierten Studium nicht.

Der Originaltitel «Cannibales» bezieht sich auf einen allnächtlich wiederkehrenden Traum Murads. Darin gibt er einem Begehren seines früheren Chefs in Paris nach, für den er als Küchenjunge arbeitet und der Murad Stück für Stück aufessen will. Wie dieser vor



Schonungslose Authentizität: Autor Binebine.

lauter Untergebenentreue schon alle Glieder und den ganzen Rumpf seinem Chef zum abartigen Mahl überlassen hat und nur noch seinen Kopf besitzt, bittet er seinen Chef, auch diesen noch aufzuessen. Doch dem sind Köpfe zuwider, und so schleudert er ihn aus dem Fenster. Nach einem langen Fall zermalmen die «Kiefer» eines Mülllastwagens Murads Schädel. Ein Traum, dessen Symbolik deutlicher nicht sein könnte.

Zwischen den Zeilen kritisiert Binebine die hochmütige Gleichgültigkeit der Europäer genauso wie die sozial prekären Missstände seiner Heimat. Und keineswegs nur in den Reminiszenzen an ein Massaker im algerischen Blida funkelt seine frühe Kritik an der Gefahr des islamistischen Extremismus auf.

Wenn wir an die marokkanische Literatur denken, erinnert «Willkommen im Paradies» in seiner schonungslosen Authentizität an Mohamed Choukris Autobiografie «Das nackte Brot» und in seiner literarischen Intensität an die Bücher von Driss Chraïbi und Tahar Ben Jelloun. Binebines ungemein menschlicher und nicht zuletzt auch – trotz allem – humorvoller Stimme ist eine breite Leserschaft zu wünschen.



Mahi Binebine: Willkommen im Paradies. Lenos. 190 S., Fr. 25.90

Die Hand an der Wiege

Ein junges Paar scheint die perfekte Nanny gefunden zu haben. Doch die Alltagsgeschichte endet wie ein Horrorfilm mit dem Tod der Kinder. Leïla Slimani hat für «Dann schlaf auch du» den wichtigsten Literaturpreis Frankreichs erhalten. Zu Recht. Von Peter Keller

Man hat das Schlimmste schnell hinter sich. Direkt zu Beginn des Buchs sterben die kleinen Kinder; der Junge erliegt den Sushimesserstichen zu Hause, neben der Badewanne mit dem Schaum drin, das Mädchen stirbt im Krankenhaus. Die Nanny, die nach dem Mord versuchte, sich das Leben zu nehmen, liegt im Koma. «Dann schlaf auch du» (Luchterhand), im Original «Chanson douce» (Gallimard, 2016), ist der zweite Roman der französisch-marokkanischen Autorin Leïla Slimani. Vergangenen November gewann sie damit den Prix Goncourt, den prestigeträchtigsten Literaturpreis Frankreichs.

Die Mutter kommt heim an den Tatort: «Als sie das Zimmer betrat, in dem ihre Kinder hingestreckt lagen, hat sie einen Schrei ausgestossen, aus tiefsten Tiefen, das Geheul einer Wölfin. Es hat die Mauern zum Erzittern gebracht, und die Nacht ist über diesen Maitag hereingebrochen.» Um Kindermord geht es in der Literatur nur selten: in den antiken Mythen, in Euripides' Tragödie «Medea», im «Faust», nun in diesem Buch. Was will die Autorin mit diesem gezielten Tabubruch?

Das Kindermädchen Louise, das von einem im 6. Pariser Arrondissement lebenden Paar eingestellt wird – er, Paul, Musikproduzent,

«Es hat die Mauern zum Erzittern gebracht, und die Nacht ist über diesen Maitag hereingebrochen.»

seine Frau Myriam Anwältin –, entstammt einem Pariser Vorort, in dem vor allem arme weiße Franzosen leben. Louise arbeitet schon viele Jahre als Nanny, Arbeitgeber wie Kinder verehren ihre Aufopferung und Zuverlässigkeit, sie ist porzellanpuppenhaft hübsch mit fragilem Körper und hell-durchsichtiger Haut.

Radikale Selbstaufgabe

In Louises eigenem Leben staut sich hingegen das Nichts. Ihr ärmliches Mietzimmer ist leer, sie hat keine Freunde, nur selten Verehrer, die ihr mit den rohen Händen und wimpernlosen Augen beschämend arbeiterhaft vorkommen. Louises Einkommen reicht nicht, um die von ihrem verstorbenen Mann geerbten Schulden zu begleichen; sie befürchtet, bald entlassen zu werden, obwohl die Familie schon längst von Louise abhängig ist («Sie hat die unsichtbaren Fäden in der Hand»). Die Tötung der



Kitsch wird zum Lese-Psychodrama: Autorin Slimani.

Kinder, so erscheint es ihrem Umfeld, geschieht aus dem Nichts heraus.

Slimani spielt mit einem berühmten Klischee der Kinderliteratur: Nannys sind die besseren Mütter, die realen sind fast nie da, nur schnell ins Haus hinein- und hinauswehend, sonst mit ihren eigenen Dingen beschäftigt. Mrs Banks in «Mary Poppins» ist hektisch und unkonzentriert, alles ist ihr zu viel, sie ist fremd daheim, aber als Frauenrechtlerin «beruflich» erfolgreich. Pippi Langstrumpf ist ganz auf sich gestellt. «Eine gute Mutter kümmert sich um ein totes Kind oder stirbt selbst», sagte Vladimir Nabokov in einer Vorlesung über Charles Dickens. Die Mutter ist das Störende, Schwere, der *bad cop*. Nur alleine, höchstens mit der Nanny, keinesfalls aber mit der Mutter, so suggeriert es diese Kinderliteratur, und so greift es auch

Wäre Louise nicht zur Mörderin geworden, bliebe es eine Mitleidsgeschichte.

Slimani auf, können Kinder fliegen: auf Betten, auf Feenstaub, mit einer Hand am Regenschirm.

Auch die Gründe für eine Nanny waren in der Literaturtradition stets dieselben: Die Mutter war tot oder die Familie aus *Upperclass*, nur gelegentlich arbeitend. In «Dann schlaf auch du» arbeiten alle Mütter, vergnügte Migrantinnen kümmern sich um Pariser Kinder, dazwischen wirkt Louise wie das Relikt aus einer vergangenen Zeit, eine abgetakelte, butterblasse Poppins. Einst waren Kindermädchen die nicht verheiratbaren Töchter aus (mässig) gutem Haus, inzwischen gibt es Care.com und Babysitter-Apps. Louise hat die besten Referenzen, und sie geht in ihrer Aufgabe mit einer Radikalität auf, die manchmal selbst den Eltern unheimlich wird. Sie nistet sich in diesem Zweit-Zuhause ein, duscht dort, schaut fern, verwertet Speisereste aus dem Abfall.

Louise möchte, dass dieses angehängte Leben ewig weitergeht, doch die Kinder wachsen heran – und das heisst irgendwann mit logischer Konsequenz, dass sie keine Nanny mehr brauchen, Louise nicht mehr brauchen. Nun soll ein neues Kind, ein Baby, diese ihre Zweitwelt sichern. Die Nanny studiert die Monatsblutungen der Mutter, arrangiert Situationen, damit die Eltern intim werden könnten, will die beiden zur Verführung verführen. Der Plan scheitert, und die Selbstaufgabe schlägt um in ein ebenso radikales Sich-selbst-Aufgeben.

Integrierte arabische Mutter

Der Tötung der Kinder geht Louises innerliches Absterben voraus. Niemand ahnt das sich anbahnende Unheil, ausser der älteren

Tochter: Sie erkennt instinktiv die bedrohliche Wandlung, beisst einmal scheinbar unmotiviert die Nanny, wird sich auch handfest wehren bei der Badewannen-Tötung. Zuvor scheint die Idylle unantastbar. Slimani wählt alltägliche Szenen, die unter normalen Umständen kitschig wirken: Familienausflüge; Myriam umarmt die Kinder; Vorlesestunden sonntagmorgens im Elternbett. Da wir aber wissen, dass das alles nicht halten wird und die Kinder sterben werden, wird Kitsch zum fast unerträglichen Lese-Psychodrama.

Sollen Mütter nicht arbeiten, sondern zu Hause bleiben? Eine solche Lesart würde nicht mit einem modernen Literaturpreis geadelt. Wo liegen also die Urgründe dieses Romans? Myriam ist arabischer Herkunft, so deutet es das Buch zaghaft an: Sie trägt die Hand der Fatima – ein im Nahen Osten beliebter Glücksbringer –, sie spricht arabisch, allerdings eher selten, hat so krauses Haar, dass sie sich von der Eigentümerin der Kindermädchenagentur diskriminiert fühlt, als diese denkt, sie sei als Bewerberin gekommen und nicht als Nanny-Suchende. Kurz, Myriam ist der Prototyp der integrierten arabischen Frau, weltoffen und säkular, ausserdem Angehörige der urbanen, für die Belange der «einfacheren» Bevölkerung blinden Eliten.

Die Gegenwart erlebt «Selbstradikalisierungen» – meist geht es um Islamisten; die eigentliche Gefahr, so bedeutet Slimani, liege aber bei den «Ziellosen, Abgehängten» generell, auch bei den Louises Frankreichs: französisch geboren und hart arbeitend, aber erniedrigt von der Gesellschaft, die sie umgibt, von taktlosen Erfolgreichen, von der Subkultur der Immigranten, nicht zuletzt vom eigenen Milieu, aus dem Louise blumenhaft herauszustechen scheint, während der Rest die Strassen verreckt.

Das Buch liest sich als Allegorie der gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich, die Slimani umkehrt und auch nicht umkehrt: Treibt die Ignoranz von Stadt-Snobs wie Myriam und Paul Louise ins Verbrechen? Die Ambivalenz des Buchs bleibt und ist unauf lösbar: Wäre Louise nicht zur Mörderin geworden, bliebe es eine Mitleidsgeschichte. So aber ist Louise, die Abgehängte, das Monster, das die integrierte Familie tötet. Man könnte die Geschichte auch andersrum erzählen: Muslimisches Kindermädchen wird zur Mörderin. Mit dem gleichen Ergebnis: Das Monster bleibt ein Monster.



Leïla Slimani:
Dann schlaf auch du.
Luchterhand.
224 S., Fr. 28.90

Knorr Krimis



Wer ist der Gute?

Es sind Jungs aus den unteren Schichten von Washington, D.C., immer am Rand der Kriminalität, denen George Pelecanos' Sympathie gehört. Er zählt neben Dennis Lehane, dessen Geschichten in Boston spielen, und Richard Price, der New York zum Hintergrund nimmt, zu den wichtigsten Krimiautoren, die Stadtgeschichten schreiben. Im Mittelpunkt steht der Afroamerikaner Derek Strange, der Western liebt, mit weissen Kumpels herumhängt und unbedingt Polizist werden möchte. Sein Umgang mit Freunden und Erwachsenen, bei Besuchen in Nachbarquartieren ist nie frei von Ängsten. Überall lauert Rassismus. Der Roman spielt 1968, zur Zeit heftiger Unruhen; Teile Washingtons standen in Flammen. Die Polizei griff hart durch. Zu den eindrücklichsten Schilderungen Pelecanos' gehört das Verhalten einer Cop-Gattin, bei der die Mutter von Derek als Hilfe arbeitet. Sie zeigt viel Mitgefühl für die schwarzen Aufständischen, verweigert aber – dezent – Dereks Mutter, das gleiche Geschirr wie sie zu benutzen. Von derartigen genau beobachteten Zügen ist der Roman voll. Ein anderer Höhepunkt: Dereks Überlegungen, wer in Sergio Leones Western «The Good, the Bad and the Ugly», der gerade in den Kinos läuft, der Gute eigentlich sei. Genau darin liegt Pelecanos' Könnerschaft: Es gibt sie nicht, die «Guten».

George Pelecanos: Hard Revolution.
Ars vivendi. 399 S., Fr. 32.90

Buchladen-Thriller

Man mag es kaum glauben, aber John Grishams jüngster Thriller spielt nicht unter Anwälten und in Gerichtssälen, sondern in Buchläden und Bibliotheken. Er ist eine Hymne auf die Literatur und beginnt mit einem spektakulären Raubüberfall im Tresor einer renommierten Uni. Dort lagern handschriftliche Originale von F. Scott Fitzgerald, die eine Bande klaut und gegen 25 Millionen Dollar zurückgeben will. Eine Autorin mit Schreibblockade und Geldsorgen dient sich fürs FBI einem angesehenen Buchhändler an, der im Verdacht steht, im Besitz der Handschriften zu sein. Und so schnurrt eine spannende wie höchst amüsante Huldigung der Literatur ab.

John Grisham: Das Original. Heyne. 365 S., Fr. 28.90

Abenteuer und ein zerbrochenes Herz

Die Autorin Ariel Levy ist eine Frau gewesen, die alles wollte – im Beruf, in der Liebe und im Leben. Weil sie meinte, für sie gälten keine Regeln. Bis sie fast alles verlor. Von Mark van Huisseling

Am Anfang war der Name – wenn jemand Ariel Levy heisst, eine Mischung aus Meerjungfrau und Schtetl, dann will man lesen, was dieser Jemand schreibt. Möglicherweise funktionieren nur Menschen so, die selber schreiben; jedenfalls wurde ich auf ihre Texte im *New Yorker* aufmerksam, der amerikanischen Zeitschrift, wo sie festangestellte Schreiberin ist. Und las Artikel, die mich begeisterten, obwohl – oder weil – die Gebiete, von denen sie handelten, mich zuvor nicht interessiert hatten: einen viele Seiten langen Bericht etwa über amerikanische Radikalfeministinnen, die in den 1970er Jahren versucht hatten, feministisch-lesbische Gemeinden nur für «womyn» – wie sie sich schrieben – um das im Wort «women» enthaltene «men» nicht verwenden zu müssen, aufzubauen. Oder ein Porträt der südafrikanischen Leichtathletin Caster Semenya, die – oder der? – eine Zeitlang als intersexuell eingeschätzt wurde und an Wettkämpfen nicht teilnehmen konnte, bis sie 2010 wieder bei den Frauen starten durfte und seither Goldmedaillen an Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften gewonnen hat.

Im November 2013 dann, am Tisch in der Küche des Hauses sitzend, in dem ich damals wohnte, folgte ich Ariel in die Mongolei, wohin sie gereist war, um herauszufinden, welche Auswirkungen der Aufschwung dank dem Abbau von Gold, Kupfer oder Kohle auf die Einwohnerinnen des Lands am «Rand der Welt» hat. Doch was sie retour brachte und wovon sie erzählte im *New Yorker*, waren «Abenteuer und ein zerbrochenes Herz». Ihr Abenteuer. Und ihr zerbrochenes Herz.

Filmriss

Sie war damals 38 und schwanger im fünften Monat. Es hätte ihre letzte grosse Reise vor der Geburt des Kindes sein sollen. Doch das kam nicht wie geplant vier Monate später in einem Spital im Staat New York zur Welt, wo sie mit ihrer damaligen Frau lebte. Sondern im «Blue Sky Hotel» in Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolei – und der Luftverschmutzung. Das japanische Restaurant des Hotels hatte sie verlassen müssen, bevor das bestellte Essen serviert werden konnte: «Ich rannte ins Zimmer, zog die Hose aus, kauerte auf dem Boden. Der Schmerz war unerträglich. Ich dachte: «Das wird der verrückteste *shit* der

Menschheitsgeschichte.» Es folgte ein Filmriss. «Dann lag eine andere Person vor mir auf dem Boden, die ihre Arme und Beine bewegte. Ich hörte mich sagen: «Das kann nicht gut sein.» Doch es sah gut aus, mein Baby war hübsch wie eine Muschel.»

Die Frau, die vergangenen September zur verabredeten Zeit ins «Ristorante Cusiritati» auf Panarea trat, sah nicht aus, als wäre sie traurig oder gebrochen. Sondern gut gelaunt und voll Unternehmensfreude, wie jemand, der einen Ferientag auf der Liparischen Insel nördlich von Sizilien verbringt. Was sie auch tat. Bloss traf sie zum Mittagessen mit Meerblick nicht Freunde, sondern einen Journalisten. Vor wenigen Tagen waren ihre Memoiren erschienen – «Gegen alle Regeln» (Droemer Knauer), «eine Geschichte von Liebe und Verlust» steht auf der deutschen Ausgabe. Darin beschreibt sie auch, was geschah, bevor sie ihr Kind im «Blue Sky Hotel» in Ulan-Bator verloren hat. Und ein wenig von dem, was seither passiert ist.

Sie möge feines Essen, sagte sie und bestellte in Rohschinken gerollte Schwertfisch-Klöße. Als die *insalata mista* gebracht wurde, hatte ich das Gefühl, als ob ich sie schon lange kennen würde. Was wohl mit ihrer offenen Wesensart zu tun hat. Und damit, dass ich ihre Erinnerungen gelesen habe, also ihr Leben zu kennen meine. Andererseits schien mir, sie könnte einer dieser Menschen sein, bei denen das Kennenlernen nach geschmeidigem Einstieg kaum Fortschritte macht, egal, wie viel Zeit man miteinander verbringt. Sie wuchs in der Nähe von New York auf, in einem Haushalt, den man in Amerika *progressive* oder *liberal* nennt, hier würde man von «links» reden – der Vater schrieb Texte für



Die Geschichte ist der Star: Ariel Levy.

Frauen- und Bürgerrechtsorganisationen, die Mutter arbeitete mit schwierigen Kindern. Ariel war ein Einzelkind und hatte wenig Freunde. Sie schreibt, es sei lässig, klug zu sein, aber nicht mit sieben oder acht Jahren. Weil einen das zur Klugscheisserin mache. Zudem sei sie laut gewesen.

Später sei sie vorlaut geworden, erfährt man. Und dass Sprache für sie das gewesen sei, was für andere junge Erwachsene Pop- oder Filmstars seien: etwas, worin man sich verlieben könne und das einem Distanz und Abwechslung zur suburbanen Banalität des Lebens biete. In der Liebe, oder in Beziehungen jedenfalls, lebte sie eine, sagen wir, Fluidität aus. Es gab Männer und Frauen, Frauen und Männer... Ihre

erste Stelle als Journalistin fand sie beim *New York Magazine*. Die erste grosse Liebe ihres Lebens lernte sie auf einer Dachparty in Manhattan kennen: eine Frau, die sie im Buch *Lucy* nennt, die in Kalifornien lebte.

Lucy – erfolgreiche Unternehmerin, älter als Ariel, aber immer noch mit goldglänzendem Teint, dank der kalifornischen Sonne – zog von der West- an die Ostküste. Und der Chef des *New Yorker*, David Remnick, bot Ariel einen Vertrag an. «Von jetzt an kannst du nur noch absteigen», habe ihr Vater gesagt. Und es nicht böse gemeint. Sie war Anfang dreissig. Das Leben war gut: Ariel und Lucy, mittlerweile verheiratet,

TRUMPS JAHR





hatten ein schönes Haus auf Shelter Island, drei Stunden von Manhattan entfernt. Ariel musste keinen Redaktionsdienst leisten, konnte den Garten pflegen, wenn sie nicht schrieb oder reiste – Regeln galten nicht für sie; «The Rules Do Not Apply» ist der Titel ihrer Memoiren im Original.

Reise in die Mongolei

Was einen Schatten auf ihr Glück warf, falls man ehrlich gewesen wäre, was die beiden aber nicht waren: Lucy hatte ein Problem mit ihrem Alkoholkonsum. Und Ariel ihrerseits erkannte, wenn sie denn genau hinsah: Ihr fehlte etwas. Und dieses Etwas war ein Kind, wie sie annahm. Doch die Zeit, die ihr noch zur Verfügung stand, ein solches einigermaßen einfach und sicher zu bekommen, lief ihr davon. «Ich war eine dieser Frauen, die lange so beschäftigt mit sich sind, dass sie erst mit Ende dreissig merken, was sie wirklich wollen.» Die beiden sahen über Lucys Alkoholproblem hinweg und fanden im Bekanntenkreis einen Mann, der reich genug und willens war, einem Kind später mal eine gute Ausbildung zu zahlen – seinem Teilzeit-Kind. Denn dafür, sich mit Alltagsansprüchen eines Babys, Kleinkinds, Kinds et cetera herumzuschlagen, stand er nicht zur Verfügung. Das passte Ariel und ihrer Frau – denn für sie galten die Regeln ja nicht, so sah es aus. Also wurde Ariel schwanger. Und brach auf zur Reise in die Mongolei.

Die Lebensgeschichte bis hierher ist ausser-

gewöhnlich. Und ihr Buch darüber lesenswert. Doch wie den meisten Memoiren- oder Autobiografie-Schreibern fällt es auch ihr schwer, Ereignisse richtig zu gewichten. Natürlich ist die frühe Lebendgeburt des Kinds am Rand der Welt der traurige Höhepunkt. Doch sie beschreibt andere Vorkommnisse auf ihrem Weg als fast gleich schwerwiegend – etwa, wie ein Boyfriend ihren Rechner hackte, um an Informationen und an ihre Kontakte zu gelangen.

Mehr als an ihren Fähigkeiten zweifelt sie an der Nachhaltigkeit der Medienbranche.

Kann es sein, dass die Texte der Journalistin von der strengen Hand ihres Redaktors profitieren, während der Lektor des Buches sich zurückhielt? Immerhin hatte Ariel für ihren Artikel «Thanksgiving in Mongolia» die nationale Zeitschriftenauszeichnung für Essay und Kritik erhalten, und seither ist sie ein Branchen-Star. Sie sieht das anders: «Der Artikel beschrieb ein paar Stunden oder Tage, in meinen Memoiren geht es um mein ganzes Leben, logisch ist der Artikel kondensiert.»

Was mich weiter an dem – wie oben geschrieben – wirklich lesens- und empfehlenswerten Buch leicht stört: Sie unterstreicht deutlich und oft ihre Skepsis gegenüber ihrem Erfolg und Aufstieg, und zwar im Sinn von: «Ich konnte fast nicht glauben, dass gerade ich

einen Job als Journalistin beim angesehensten Magazin des Landes ergatterte, um die Welt reisen darf – und erst noch gut bezahlt werde...» *Really*, woher diese Bescheidenheit? Beschreibt sie sich doch gleichzeitig, und wohl zutreffend, als sehr fleissig, ehrgeizig und, nicht zuletzt, sprachlich sowie erzählerisch überdurchschnittlich begabt. Ist das angenehme Zurückhaltung oder nervende Koketterie? Sie habe weniger Zweifel an ihren Fähigkeiten als an der wirtschaftlichen Nachhaltigkeit der Medienbranche, der Printmedien im Besonderen, die sich «immerhin in der vielleicht grössten Krise ihrer Geschichte befinden», sagt sie.

Der Langstreckenflug im fünften Schwangerschaftsmonat habe medizinisch gesehen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keinen Zusammenhang mit der erlittenen Frühgeburt, steht im Buch. Zirka fünf Mal. Man glaubt es ihr, nach dem ersten Mal. Es macht sie, in meinen Augen, nicht zu einer sorgloseren Person, auch nicht zu einer egozentrischeren, als sie zuvor schon eine war, dass sie sich, nach einem Beratungsgespräch mit ihrem Arzt, für die Reise entschieden hatte. Im *New Yorker* hatte sie noch geschrieben: «Eitel und selbstverliebt war ich in den Flieger gestiegen. Dann hat mich der dunkle mongolische Himmel bestraft.» Der erste Satz stimmt wohl. Sie zeigte öffentlich Reue. Was für mich nicht nötig gewesen wäre, da sie schon genug gestraft ist. Im Buch dagegen geht es ihr, so lese ich es, zur Hauptsache um den Haftungsausschluss – «Es war nicht meine Schuld, sondern Unglück, das Universum oder so was».

Wahre Demut?

Wie geht ein Leben danach weiter, privat und beruflich? «Ich wollte meine Memoiren meinem nächsten Kind widmen», sagte sie im «Ristorante Cusiritati». Doch dann habe sie erfahren, dass sie nie mehr schwanger werden könne, die Frühgeburt hatte Schaden angerichtet. Zudem sei sie mittlerweile zu alt. Doch sie sei nicht verbittert. Und wisse, seit sie ihr Baby, das aussah wie eine schöne Muschel, in den Armen gehalten habe, dass sie wirklich ein Kind gewollt habe, mehr als irgendetwas sonst auf der Welt. Aber dass es nicht geklappt habe. Dass die Regeln eben doch gälten. «Auch für Ariel Levy», sagt sie. Ich habe sie zu wenig gut kennengelernt, um zu erkennen, ob das stimmt. Ob es wahre Demut ist oder ein Entwurf, den sie sich zurechtgelegt hat. Für ihr weiteres Leben. Und für Interviews, die sie gibt, um für ihr Buch Reklame zu machen. Beides wäre in Ordnung, finde ich.

Beruflich ist die Sache einfacher: Sie veröffentlichte nach «Thanksgiving in Mongolia» einen Artikel im *New Yorker* über Leute, die ausgefallene Katzen, Bengalkatzen und ähnliche Rassen, als Haustiere halten. Eine grössere Fallhöhe von einem Artikel zum nächsten kann man sich fast nicht vorstellen. Sie erwiderte, dass mei-

ne Erinnerung falsch sei: Zuerst sei ein Artikel erschienen über einen Mann, der, zu Unrecht verurteilt, unschuldig lange Jahre im Gefängnis gesessen habe. Dann der Katzenartikel. Sie habe viel geschrieben nach dem Ereignis in Ulan-Bator, sich in ihrer Arbeit vergraben. Sie werde weiter als Journalistin arbeiten und interessante Geschichten schreiben. Nicht als Star-Journalistin, denn die Geschichte sei der Star, nicht sie.

In ihrem Erinnerungsbuch kommt, häufig und prominent, der Arzt vor, der sie in Ulan-Bator behandelte, nachdem sie vom «Teppichboden des Hotelzimmers, der von ihrem Blut verfärbt war», aufstehen und einen Anruf machen konnte. Es handelte sich dabei um einen Südafrikaner, der einen Einsatz in der Mongolei leistete. Nachdem sie nach Hause gereist war, wurde der «gute Doktor» ein (elektronischer) Brieffreund. Dann ein Vertrauter. Er hatte sie in ihrer schwersten Stunde kennengelernt. Und war ihr danach beigestanden aus der Ferne. Ihre damalige Ehefrau Lucy hatte das nicht getan, vielleicht nicht tun können – das geplante Kind war weg, verloren. Und bald war auch der gemeinsame geplante Lebensentwurf abhandengekommen. Sie trennten sich. Ariel fasst in ihren Memoiren zusammen, wie sie innerhalb weniger Wochen alles verlor, was sie zuvor als sicher angeschaut hatte – Ehe, Kind, Haus, Garten.

Ein Arzt auf dem Bau

Doch fast so schnell hat sie seither ihr Leben wieder gedreht: Mit dem Vorschuss für ihr Buch kaufte sie der Ex das Haus ab. Und wohnt jetzt wieder dort – mit dem guten Doktor aus Südafrika, der die Mongolei verliess und nach Shelter Island zog. Als Arzt arbeiten darf er nicht in seiner neuen Heimat: Die amerikanischen Behörden anerkennen seine Ausbildung aus Rhodesien, einem Land, das es so nicht mehr gibt, nicht. Daran ändern auch rund dreissig Jahre Berufserfahrung – er ist zirka zwanzig Jahre älter als Ariel, hat zwei erwachsene Kinder – nichts. Egal, sagt sie, sage er, er sei lange genug Arzt gewesen. Die nächsten Jahre wolle er auf dem Bau arbeiten.

Ich überlege noch, ob wohl alles stimmt. Und bevor ich zum Schluss komme, die Geschichte müsse einfach stimmen, so unglaublich, wie sie daherkommt, kommt ein grosser Mann mit Glatze und einem Lachen im Gesicht ins «Cusiritati». Um seine Freundin abzuholen. Es bleibt noch kurz Zeit, um indiskret zu fragen, ob sie denn mit Lucy nicht dauerhaft und sicher ins lesbische Territorium abgewandert sei. «Nein, gar nicht dauerhaft und gar nicht sicher», sagt sie. Vielleicht gelten die Regeln doch nicht – für Ariel Levy.



Ariel Levy: *Gegen alle Regeln*. Droemer Knauer. 240 S., Fr. 28.90

Neuerscheinungen

Gefühl der Erleichterung

Robert Harris' «München» sieht das Münchner Abkommen von 1938 zwischen den Briten und Nazideutschland in einem neuen Licht. Von Rolf Hürzeler



Genug vom Elend: Premier Chamberlain (3. v. l.), Gauleiter Fiehler (3. v. r.), München 1938.

Die Stimmung im britischen Unterhaus war ausgelassen. «Sämtliche Parlamentarier erhoben sich von ihren Sitzen und jubelten, auch diejenigen von Labour und den Liberalen.» Premierminister Neville Chamberlain hatte soeben bekanntgegeben, dass ihn «Herr Hitler» nach München zu Gesprächen eingeladen habe. Mit Chamberlain sollten der französische Ministerpräsident Edouard Daladier und der italienische Duce Benito Mussolini am 29. September 1938 die Sudetenkrise im bombastischen Münchner «Führerbau» beilegen. Denn Hitler drohte, die Tschechoslowakei anzugreifen, um die Sudetendeutschen zu «befreien», wollte indes angeblich keinen Krieg anzetteln.

Fiktive Zeitzeugen

Die Tschechen selbst waren nicht zur Konferenz eingeladen, und man einigte sich darauf, Hitlers Willen nachzugeben. Dafür sollten die Deutschen auf weitere territoriale Ansprüche in Europa verzichten. Sie besetzten das Sudetenland umgehend und ein halbes Jahr später die «Rest-Tschechei». Das Münchner Abkommen erwies sich somit als Papier-

tiger in den Augen der meisten Historiker der Nachkriegszeit, Chamberlain (1869–1940) war für sie ein naiver Beamter, der die nationalsozialistische Gefahr unterschätzte und dafür die Sowjetunion dämonisierte.

Der britische Autor Robert Harris wählt in seinem soeben erschienenen Roman «München» eine andere Perspektive. Er stellt sich auf den Standpunkt, dass im Nachhinein alle schlauer seien. Aus der damaligen politischen Konstellation hingegen sei ein Arrangement zwischen den Briten und Franzosen einerseits und den Deutschen andererseits zumindest vertretbar gewesen. Diese Haltung galt bis vor kurzem als hoffnungslos reaktionär und revisionistisch. Erst in jüngster Zeit ist sie vermehrt akzeptiert, zumal damals auch die Linke das Münchner Abkommen unterstützte.

Robert Harris rekapituliert aus der Sicht von zwei fiktiven Zeitzeugen die Münchner Ereignisse und versucht, die politische Atmosphäre jener Tage einzufangen. Im Mittelpunkt stehen der junge ehrgeizige Beamte im Foreign Office, Hugh Legat, und der preussische Aristokrat Paul von Hartmann, der im

deutschen Aussenministerium tätig ist und die Nationalsozialisten hasst. Die beiden kennen sich seit der gemeinsamen Studenzeit in Oxford, haben sich aber aus den Augen verloren, da von Hartmann für Legat damals zu sehr mit dem um sich greifenden deutschen Nationalismus sympathisierte.

An der Münchner Konferenz will von Hartmann seinem früheren Freund ein Dokument zukommen lassen, das die Briten über die wahren Absichten der Hitler-Regierung informiert, um damit einen Krieg zu provozieren. In diesem Fall würde nämlich die Wehrmacht gegen das Unrechtsregime putschen, da sie einen neuerlichen Waffengang, zwanzig Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, ablehnt.

Der sechzigjährige Robert Harris unterhält seine internationale Leserschaft seit Jahren mit populären historischen Büchern. Er schaffte 1992 den Durchbruch mit dem dystopischen Roman «Vaterland», der auf dem «Was wäre, wenn...»-Ansatz beruht: Der Autor schildert fiktional das Leben in Berlin 1962, falls die Nationalsozialisten den Krieg gewonnen hätten und nun an der Macht wären. Harris wagte sich auch an anspruchsvollere Themen wie die Biografie des antiken Politikers Cicero. Dabei bemüht sich der Autor um möglichst grosse Faktentreue, auch wenn diese den lockeren Erzählfluss zuweilen hemmt. Dieses Dilemma prägt auch seinen Roman «München», der kaum als Thriller durchgeht, zumal die Spannung etwas fehlt – alle wissen ja, wie die Geschichte herausgekommen ist.

London verschläft Berliner Aufrüstung

Harris' Verdienst ist es jedoch, die damalige politische Stimmung plausibel einzufangen. Er erläutert die Haltung der Führung der Konservativen Partei, die nichts so sehr fürchtete wie einen neuen Krieg. So lässt Harris Chamberlain sagen, «es scheint mir, wir hätten nichts vom Kriegsausbruch 1914 gelernt. Wir sollten erneut wegen eines anderen Landes in einen Krieg hineingezogen werden.»

Die Kriegslogik 1938 lautete nämlich, dass Frankreich im Fall eines deutschen Angriffs der Tschechoslowakei beistehen sollte, was wiederum eine Unterstützungspflicht der Briten zur Folge gehabt hätte: «Keiner würde einen solchen Krieg verstehen», folgert Chamberlain. Zumal die Briten gegen einen Wechsel der Sudeten zum Deutschen Reich nichts einzuwenden hatten. Harris beschreibt auch eine fingierte Kabinettsitzung, die zeigt, dass Grossbritannien die deutsche Aufrüstung verschlafen hatte: Die Royal Airforce

hatte nur gerade zwei einsatzfähige Fluggeschwader, zwei Drittel der Luftabwehrgeschütze fehlten, um London zu verteidigen. Chamberlain und seine Leute mussten also Zeit gewinnen, um die unter seinem Vorgänger Stanley Baldwin vernachlässigte Aufrüstung nachzuholen. Kam dazu, dass die Stimmung in der britischen Bevölkerung Ende der 1930er Jahre friedlich war. Man hatte nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs mehr als genug vom Elend.

Friedenschance vertan

Das Echo in der Presse nach Chamberlains Ankündigung der Münchner Reise war enthusiastisch. Die *Times* lobte den «unbezwingbaren Willen des Premiers». Die *New York Times* spürte ein «Gefühl der Erleichterung auf der ganzen Welt», und der linksliberale *Manchester Guardian* schrieb «... wir sehen zum ersten Mal seit Wochen einen Lichtstreifen am Horizont».

Harris weiss, dass diese Sicht der Geschehnisse einseitig ist. Deshalb baute er die Verschwörung der deutschen Militärs rund um den deutschen Generalmajor Hans Oster in seinen Roman ein. Sie erkannten den verbrecherischen Charakter des Hitler-Regimes und hätten geputscht, wenn es schon 1938 zum bewaffneten Konflikt gekommen wäre. Im folgenden Jahr war die Friedenschance jedoch vertan, da die National-

sozialisten in der Bevölkerung nach all den militärischen und politischen Erfolgen zu populär waren.

Natürlich gab es auch in Grossbritannien warnende Stimmen gegen das Appeasement, die Koexistenz mit den Nazis. Allen voran der schon 1936 verstorbene Beamte Ralph Wigram im Foreign Office, der die deutsche Wiederbewaffnung in den frühen 1930er Jahren genau beobachtet und Winston Churchill mit seinen Befunden beliefert hatte. Churchill selbst sah die nationalsozialistische Bedrohung ebenso klar. Aber er war damals in der britischen Politik noch nicht massgebend; er galt als zu wankelmütig und unzuverlässig. So blieben diese Mahner ungehört, und die Geschichte nahm ihren Lauf.



Robert Harris.

Harris' Verdienst ist es, die damalige politische Stimmung plausibel einzufangen.



Robert Harris: München. Heyne. 432 S., Fr. 25.90

Sprache

Trügerisch

Ringsum tobt der Sturm.

Von Max Wey

Wie so trügerisch sind Redensarten. Eine häufige Redewendung ist «im Auge des Sturms», der manchmal auch Orkan, Hurrikan, Taifun oder Zyklon genannt wird. Man möchte nicht mittendrin sein, denn wo so ein Orkan wütet, heult und pfeift, da fegt und fetzt es. Und so lese ich auf NZZ online: «Der «Kommunikator des Jahres 2016» [...] bleibt im Auge des Sturms.» Die Rede war von Oscar Munoz, CEO von United Airlines, der in einen Shitstorm geriet. Die *Freiburger Nachrichten* aber schreiben: «Es war, als befände er sich im Auge des Sturms, wo er zu sich fand, ehe er in sein Leben als Schriftsteller und Pilot abhob.» Antoine de Saint-Exupéry war während der Wirren im Ersten Weltkrieg in einem Freiburger Collège. Will heissen: Er war in Sicherheit.

Was ist richtig? Kann es sein, dass diese Redensart zwei gegensätzliche Bedeutungen hat? Begeben wir uns auf eine kleine Spurensuche. In einem einzigen Wörterbuch wurde ich fündig. Im «Deutschen Universalwörterbuch» von Duden wird der meteorologische Fachausdruck so definiert: «weitgehend windstiller Bereich im Zentrum eines Wirbelsturms». Nun wissen wir immerhin, woher der Ausdruck kommt. Die Ruhe ist trügerisch, so viel ist auch klar, denn ringsum tobt der Sturm.

Wie sieht's im Englischen aus? Der «Oxford Dictionary» gibt für «the eye of the storm» als erste Definition ebenfalls die Ruhe im Zentrum eines Wirbelsturms an, als zweite, übertragene Bedeutung aber «mitten im Sturm» («the most intense part of a tumultuous situation»). Diese Bedeutung hat sich in englischen Blättern seltsamerweise offenbar durchgesetzt. Die Franzosen sind da nicht so sicher. Der «Larousse» gibt nur die meteorologische Bedeutung an. Die meisten französischen Zeitungen halten sich aber nicht daran und verwenden «dans l'œil du cyclone» im Sinne von «mitten im Getümmel». Die Académie française murrte und empfiehlt, die Wendung nicht mehr falsch zu interpretieren («redonnons son vrai sens à l'œil du cyclone»).

Im Deutschen wird die Wendung vorwiegend im richtigen, ursprünglichen Sinn gebraucht. Im Essay «Im Auge des Sturms» über das Reisen des niederländischen Schriftstellers Cees Nooteboom heisst es: «Im Auge ist es still, und wer sich darin befindet, kann gerade die Dinge unterscheiden, die den Sesshaften entgehen.» Ich halte dafür, die Redewendung nur noch in diesem Sinne zu verwenden. Dann ist Ruhe im Karton.



Die Bibel

Glühender Hass

Von Peter Ruch

Der Psalm 139 besingt die umfassende Gegenwart Gottes und gehört zu den schönsten aller Psalmen. Im letzten Viertel bricht plötzlich ein übler Wunsch gegen einen Übeltäter wie ein Erdbeben herein: *Wolltest du, Gott, doch den Frevler töten* (Vers 19)! Der Betende steigert sich gar zum glühenden Hass gegen solche, die sich gegen Gott auflehnen. Erst am Schluss findet er wieder zur friedlichen Atmosphäre zurück. *Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne meine Gedanken. Sieh, ob ein gottloser Weg mich verführt, und leite mich auf ewigem Weg* (Vers 23–24).

Der Hass ist kein guter Ratgeber. Dennoch breitet er sich zuweilen in unseren Seelen aus, vor allem bei wichtigen Auseinandersetzungen. Es ist schwer auszuhalten, dass sich andere Menschen unter Wahrheit etwas völlig anderes vorstellen als ich. Erst der Gedanke, dass Gott die Herzen prüft, macht den Umgang mit Gegnern und Feinden wieder möglich. Doch bleibt der Streit um die Wahrheit aufreibend. Nicht zufällig heisst er «Debatte», von *battre*, schlagen. Die Debatte ist eine Schlacht mit Worten. Ist sie ehrlich, darf sie auch grob sein.

Grob konnten auch die Reformatoren streiten. «Wenn man damit ein Christ würde, dass man das Sakrament richtig braucht, dann wäre nichts leichter als Christ sein, da könnte auch eine Sau Christ sein.» Nicht gerade charmant, wie sich Luther hier ausdrückt. Er ist im Streit um die wahre Sakramentenlehre restlos engagiert. Ganz anders die Reformationsbotschafterin der Evangelischen Kirche in Deutschland, Margot Kässmann. Sie tadelte in ihrer Predigt den AfD-Politiker Gauland dafür, dass die Opposition die Regierung «jagen» will, und forderte eine friedliche Auseinandersetzung. Für die Meisterin der Selbstinszenierung sind Kontroversen in der Politik so wenig bekömmlich wie in der Kirche. Nach vier Jahren Politarnarkose würde jedoch den Deutschen eine echte Debatte guttun. Die Wahrheit ist keine Konfektionsware. Und der Streit um sie bringt mehr Frieden als die Pflege einer schicken Benutzeroberfläche.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Kiemen an den Rippen: Mia (Luna Wedler, r.) und Gianna (Zoë Pastelle Holthuizen).

Kino

Jeden Moment müsste sie platzen

Das Schweizer Pubertätsmärchen «Blue My Mind» wurde gleich dreifach ausgezeichnet. Ein wenig übertrieben ist das schon.

Von Wolfram Knorr

Mit Schmolmund und trotzigem Blick ist sie das wandelnde Teenie-Klischee, das «alles irgendwie Scheisse» findet. Eine obsessive Grollhaltung, die sie – man könnte fast meinen stolz – wie eine Monstranz vor sich herträgt, überall, zu jeder Zeit; zu Hause, in der Schule, auf der Strasse. Aber als artige Verweigerin, die sich mit mauligen Sprüchen von der Gesellschaft verabschiedet, um dann ins alternative Körbchen zu huschen, lässt Lisa Brühlmann ihre 15-jährige Heldin Mia (Luna Wedler) in ihrem Spielfilmerstling «Blue My Mind» nicht enden. Und darin liegt denn auch das Besondere. Brühlmann, die auch das Buch schrieb, schickt ihre Hauptfigur nicht auf den konventionellen Popper- oder Punker-Strich. Im Gegenteil. Die sich überall fehl am Platz und missverstanden fühlende Mia wird ihre schreienden Emotionen im schalldichten Raum einer verständnisvoll-nachgiebigen Gesellschaft nicht los und findet ein Ventil in einer surrealen Fluchtvision. Kein Wunder, dass die Coming-of-Age-Story auf den diesjährigen Zürcher Filmfestspielen dreifach ausgezeichnet wurde.

Das mag ein wenig übertrieben sein, aber angesichts einer Schweizer Filmszene, die

nicht so recht weiss, was sie will, und sich in neckische Spiele wie «Flitzer» oder Retrostoffe wie «Papa Moll» einkuschelt, ist die Dreifachsalto-Euphorie für «Blue My Mind» verständlich. Brühlmann erzählt von den Irritationen einer Pubertierenden, die sich vom wilden Freizeitgehabe einer kess aufgebrezelten Clique angezogen fühlt, welche klauend durch Warenhäuser zieht und mit Sex und Drogen auf die dumme Mitwelt pfeift. Es gibt keine Gegner, mit denen Mia sich duellieren, gegen die sie sich sieghaft ins Recht setzen könnte. Ihre ganze Wut richtet sich gegen ihre Mutter, der sie sogar unterstellt, sie adoptiert zu haben. Wieso, wütet sie, gibt es keine Fotos aus der Zeit ihrer Schwangerschaft? Eine Antwort bekommt Mia nicht. Mias Vater wiederum versteht die Tochter nicht – und will sie auch gar nicht verstehen.

Unbehagen gegen sich selbst

Und weil die Feindbilder ins Ungreifbare entglitten sind, richtet sich ihr Unbehagen gegen sich selbst. Mia, für die sich, ausser der Clique, niemand interessiert, wird ihren Hass nicht los, und während andere in solchen Situatio-

nen Pickel bekommen, beginnt sich Mias Körper auf andere, fantastische Art zu verändern: Schwimmhaut zwischen den Zehen, Schuppen an den Beinen, Kiemen an den Rippen: Mia wird zur Meerjungfrau. Das ist – trotz kühner Metapher – (leider) auch unfreiwillig komisch. Denn angesichts von Mias Attitüde permanenter Wut denkt man, dass diese 15-Jährige jeden Moment platzen, wahnsinnig werden oder sich das Leben nehmen müsste. Aber sie wird eine Meerjungfrau und sehnt sich nach ozeanischer Freiheit. Unlängst war es in Mode, im Meerjungfrauen-Kostüm schwimmen zu gehen. Auch weiss ich jetzt, wo die Bezeichnung «Backfisch» herkommt. ★★★☆☆

Weitere Premiere

Suburbicon — In der Mustergemeinde aus den wunderbaren 1950er Jahren, dieser zukunftsweisenden neuen Stadt, wird der amerikanische Traum Wirklichkeit: perfekte Häuser, perfekte Rasen, perfekte Malls, perfekte



Witzig und klug: «Suburbicon».

Nachbarn – alle weiss, alle gutbürgerlich, alle fleissig und nett wie die Familie von Gardner Lodge (Matt Damon). Gattin Rose (Julianne Moore), nach einem Autounfall an den Rollstuhl gefesselt, ihr gemeinsamer Sohn Nicky (Noah Jupe) und Gardners Schwägerin Margaret (ebenfalls Julianne Moore) führen ein vorbildliches Leben. Selbst als eine afroamerikanische Familie in der Nachbarschaft einzieht, zeigen sie sich höchst wohlwollend. Im Gegensatz zum Rest der Gemeinde, der sich immer aggressiver gegen den schwarzen Nachbarn aufführt, hohe Zäune errichtet, das Haus kollektiv beschallt.

Doch dann werden die Lodges überfallen, Gattin Rose stirbt dabei. In der Folge übernimmt die Schwägerin die Rolle der Mutter. Nicky fällt als Erstem auf, dass in der Familie etwas nicht stimmt. Und als dann auch noch ein schwiemeliger Versicherungsdetektiv die Lodges heimsucht, geben Regisseur George Clooney und sein Co-Autor Grant Heslov den Blick ätzend frei auf das wahre Verhalten der so vorbildlichen Bürger. «Suburbicon» – ein Mix aus «Suburb» und «Rubicon» (der hier überschritten wird) – geht auf eine alte Story der Coen-Brüder zurück. Clooney verknüpft

sie mit einem Vorfall aus dem Jahr 1957, als in der Vorortgemeinde Levittown (Pennsylvania) eine afroamerikanische Familie von einem weissen Mob terrorisiert wurde. Dadurch erhält die Thriller-Groteske der Familie Lodge, die sich zwar nicht an der Hatz gegen die Nachbarn beteiligt, dafür sich innerfamiliär meuchelt, eine aktuelle politische Brisanz.

Clooney setzt bei seinem Blick hinter die verlogene bürgerliche Fassade witzig und klug Hitchcock-Motive ein, die die Haltlosigkeit und Amoralität erst richtig anschaulich machen. Von der Musik über Margarets Verwandlung in Rose («Vertigo»), Nickys Angst («Shadow of a Doubt») bis zum Versicherungs-Frettchen («Strangers on a Train») zeigen diese «Einblicke», was die Weissen lieber kollektiv an den Schwarzen abregieren: Hass. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	The Square Regie: Ruben Östlund	★★★★★
2	Blade Runner 2049 Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
3	Maudie Regie: Aisling Walsh	★★★★☆
4	Good Time Regie: Ben & Joshua Safdie	★★★★☆
5	Happy End Regie: Michael Haneke	★★★★☆
6	It Regie: Andy Muschietti	★★★★☆
7	Victoria and Abdul Regie: Stephen Frears	★★★★☆
8	Borg/McEnroe Regie: Janus Metz	★★★☆☆
9	The Snowman Regie: Tomas Alfredson	★★★☆☆
10	Thor: Ragnarok Regie: Taika Waititi	★★☆☆☆

... denn sie wissen nicht, was sie spielen

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

Jazz

A Kind of Blue from Tunis

Von Peter Rüedi

Die Musik des Oud-Virtuosen Anouar Brahem (Oud ist die arabische Kurzhalslaute) ist schwer einzuordnen und leicht zu verstehen. Man kann sich in ihr ohne Voraussetzung einrichten wie in einem wohltemperierten Ambiente, wie in einer «Musique d'ameublement»; auch das Missverständnis «World Music» mag für den einen oder andern naheliegen, obwohl sich der 1957 in Tunis geborene Brahem gegen die Etikette vehement (und zu Recht) wehrt. Mit zehn Jahren begann er das Studium der arabischen Musik, bald mit dem legendären Lehrer Ali Sriti. Dann folgte eine sukzessive Horizonterweiterung, auch in Richtung des Jazz, obwohl er sich «weder als Jazzmusiker noch als Jazzkomponist» versteht.

1991 spielte er seine ersten Aufnahmen für das Label ECM von Manfred Eicher ein, das in der Folge seine musikalische Heimat wurde und die Entwicklung seiner grenzüberschreitenden Musik mitbestimmte: Produktionen mit Musikern wie Jan Garbarek («Madar», 1994), Richard Galliano und François Couturier («Khomsa», 1995), John Surman und Dave Holland («Thimar», 1998), auch mit verschiedenen klassischen Orchestern (zuletzt «Souvenance», 2014) – Brahem hatte den Kopf im kreativen Wind, woher immer der wehte, und verriet doch nie seine Ursprünge, schon gar nicht durch eine Auflösung der Konturen im Sinne einer parfümierten, exotischen All-erweltsmusik. Seine meditativen Räume laden die Partner zu intensiven, weitgespannten Atembögen, aber nie zu beliebigen Egotrips ein – dafür besteht er zu rigoros auf der steten Anbindung an die komponierten Vorgaben.

So auch auf seinem jüngsten Opus «Blue Maqams», an dem sein grosser alter Partner Dave Holland am Kontrabass beteiligt ist, der fabelhaft diskrete, feinsinnige, differenzierte Jack DeJohnette an einem schwebenden Schlagzeug und der britische Pianist Django Bates, der bei aller technischen Brillanz mit Erfolg darauf bedacht ist, die Räume der geradezu skrupulös sparsamen Partner nicht pleonastisch zuzuschütten. So entsteht eine hochpoetische, nie gefühlige, immer herzerwärmende eigene Musik zwischen den Kategorien und zwischen den Welten. A very special «Kind of Blue».



Anouar Brahem: Blue Maqams (feat. Dave Holland, Jack DeJohnette, Django Bates). ECM 2580 576 7265

Wege zum Fortschritt

Seit 21 Jahren steht Arno Del Curto, 61, an der Bande des HC Davos – eine Rekordzeit im europäischen Profisport. Seine Karriere begann mit einem Fussbruch. *Von Thomas Renggli*

Das Trainerbüro in der Davoser Eishalle ist mit einem elektronischen Schloss gesichert. Was sich wohl hinter der grauen Türe mit dem HCD-Logo verbirgt? Das Geheimnis von 31 Meistertiteln? Die Ingredienzien für den ewigen Triumph? Das Rezept zur landesweiten Popularität, das den Klub mit den blaugelben Farben selbst in Zürich, Basel und St. Gallen zum Kulturgut macht?

Arno Del Curto öffnet die Türe mit einem knappen Lächeln und weist den Besucher auf einen Bürostuhl. Der Raum ist klein und erinnert eher an eine Jungesellenwohnung als an die Schaltzentrale des Erfolgs im Schweizer Eishockey: ein Stoffsofa, ein Schreibtisch, ein Flachbildschirm, Notizpapier, eine Trinkflasche. Kreatives Chaos. An der Wand hängt eine Taktiktafel, an der mit einem Magnet eine Tüte aus einem Flugzeug festgemacht ist, die schon beim Betrachten Übelkeit auslöst: «Auch schlechte Zeiten gehen vorbei», steht darauf. «Das habe ich der Mannschaft gezeigt, um ihr zu verdeutlichen, dass es auch in einer negativen Phase einen Weg zum Fortschritt gibt», sagt Del Curto.

Noch sind in der Schweizer Meisterschaft keine Entscheidungen gefallen, und die Playoffs, wenn die Besten den Titel unter sich ausmachen, sind fünf Monate entfernt. Doch Arno Del Curto ist bereits in höchster Alarmbereitschaft: «Schon die Saisonvorbereitung war das Gegenteil von dem, was ich will – wir haben fast nur gespielt und zu wenig trainiert. Das bereitet mir Sorgen.»

Ein Engadiner in Davos

Del Curto ist ein Meister des Understatements. Fast in jedem Jahr sieht er das Ende nahen, malt den Teufel an die Kabinentüre – sei es, weil seine Spieler zu müde, die Konkurrenten zu stark oder seine Torhüter zu jung sind. Oder weil sich die Eishockeygeister einmal mehr ganz grundsätzlich gegen den HC Davos verschworen haben. Doch letztlich kommt es meistens gut: Sechs Meistertitel, fünf Triumphe am Spengler-Cup und sagenhafte 21 Jahre im selben Job machen ihn zu einem Monument des Schweizer Sports und zu einem der erfolgreichsten Trainer der Welt. Und Del Curto ist immer für eine Überraschung gut. «Arno lässt sich nicht in eine Schublade stecken. Er ist sehr belesen und interessiert, was soziale und gesellschaftliche Zusammenhänge betrifft. Immer wenn man denkt, man durchschaue ihn, macht er etwas Unerwartetes. Damit begeistert er die Spieler jeden Tag von neuem.» Diese Worte stammen von Erich Wüthrich, Mitte der 1990er Jahre

Sportchef in Davos. Der Basler holte Del Curto 1996 vom Erstligisten Luzern zum HCD – und sorgte im Landwassertal damit für Polemik: «Nicht alle Davoser goutierten, dass ich einen Mann aus St. Moritz verpflichtete. Denn nicht für alle gehört das Engadin zum Bündnerland.»

Pötzlich Chefbuchhalter

Del Curto musste schon früh Tiefschläge einstecken – auf wie neben dem Eis. Als Spieler bedeutete für ihn ein komplizierter Fussbruch mit 21 Jahren das Karriereende. Und auch als Unternehmer leistete er sich einen Misstritt. Zu seiner Zeit als Trainer beim Erstligaklub Küssnacht lancierte er eine Telefonmarketingfirma und schien auf dem Weg zum Durchbruch. Doch sein Partner veruntreute Kundengelder und hinterliess Schulden von 400 000 Franken.

Del Curto stand am Abgrund. Doch er konnte seinen Vater überreden, die Hypothek auf das Familienhaus um 250 000 Franken aufzustocken. Dank dieser Hilfe zahlte er jeden Rappen zurück, stotterte die Schulden quasi vom eigenen Teller ab: «Ich ass Reis mit Spiegelei statt Fleisch. Und eine Zeitlang hatte ich nicht einmal genug Geld, um einen Kaffee zu bezahlen. Diese Erfahrung hat mich bescheiden gemacht und mental gestärkt», sagt er. Schon davor lief nicht alles nach Plan. Del Curto besuchte die Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV) in Zürich mit Schwerpunkt Finanzen. Doch er schmiss die Ausbildung hin. Als er im Alter von zwanzig Jahren für die Grasshoppers spielte, ermöglichte ihm ein Sponsor im Sommer ein Praktikum als Lohnbuchhalter in Nigeria. Als der Finanzchef in die Schweiz zurückgerufen und verhaftet wurde, war Del Curto plötzlich Chefbuchhalter einer Firma mit 3000 Angestellten. Statt drei Wochen blieb er neun Monate in Lagos.

Doch Karriere machte er *out of Africa* – mit Stationen in den Niederungen der Schweizer Eishockeyprovinz: Buochs, Reinach, Küssnacht, Herisau. Peter Zahner, heute CEO bei den ZSC Lions, kennt den HCD-Trainer aus gemeinsamen Zeiten beim SC Reinach: «Del Curto war mein Spielertrainer – und schon damals hart, fordernd, begeisternd, aber auch sehr einfühlsam. Zwischenmenschlich war es meine beste Zeit im Eishockey.» Für Spieler mit Problemen habe Del Curto immer ein offenes Ohr gehabt. Zahner muss schmunzeln, wenn er an jene Zeiten zurückdenkt: «Wir besuchten zusammen den Spengler-Cup und verfolgten die Spiele auf der Stehrampe. Für



Rolle seines Lebens: Davos-Trainer Del Curto.

Arno war schon damals klar: «In diesem Spektakel will ich auch eine Rolle spielen.»

Auch die Kinder sind im Eishockey

Del Curto hat seine Rolle gefunden – es ist die Rolle seines Lebens. Marc Gianola, Davoser Verteidigerlegende und heutiger Marketingchef des Klubs, sagt: «Arno ist ein Eishockeyverrückter – er denkt und lebt 24 Stunden am Tag für unseren Sport. Wer da mitkommen will, muss schnell sein.» Vor dieser Geschwindigkeit hatte oft auch die Familie zurückzustehen: «Ich habe in der Erziehung wohl einiges falsch gemacht – und liess zu vieles durchgehen», sagt Del Curto. Trotzdem wandeln seine erwachsenen Kinder auf den väterlichen Pfaden: Tochter Stéphanie arbeitet auf dem HCD-Sekretariat, Sohn Yannick ist Trainer des Drittligaklubs Eisbären St. Gallen. Ob der Vater seinem Sohn zu einer Karriere als Profitrainer raten würde? «Nein, nein, nein – auf keinen Fall. Das sieht momentan auch nicht so aus. Aber falls es doch dazu kommen sollte, würde ich ihm helfen.»

Es ist ein Moment der Nachdenklichkeit und des Selbstzweifels in einem sonst temporeichen, manchmal hektischen Gespräch. Das Privatleben bleibt unter Verschluss. Vor dem medialen Scheinwerferlicht flüchtet Del Curto – auch wenn es ihn immer wieder einholt. Für



Homestorys würde er sich nie hergeben. Allein das Posieren für ein Foto ist ihm ein Gräuel («Ich bin ein alter Sack»). Und sämtliche Einladungen zu einer Studiosendung des Schweizer Fernsehens hat er bisher ausgeschlagen: «Ich gehe erst nach meinem letzten Spiel als Trainer hin.» Viel lieber spricht er über den Sport. Wenn Del Curto erklärt, wie er seine Spieler schießen sehen will, klatscht er laut in die Hände: tack, tack, tack. Sein Gegenüber zieht den Kopf ein. Del Curto denkt schneller, als er sprechen kann. Seine Sätze enden oft vor dem Schlusspunkt; der nächste Gedanke ist bereits gefasst, bevor die Worte parat sind.

Länger als Wenger

Im europäischen Profisport blickt derzeit nur Arsène Wenger, der Trainer des englischen Fussballklubs Arsenal, auf eine ähnlich lange Anstellung beim selben Klub zurück. Del Curto präzisiert: «Wenger ist sechs Monate weniger lang bei Arsenal als ich bei Davos.»

Del Curto kennt die Biografien von grossen Fussballtrainern wie Wenger, Mourinho, Guardiola oder Alex Ferguson aus dem Effeff. Er hat sich intensiv mit ihnen auseinandergesetzt, weil es im Fussball letztlich um die gleichen Qualitäten gehe wie im Eishockey: «Sozialkompetenz und emotionale Intelligenz.» Er will sich nicht als Fan verstanden

wissen, doch wenn er wählen müsste, wäre er «FCZ-Fan». Seine grösste Bewunderung aber gilt Wiktor Tichonow, dem früheren sowjetischen Eishockey-Nationaltrainer: «Tichonow stand über allen – achtfacher Weltmeister, dreifacher Olympiasieger und mit ZSKA Moskau je 13 Mal Sowjet-Meister und Europacup-Sieger. Er liess seine Mannschaften den gleichen Spielzug stundenlang üben, bis die Pässe millimetergenau ankamen.»

Die Akribie, Genauigkeit und Disziplin der sowjetischen Eishockeyschule ist bis heute Del Curtos Massstab geblieben – ein Massstab, den er selber nie erreichen kann. Er erzählt von einer Begegnung mit einem russischen Journalisten kürzlich in Kasachstan: «Der Mann hat mir gesagt: «Was du mit deinen Spielern leistest, ist grösser, als was Tichonow geleistet hat. Denn Tichonow hat vom kommunistischen System profitiert.» Es sind exakt diese Wertschätzungen, die Del Curto berühren – die ihm die Gewissheit geben, auch nach über zwei Jahrzehnten noch am richtigen Ort zu sein. Schon mehrmals bekam er Angebote, den Klub zu wechseln – aus Bern, Lugano, Zürich und St. Petersburg. Doch zum Abschluss ist es nie gekommen. Besonders die Offerte aus Russland 2010 brachte Del Curto ins Grübeln: «Ich hatte eigentlich schon zugesagt. Aber ich stand in Davos in der Verantwortung – nicht vertraglich, aber mensch-

lich. Du kannst nicht junge Spieler holen – und dich dann durch die Hintertüre davonstellen.»

Für immer?

Auch Peter Zahner wollte Del Curto schon mehrmals ins Hallenstadion zurücklocken (Del Curto war Anfang der neunziger Jahre ZSC-Trainer) – und vor ein paar Jahren schien er kurz vor dem Ziel: «Ich sagte zu Edgi [Salis – der damalige Sportchef, d. Red.]: «Ich glaube, jetzt kommt er.»» Doch die Hoffnungen zerschlugen sich: «Dann sagte Arno plötzlich: «Aber was geschieht mit dem HCD, wenn ich hier weggehe?»» Die Frage ist berechtigt. Denn in Davos sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Strukturen um den Trainer gewachsen. Del Curto ist Manager, Sportchef und Headcoach in einem. Insider wollen wissen, dass selbst HCD-Geschäftsführer Bill Mistura in den Kabinengängen unerwünscht ist.

«Für Arno war schon damals klar: «In diesem Spektakel will ich auch eine Rolle spielen.»»

Del Curto duldet niemanden, der «dreinschwatzt». Auch deshalb glaubt Peter Zahner, dass Del Curto nie zu einem anderen Klub wechselt: «Er liesse sich kaum in bestehende Strukturen zwingen.» Allenfalls könne die Nationalmannschaft einmal ein Thema werden – wenn Konstellation und Timing stimmten, denkt der frühere Direktor des Schweizer Verbands. Del Curto sagt dazu: «Wir haben jetzt Patrick Fischer. Und das ist gut so. Wenn sich Fischer entschliesst, dass er zwanzig Jahre Nationaltrainer bleibt, ist die Tür zu. Aber wenn Fischer in zwei oder drei Jahren wieder in einen Klub will, ist die Tür offen. Aber dann stellt sich die Frage: «Will ich das, oder will ich das nicht?» Da ich das erst dann entscheiden müsste, weiss ich nicht, was ich sagen würde.»

Del Curto will sich nicht festlegen, sondern nach seinem Bauchgefühl handeln – wie er das oft tat. Vor einigen Jahren war er vom Klavierspielen besessen, übte während dreier Wochen Tag und Nacht – bis er Beethovens «Mondscheinsonate» beherrschte. Heute sagt er: «Ich spiele kaum mehr – aber wenn ein Piano in der Nähe steht, probiere ich es aus.»

Sein trainierter Körper lässt nicht erahnen, dass hier ein Mann sitzt, der in vier Jahren die AHV bezieht. Wie lange seine Zeit als Trainer noch dauert, will er nicht sagen. In Davos geht man davon aus, dass er bei der Einweihung des neuen Stadions 2021 noch an der Bande steht. Dann würde er sein 25-Jahr-Jubiläum feiern. Doch wer Del Curtos Vita studiert, wettet keinen Rappen darauf. Denn der Mann macht oft das, was man nicht erwartet – dazu könnte auch der plötzliche Rücktritt gehören.

«Auch schlechte Zeiten gehen vorbei.» Aber was passiert, falls nicht – und welche Pläne wirklich im HCD-Trainerbüro geschmiedet werden, weiss nur einer: Arno Del Curto. ○



Thiel

Auf dem Fundbüro

Von Andreas Thiel

Clown: Guten Tag, ich habe den Humor verloren.

Polizist: Na und?

Clown: Haben Sie ihn vielleicht gefunden?

Polizist: Wollen Sie sich über mich lustig machen?

Clown: Nein. Wie sollte ich? Ich habe doch keinen Humor mehr.

Polizist: Na, ich habe ihn jedenfalls auch nicht.

Clown: Das sehe ich.

Polizist: Was sehen Sie?

Clown: Dass Sie keinen Humor haben.

Polizist: Woran sehen Sie das?

Clown: An Ihrem Gesichtsausdruck.

Polizist: Was passt Ihnen an meinem Gesicht nicht?

Clown: Es fehlt das Lächeln.

Polizist: Wenn Sie ein Lächeln suchen, dann müssen Sie nicht zur Polizei gehen.

Clown: Oh je, jetzt habe ich auch noch die Geduld verloren.

Polizist: Wieso?

Clown: Weil Sie noch nicht gelächelt haben.

Polizist: Sind Sie betrunken?

Clown: Nein, sonst wäre ich mutiger.

Polizist: Haben Sie den Mut etwa auch verloren?

Clown: Nein, schlimmer, er hat mich verlassen.

Polizist: Das wundert mich nicht. Wenn ich Ihr Mut wäre, hätte ich Sie auch verlassen.

Clown: Finden Sie das etwa komisch?

Polizist: Ja.

Clown: Na Gott sei Dank, dann haben Sie den Humor ja doch noch gefunden.

Polizist: Den können Sie gerne wieder mitnehmen.

Clown: Genau dazu bin ich hergekommen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Puderfarbene Abendroben

Der Kispi-Ball ist begehrt wie nie zuvor; gelungene Überraschungsparty für Schauspieler Stefan Gubser. Von Hildegard Schwaninger

Der 13. Kispi-Ball fand im «Baur au Lac» statt, er war schneller ausverkauft als jeder Kispi-Ball zuvor, es waren noch nie so viele Leute da, 440 000 Franken waren das erfreuliche Resultat zugunsten des Kinderspitals (Institut für pränatale Diagnostik und Therapie). Insgesamt brachten die Kispi-Bälle bisher 6,1 Millionen Franken, Gründer des Kispi-Balls sind Bankerin **Sabina Korfmann**, Kispi-Direktor **Felix Sennhauser**, **Oliver Wolfensberger** und Ex-«Baur au Lac»-Direktor **Michel Rey**. Ausser Rey, der durch seinen Nachfolger **Wilhelm Luxem** vertreten war, waren alle «Erfinder» des Kispi-Balls anwesend.

Am Kispi-Ball spürt und sieht man, was für eine reiche Stadt Zürich ist. Die Frauen tragen die teuersten Kleider, hier ist wieder **Anastasia Kiefer** federführend, die Modeschöpferin der Stunde. Sie schuf das Kleid von **Olivia Wolfensberger** – puderfarben. Eine schöne Erscheinung war die Kinderärztin **Manuela Cuche**, Ehefrau von Ski-As **Didier Cuche**: sonnen-gelbes Kleid, klares Gesicht, unüberbietbar schlicht. Am Kispi-Ball sieht man immer den interessanten Querschnitt durch die ganze Zürcher Gesellschaft. Naturgemäss sind viele Banker da, sie kaufen ganze Tische und laden ihre Gäste ein. Auch die Sponsoren sind grosszügig, auf Swiss Life und Amag als Goldsponsoren darf der Kispi-Ball seit Jahren zählen.

Unter den Gästen sah man Roche-Präsident **Christoph Franz**, Nationalrätin **Doris Fiala**, Regierungsrat **Thomas Heiniger**, Hotelière

Ljuba Manz, die begeisterte Ballgängerin, mit ihrem Mann **Marco Conte**. Auf der VIP-Gästeliste stand auch ein gewisser **Daniele Mezzi** – ein netter junger Mann, arbeitet bei Postfinance und versucht, bei der CVP Karriere zu machen. Warum VIP-Liste? Er ist Begleiter von **Vera Dillier**.

Man sah, wie gesagt, einen Querschnitt durch Zürich, und so war auch **Marc-Christian Riebeda**, der Immobilienvermittler (Location Group), der sich nach einem Mehrfachkonkurs wieder aufzurappeln versucht. Er war mit seiner Frau **Victoria** Gast beim Sponsor A Small World, dem Luxus-Event-Organisator, der gleich drei Tische für seine Gäste gekauft hatte. Small-World-Gründer **Patrick Liotard-Vogt** (auch er musste schon mal wegen finanzieller Turbulenzen unschöne Schlagzeilen über sich lesen) war auch da. Seine Frau **Sandra** (früher Bauknecht) interessierte sich bei der *silent auction* für ein Armband des Sponsors Vainard Fine Jewellery. Die *silent auction* hatte ein paar Leckerbissen für luxusliebendes Publikum: «Im Privatjet zu «Mosimann's» nach London» oder «Mit Surf Air zwei Monate unbegrenztes Fliegen im Privatjet».

Die Hilfsbereitschaft der Happy Few ist gross, und den Gästen wurde vieles geboten, was sie für einen Abend glücklich macht. Hotelbesitzer **Andrea Kracht** war persönlich anwesend, **Sven Epiney** führte als Zeremonienmeister durch den Abend, das Schülerorchester Stringendo 14 spielte klassische Musik, und **Monica Babilon** sang. Mehrere Orchester spielten in allen Räumen, und es wurde bis



Fast verliebt

Liebe machen

Von Claudia Schumacher

Daavid!», rufe ich noch sinnlos alarmierend, als ich bereits sehe, wie mein Fuss gegen sein Ohr schlägt. «Fuck, Claudia!», knurrt mein Trainingspartner. Wirklich viel dafür kann ich nicht. Die

Kick-Übung war seine Idee, gleichzeitig ist er heute so geistesabwesend, dass er ständig die Deckung vergisst. Wer schlägt Fusstritte vor an einem Tag, an dem er so fahrig ist? Wirkt fast, als wollte er die Watschen.

«Warum pennst du auch die ganze Zeit?», frage ich ihn angriffig-besorgt zwischen Trainingsadrenalin und Schuldgefühlen. David fährt sich durch die Haare. «Konnte nicht schlafen», sagt er mit glasigen Augen. Seit ein paar Monaten steckt er in einer Beziehung. Er hat nicht viel Übung mit dem Konzept. Offenbar gibt's auch bereits Probleme. «Seraina ist der Wahnsinn!», schmachtet David. «Wie sie riecht, wie sie lacht, und sie ist so klug... aber wir hatten am Anfang auch diese krasse Leidenschaft, und die ist mir schon wichtig. Sexuell hat sie aber innerhalb kürzester Zeit von lichterloh auf Sparflamme gedimmt.» Er habe letzte Nacht nicht schlafen können, weil



Didier Cuche, Gattin Manuela am Kispiball.



Sandra und Patrick Liotard-Vogt.



Stilvoll: Schauspieler Gubser.

drei Uhr früh getanzt. Einzig die Menüauswahl war nicht ganz glücklich, und die Küche hatte nicht ihren grossen Tag. Die Entenbrust war zäh und die Kartoffelbeilage schwer, und so blickte man begehrllich auf das vegetarische Menü der Tischnachbarin: in Kohl gewickelte Capuns. Aber sonst war der Abend schön.

Am 1. August wurde Stefan Gubser sechzig, und er hat das nicht gross gefeiert, denn was gibt es schon zu feiern, wenn man im Business der Jungen und Schönen arbeitet und plötzlich sechzig ist. Jetzt wurde das nachgeholt – und zwar stilvoll: eine totale Überraschung für den «Tatort»-Star, als ihn seine Frau Brigitte am Samstagmittag ins Kino «Xenix» schleppte. Als er den vollen Kinosaal betrat (ahnungslos) und alles applaudierte, merkte er, was lief. Der Film «Dreissig Jahre» von Christoph Schaub wurde gezeigt. Ein Film aus dem Jahr 1989, in dem Gubser eine der Hauptrollen spielt. Es geht um Leben und Befindlichkeit dreier Freunde, die dreissig sind, um Freundschaft, und alle fanden, dass es heute nicht viel anders sei als damals (nur dass man heute ein Smartphone hat). Gubser Tochter Stefanie (mit der er gerade eine Märchen-CD produziert hat) hat den Event zusammen mit ihrer Mutter (Gubser's erste Frau) organisiert. Dann ging man ins Café «Bank». Eine illustre Gästeschar, eine Art Schweizer Showbusiness-Upperclass – die besten Freunde der Gubser's: Sandra Studer, Katja Stauber und Florian Inhauser, SRF-Brüssel-Korrespondent Sebastian Ramspeck (ein Cousin von Brigitte Gubser), Schauspieler Jean-Pierre Cornu, Rechtsanwalt Thomas Fingerhuth.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

er neben ihr lag und wollte, aber sie lehnte ab. «Hat sie sich schon einmal über deinen Umgang mit anderen Frauen beschwert?», frage ich. Er guckt betreten.

David gehört zu den Männern, die es einfach nur höflich finden, mit jeder hübschen Frau zu flirten. So als freundliche Verneigung vor der Schönheit. Das ist irgendwie herzig und charmant – für alle Frauen, ausser für seine Freundin. Wie die meisten Männer hat David auch kaum Kontrolle darüber, wo sein Blick hinwandert. Er ist da besonders verloren: Selbst wenn wir trainieren, glotzt er automatisch und ausgiebig jedem Hintern nach, der vorbeikommt – auch den ausladenden.

«Warum guckt mein Freund anderen Frauen hinterher?», ist eine dieser Fragen, die sich wohl jede Frau schon mal gestellt hat. Und es gibt nur eine Antwort: weil er ein Mann ist, und nicht tot. Trotzdem ist der wandernde

Männerblick ein Phänomen, das kaum eine Frau entspannt zu nehmen weiss. Sein Abschweifen ist heimlich, still und leise – und kann trotzdem ziemlich lauten Beziehungskrach verursachen.

Die meisten Frauen wären gerne die Einzige, zumindest für den einen. Dass der Freund anderen hinterherschaut, wenn man weg ist – klar. Aber ist der Wunsch so vermessen, dass der Blick unseres Liebsten zumindest dann, wenn wir dabei sind, nicht an anderen Frauen klebt? Später im Bett wollen wir schliesslich der Grund des Begehrens sein und nicht der Blitzableiter für seine allgemeine Triebhaftigkeit. «Versuch doch, auch deinen Körper mit in die Beziehung hineinzunehmen», sage ich noch zu David, bevor ich einen Kühlakku organisiere – und mich heimlich ein wenig über den Kick freue, den er abgekrigelt hat.



Unten durch Kopfsalat

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du besuchst deinen Bruder in Amerika. Er ist vor zehn Jahren in ein kleines Nest namens Greenville in Alabama ausgewandert und hat dort die *Swiss Airport Bar* eröffnet. Sie heisst so, weil dein Bruder damals nur zwei englische Wörter kannte, nämlich *Swiss* und *airport*. Die Bar läuft so gut, dass er kürzlich noch eine zweite eröffnet hat, die er aufgrund seiner nunmehr besseren Sprachkenntnisse *Perfect English Bar* genannt hat. Dein Bruder ist dick geworden, das liegt an den *Triple Swiss Cheese Sandwiches*, die sein Verkaufsschlager sind. Es handelt sich um eine amerikanisierte Version des Berner *Chäsbrägu*: Eine Toastbrot-scheibe wird mit einer dreifingerdicken Schicht geschmolzenem Käse aus Holland bedeckt. Darauf kommen zwei Spiegeleier, vier Scheiben gebratener Speck und ganz zuoberst ein Kopfsalatblatt gegen den Skorbut. Das Ganze wird mit einer Sauce aus Ketchup und mit Mayonnaise serviert, wobei die Mayonnaise vom mexikanischen Küchenburschen deines Bruders in Kreuzform auf das Ketchup gestrichen wird: *With fully eatable Swiss flag*, steht auf der Speisekarte. «My gosh, Ueli, isch das schön, dass du da bisch!», sagt dein Bruder und versucht, dich zu umarmen, aber das Wachstum seines Bauchumfangs hat zu einer Verkürzung seiner Arme geführt. «Du, Freddy, jetz söttst aber scho chli ufpass mit em Gwicht», sagst du, und er sagt: «Ah, forget it! Wenn me in Greenville schlank isch, tänked d'Lüüt, dass me Chräbs hed.»

Am ersten Abend deines Besuchs sitzt du an der Theke der *Perfect English Bar*, während dein Bruder in der Küche den holländischen Schmelzkäse in die Mikrowelle schaufelt. Jedes Mal, wenn ein Sandwich fertig ist, läutet der mexikanische Küchenbursche mit einer Kuhglocke und gibt einen Laut von sich, als habe ihn ein Hund in den Hintern gebissen. «That's a Swiss jodel!», erklärt dir die Frau deines Bruders, die neben dir an der Theke sitzt. Sie hat ein Brett auf zwei Barhocker gelegt, damit sie Platz hat, und erzählt dir, dass sie im Flugzeug immer noch ohne *seatbelt*-Erweiterungsgurt auskommt: «Makes me kinda proud!» Sie isst eine Packung *Kägi fret* und zwei *Ragusa* aus dem

>>> Fortsetzung auf Seite 80

Heimwehproviand, den du eigentlich für dich mitgenommen hast, und dann verabschiedet sie sich, weil sie sich zu Hause die neuste Folge der Reality-Show *Man v. Food* anschauen will. Der bärtige, rotwangige Mann rechts neben dir an der Theke, der bemerkt hat, dass du nur die Hälfte der *Magnum Olma Sausage* gegessen hast, fragt dich, ob du gesundheitliche Probleme hast. Er kenne einen guten Arzt in Birmingham. Du sagst, es sei alles in Ordnung, nur seien halt in deiner Heimat die Olma-Bratwürste wesentlich dünner und kürzer. Das will der Mann, der sich dir als Jeff vorstellt, nicht glauben, also zeigst du ihm auf dem Handy ein Foto einer normalen Olma-Bratwurst. Jeff fragt dich, ob das nicht eine Wurst für Kinder sei. Du sagst, es sei eine Wurst für Bauarbeiter und Chirurgen. Jetzt wird Jeff nachdenklich. Er fragt dich, ob auch die *Triple Swiss Cheese Sandwiches* in der Schweiz kleiner seien. «Much smaller», sagst du, «and without bacon. And without egg.»

Jeff ist erschüttert. Er sagt, er habe nicht gewusst, dass es westliche Länder gebe, in denen die Portionen so klein seien. Er habe gedacht, das sei nur in Afrika so. Jeff beginnt mit den anderen Barbesuchern darüber zu sprechen, und alle wollen jetzt die Fotos der winzigen Würste und dünnen *cheese sandwiches* sehen. Ein Gast ruft deinem Bruder zu, er wolle vom Käsesandwich nur den Kopfsalat! Für eine kurze Zeit entsteht in der Bar so etwas wie eine Protestbewegung gegen Überfütterung. Dein Bruder wird seine Würste nicht mehr los und kann nur noch Kopfsalat verkaufen. «Gang zruugg i d Schwiiz, du tumme Siech!», zischt er dir zu, als er den ad hoc kreierte *Very Small Swiss Salad* serviert.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Schiefer trinken

Von Peter Rüedi

Stuart Pigott, der germanophilste unter allen Britischen Weinschreibern (neben globalen Titeln wie «Wein weit weg» und «Schöne neue Weinwelt» heisst eine seiner Publikationen «Wein spricht Deutsch»), zitiert nach Elogen auf die süßen Weine dieses grossen kleinen Weinguts an der mittleren Mosel den Mann, der sich während Jahrzehnten um dessen Geschicke gekümmert hat: «Du kannst machen, was du willst, aus dem Brauneberger ist kein schwerer Wein zu machen.» Wilhelm Haag, der den Betrieb mit den steilen Lagen «Juffer» und «Juffer Sonnenuhr» 1957 von seinem Vater Fritz übernahm und ihn 2005 an seinen Sohn Oliver weitergab, bringt den Interpreten Pigott zu folgendem Schluss: Zwar hätten die trockenen Weine der Haags mit ihrem «schlanken, säurebetonten Stil eine eingeschworene Fangemeinde», und sicher sei der Brauneberg (bei der gleichnamigen Ortschaft) mit seiner Schieferdominanz «echtes Terroir», «aber vielleicht ein Terroir, das nicht gut für trockene Weine geeignet ist». Nun muss ich mich angesichts dieses trockenen Rieslings Brauneberger Juffer Sonnenuhr 2016, eines Weins mit dem Prädikat

«grosses Gewächs», zwar bedingungslos zur genannten Fangemeinde zählen, kann indes nicht glauben, dass diese ein verschrobenes Trüppchen von Kostverächtern der Restsüsse sei. Dieser Riesling ist mit seiner konzentrierten, hocheleganten und komplexen Aromatik (nicht schwer, vielmehr beschwingt, gleichzeitig sehr dicht) nicht weniger als ein Wunder an Rasse und Raffinement. Zudem eines, das mit zunehmendem Alter noch tiefgründigere Sensationen verspricht – auch wenn die Jungfrau («Juffer» meint im lokalen Dialekt nichts anderes) schon jetzt einen überwältigenden jugendlichen Charme ausstrahlt. «Juffer» ist eine Spitzenlage, die sich am steilen Hang über zwei Kilometer auf dem linken Moselufer gegenüber dem Ort Brauneberg erstreckt und in deren Zentrum, als Superlativ im Superlativ, die «Juffer Sonnenuhr» liegt, ein Terroir mit feinem, verwittertem Schiefer.

Ich bin, zugegeben, ein Liebhaber der Sorte Riesling überhaupt, der daraus im Elsass gekelterten Weine ebenso wie derjenigen aus der Wachau oder dem Kamptal. Allein, es schleckt keine Geiss weg und keine latente Germanophobie des kleinen, voreingenommenen, von uneingestandenem Minderwertigkeitsgefühl geplagten südlichen Nachbarn (der sich ja seiner Weine weiss Gott auch nicht zu schämen braucht): Das eigentliche Stammland des Rieslings ist Deutschland. Und zwar gleichviel, ob in der trockenen, der halbsüßen oder der süßen Variante. In allen Spielarten ist Oliver Haag ein Meister. (Auch die bescheidenen Versionen, die Guts- oder Ortsweine, sind im Übrigen bemerkenswert, nicht nur, aber auch wegen des Preis-Genuss-Verhältnisses.)

Fritz Haag Riesling trocken Brauneberger Juffer Sonnenuhr 2016, grosses Gewächs. 13%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 38.–. www.gerstl.ch



Zu Tisch

I de Mitti vo de City

Von Andreas Honegger

Leute, die finden, die Schweiz sei der Mittelpunkt der Welt und Zürich das Zentrum der Schweiz, sind auch überzeugt, dass die «Kronenhalle», beim Bellevue im Herzen der Stadt, der absolute Treffpunkt ist. Sie müssen das stimmungsvolle Lokal

indessen immer mit zahlreichen Touristen teilen, denen der Hotel-Concierge diesen stadtbekanntem Geheimtipp weitergibt.

Kann man in ein Lokal, das mit so viel Tradition, so viel Kunst und Ambiente aufwartet, auch noch grosse kulinarische Hoffnungen setzen? Ja, man kann, und sie werden weitgehend auch erfüllt. Der Service ist elegant, und bei vielen Gerichten – zum Beispiel den zurzeit angesagten Wildspezialitäten – wird das Essen noch zweimal auf warmen Tellern serviert.

Die Karte setzt sich aus den Klassikern und aus wechselnden neuen – oder mindestens saisonalen – Gerichten zusammen. Noch immer gibt es hier die Heringe, den Balleron-Salat, das Carpaccio, die Leberknödelsuppe oder die Omelette aux fines herbes zur Vorspeise, geschnetzelte Kalbsleber, Kalbssteak mit Morchelsauce, Entrecôte Café de Paris, Chateaubriand, Robespierre oder Filet de Bœuf au poivre als Hauptgang. Dinge, die man selbst in Frank-

reich kaum mehr findet, die es aber wert sind, erhalten zu bleiben. Bei unserem letzten Besuch waren ein Salat aus geraffelter Rande, Apfel und Meerrettich oder eine Avocado an einer Tomatenvinaigrette hervorragend als *starter* und das klassische Filetgulasch «Stroganov» mit Spätzli wie immer ein Genuss. Eine Königstaube war vielleicht etwas zu lange gegart – die fast rohen Tauben, die einem manchmal aus Avantgardeküchen in den Mund fliegen, sind indessen auch nicht jedermanns Sache.

Nimmt man alles in allem – Küche, Service, Ambiente –, so stimmt auch das Preis-Leistungs-Verhältnis. Fazit: Es gibt keinen Grund, über die «Kronenhalle» die Nase zu rümpfen, nur weil sie stadt-, ja vielleicht sogar weltbekannt ist.

Kronenhalle, Rämistrasse 4, 8001 Zürich. Tel. 044 262 99 00. Täglich geöffnet



Auto

Ich, der Rennfahrer

Flaggenkunde, Bremsübungen, Rundstrecke: Wie der Autochronist zu einer Rennlizenz kam. *Von David Schnapp*

Im Mediengeschäft gibt es ein verbreitetes Phänomen: Der Journalist weiss oft am besten, wie Firmen oder Staaten zu führen wären, obwohl ihm meist die praktische Erfahrung in solchen Aufgaben fehlt. Wir Autojournalisten halten uns in der Regel für ganz ausserordentlich begabte Fahrer oder gar Rennfahrer. Tatsächlich gibt es auch hier bessere Fahrer und andere. Geht man auf eine

Rennstrecke, vergrössert sich die Kluft zwischen den beiden Güteklassen.

Ohne falsche Bescheidenheit: Ich bin kein ausserordentlich begabter Rundstreckenpilot. Es macht mir zwar Freude, auf abgesperrtem Gelände im Kreis zu rasen, aber es gibt Leute, die haben ein weitaus besseres Gefühl für die Ideallinie, für Brems- und Einlenkpunkte. Als das Angebot kam, einen Kurs zur Erlangung einer Rennlizenz beim Verband Auto Sport Schweiz zu absolvieren, sagte ich trotzdem zu. Ob ich jemals ein Rennen bestreiten werde, ist ziemlich offen, aber für das Ego ist das ein wichtiger Lehrgang.

Lizenzierter Rennfahrer wird man, indem man dreissig Multiple-Choice-Fragen (Mehrfachantworten möglich) zu Organisation und Ablauf von Motorsportveranstaltungen inklusive Flaggenkunde beantwortet. Zwei erfahrene Instruktoren mit Tausenden Rallye- und Nürburgring-Kilometern haben uns das innert rund drei Stunden beigebracht. Sicht

der Rennfahrer zum Beispiel eine gelb-rot gestreifte Flagge, weiss er: Die Strecke ist wegen Sand, Regen oder Öl rutschig. Reifenwechsel übrigens sind freiwillig.

Eine der wichtigsten Lektionen im praktischen Teil, der am folgenden Tag auf der Strecke des Anneau du Rhin im Elsass abgehalten wird, leuchtet mir sofort ein: «Wir nähern uns der Leistungsspitze von unten», sagt einer der Instruktoren. In meinem Mini John Cooper Works Clubman All4 mit 231 PS schien das eine gute Idee. Der Allrad-Kompaktkombi ist zwar flott unterwegs, bleibt aber jederzeit beherrschbar. Das kann bei Rennstrecken-Neulingen mit hochgezüchteten PS-Monstern ganz anders aussehen. Das Ziel für diesen Tag wurde denn auch bescheiden formuliert: «Wir wollen, dass alle Autos in derselben Farbe und Form zurückkommen, wie sie gestartet sind.»

Nach zwei Stunden Brems- und Ausweichmanövern, Schikanendurchfahrten und anderen Übungen scheint mir eindeutig, dass Autorennfahrer ein anspruchsvoller Beruf ist. Runde um Runde drehe ich unter meinem schwarzen Helm, übe rollenden und stehenden Start und bekomme am Ende eine schöne Urkunde, die mich berechtigt, innerhalb der nächsten zwei Jahre eine Rennlizenz zu beantragen. Aber vielleicht ist es so: Man muss aufhören, wenn es am schönsten ist.

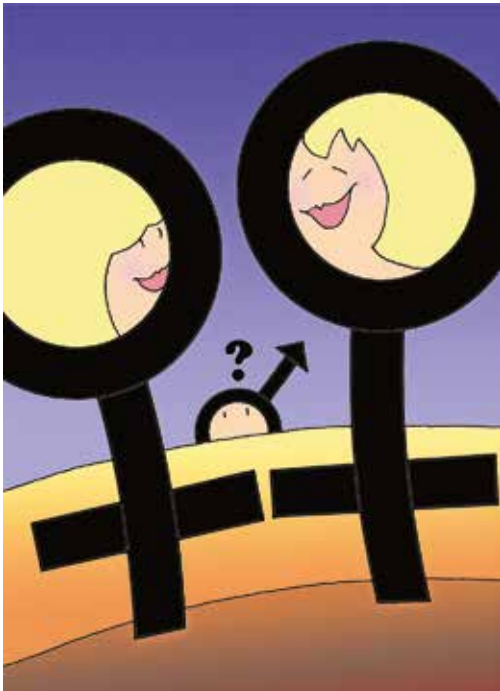
Mini John Cooper Works Clubman All4

Leistung: 231 PS / 170 kW
 Hubraum: 1998 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 238 km/h
 Preis: ab
 Fr. 43 100.-



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Dürfen sich zwei Blondinen gegenseitig Blondinenwitze erzählen, oder ist das auch schon Sexismus? *Thomas Georg, Niederlenz*

Laut einer Studie haben Männer, die regelmässig sexistische Äusserungen machen, ein Problem mit ihrer Männlichkeit und neigen häufiger zu psychischen Problemen als andere Männer. So gesehen, sind also nicht nur Frauen, sondern auch Männer quasi Opfer, wenn sie Frauen herabsetzen. Ganz allgemein ist von Sexismus also ernsthaft abzuraten. Wenn nun aber zwei erwachsene Blondinen in beiderseitigem Einverständnis auf eigene Kosten gerne Haarfarben-Witze reissen, würde ich vorschlagen: Lassen wir sie lachen.

Claudia Schumacher

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wäre wirklich die SRG die Klammer für den Zusammenhalt der Schweiz, würden wir in einem erbärmlichen Land leben.» *Ernst Seiler*

Pornosüchtige Männer

Nr. 44 – «An einen Wahnsinnigen gekettet»; Julie Burchill zur Sexismus-Debatte

Es erstaunt mich ausserordentlich, dass kein Zusammenhang zwischen der weitverbreiteten Pornografie und den sexuellen Entgleisungen gesehen wird. Wie viele übergriffige Männer konsumieren wohl Pornos oder sind gar pornosüchtig? Ein Pornokonsument dürfte Frauen, auch ungewollt, als sexuelle Konsumgüter sehen. Seine in sexuellen Fantasien gefangenen Gedanken beeinflussen auch sein Verhalten. Deshalb mein Rat: Eliminiert Pornos! Das wäre möglich, denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, genauso wie anderweitig – leider – bereits zensuriert wird. *Lisa Leisi, Dietfurt*

Zu viel ist zu viel

Nr. 44 – «Wer rettet den Erretter?»; Kurt W. Zimmermann über die SRG und die «No Billag»-Abstimmung

Wem etwas nicht gefällt, wer etwas nicht braucht oder schlicht nicht will, für den ist auch ein Franken am Tag zu viel und eine Zumutung. Völlig daneben ist die Stimmungsmache in den Nachrichtensendungen der SRG für eine Ablehnung der «No Billag»-Initiative. Der SRG wohlgesinnte und gerne vor Mikrofon und Kamera stehende Funktionäre von Verbänden und Vereinen singen das Hohelied der SRG, mit dem Refrain von der grossen Leistung der SRG für den Zusammenhalt der Schweiz. Wäre wirklich die SRG diese grosse, feste Klammer für den Zusammenhalt der Schweiz, würden wir in einem erbärmlichen Land leben. *Ernst Seiler, Muri*

Viele neue Fragen

Nr. 43 – «Die letzte Bastion»; Interview mit Pink-Cross-Co-Präsident Michel Rudin

Der Forderung nach einer tabufreien Diskussion über die «Ehe für alle» sollte unbedingt nachgekommen werden! Dass «Ehe für alle» überhaupt möglich ist, ohne den Begriff umdefinieren zu müssen, glaube ich nicht. Jeder von uns findet gewisse unabänderliche Bedingungen vor, wenn er geboren wird. Zu behaupten, es sei diskriminierend, wenn gleichgeschlechtliche Paare keine Kinder bekommen können, ist schlicht Unsinn. Allgemeingültige, sinnvolle Schlüsse aus den naturgegebenen Bedingungen zu ziehen, darf nicht zum Verbrechen werden. Die Öffnung der Ehe ist nicht nur eine kleine Anpassung an eine liberalere Gesellschaft. Sie wirft viele neue Fragen auf, und zu den Konsequenzen müssten die Stimmbürger Stellung beziehen. *Andrea Gehring, Schlattigen*

Bekennnis zur Schweiz

Nr. 44 – «Ermotti: «Ciao, bello, ciao»; Kolumne von Peter Bodenmann

Die freie Meinungsäusserung ist wichtiges Gut – die Fakten sind allerdings für alle dieselben. In seiner jüngst publizierten Kolumne, auf deren engstirnigen Titel ich nicht eingehen möchte, nimmt es Peter Bodenmann mit den Fakten allerdings nicht sehr genau. Sergio Ermotti hat wiederholt unterstrichen, dass die Regulierung im Nachgang zur Finanzmarktkrise richtig war und die heute geltenden Kapitalanforderungen für Banken unterstützt. Er hat nur gesagt, man sollte sich gut überlegen ob noch höhere Kapitalanforderungen sinnvoll seien. Ausserdem scheint Herr Bodenmann das Zitat von Herrn Ermotti gar nicht gelesen zu haben. Sergio Ermotti antwortete auf eine Frage: «Ich bin Schweizer, ich will, dass die UBS in der Schweiz bleibt. Doch nichts ist zu 100 Pro-



zent sicher.» Wer das genau liest und bei dem Gespräch dabei war, der versteht, dass dies ein Bekenntnis zur Schweiz ist.

Hubertus Kuelps, Leitung Kommunikation & Branding UBS

Die Abkürzung FZA

Nr. 43 – «Der Abweichler»; Katharina Fontana über Bundesrichter Yves Donzallaz

Im Artikel wird das Freizügigkeitsabkommen mit der EU (FZA) erwähnt. Dazu Folgendes: Im August 1999 habe ich der Uni Freiburg meine Dissertation mit dem Titel «Freizügigkeit von Ärzten, Zahnärzten, Tierärzten, Krankenpflegepersonal und Hebammen nach dem Recht der Europäischen Gemeinschaft und der Schweiz» eingereicht. Am 22.1.01 nahm die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität meine Dissertation an. Das veröffentlichte Buch trägt den Titel «Das Freizügigkeitsabkommen Schweiz-EG: Auswirkungen auf die Berufe der Humanmedizin». Darin wählte ich für das Freizügigkeitsabkommen Schweiz-EG die Abkürzung «FZA». Diese ist zum Allgemeingut geworden, ohne dass auf meine Urheberchaft hingewiesen wird! Im Übrigen: Ich bin Mitglied von Pro Litteris, der Schweizerischen Urheberrechtsgesellschaft. *Udo Adrian Essers, Kißnacht*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37					38		
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Schwachstellen im Überblick

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wirr anzuschauen, wie er diktatorisch Jugoslawien regierte. 5 Star-Trek-Universum: Hat Garak jenen Prokonsul vergiftet? 11 Fraglos aussergewöhnlich. 12 Der Scherz kennt laut Jean Paul kein anderes Ziel als sein eigenes ... 14 Veranstaltungsort, gerade auch für Sport. 15 Event, bei dem es um Gutes geht. 16 Wohnen der eher temporären Art. 17 Ein Ausgangspunkt für das Salz in der Suppe. 18 Null Energie und ganz ohne Schwung. 19 Die Nase sieht ziemlich verrutscht aus. 20 Es bildete mit Esra ein einziges Buch. 23 Verwandelt sich mit o statt a in eine Wüste. 27 Hilft auch der Leseratte, Ordnung zu schaffen. 28 Dass es Iren sind, lässt sich nicht auf einen Blick erkennen. 29 Die Käsestadt lässt sich umgekehrt als Larve sehen. 32 Kalifornien: Hafenstadt und Zentrum für Weinherstellung. 34 Bestandteil britischer Trinkkultur. 35 Die Schöne und das Biest, um ein aktuelles zu nennen. 37 Kopfgeburten, Traumbilder oder einfach wilde Spinnereien? 39 Aus Mägen und Knechten resultiert dann jenes Personal. 40 Er könnte von Richard Thompson sein. 42 Bei der süßen Frucht denkt man spontan an Cantaloupe. 43 Er spielte einst Fussball, und ja, tatsächlich mit Seele. 44 Im Jahre – das sich hier verschoben hat. 45 Wer an Vater und Mutter denkt, hat wohl auch sie im Kopf.

Senkrecht — 1 Zur Verbreitung von Schrecken fehlt buchstäblich sehr wenig. 2 Er bildet den Abfluss des Latscha-Sees in Russland. 3 Gegend, aus der Thales von Milet stammte. 4 Stützpfeiler sollten zuverlässige sein. 6 Wo Amerikaner ihre Bagels backen. 7 Schwarzes Meer: statt Badestrand eine Hafenstadt. 8 Die Stadt findet man im äussersten Südosten Armeniens (hier mit f). 9 Dieser Teil einer Masseinheit. 10 Rudolf, Alt Bundesrat, der buchstäblich einer Schweinschaxe ähnelt. 13 Futter: Die aus Mais hat den höchsten Energiegehalt. 14 Muttertier beim Damwild. 15 Da hat jemand die Quittung erhalten. 19 Israels einziger Zugang zum Roten Meer. 21 Die Birne und sie ergeben ein klassisches französisches Dessert. 22 Ist Arbeit so, hat jemand seine Hand im Spiel. 24 Er betrifft die Beteiligung am Kapital einer Firma. 25 Schweiz: Der lac nennt sich nach der Stadt. 26 Anderson, seit Baywatch Star und Sexsymbol. 28 Einer wie Snoop Dogg oder Jay Z. 30 Die Waffe ist immer auf den Stich angelegt. 31 Alfred E. und Richard: englische Autoren mit dem selben Namen. 33 Sie reicht von Burleske bis zu grotesker Peinlichkeit. 36 Schöne Illusion, dort sein Leben für eine Weile zu verbringen. 38 Nicht nichts, so der etwas verwirrte Franzose. 41 Drei ist es für Italiener, für Briten ist es nicht mal ein Baum.

©Fritz Müller-Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 541

H	N	W	A	R	D	S	L	A	U	G	E			
A	M	I	C	A	A	U	E	N	T	R	A	B		
N	A	C	H	T	I	S	C	H	M	E	E	R	E	
G	R	E	I	S	P	E	R	M	M	A	N	N		
B	R	O	C	A			A	L	P		R			
R	O	M	A	N	O	G	L	I	O	N	J			
A	D	A	C		T	R	E	S	O	R	O	M	A	
J		S		Z	U	E	R	I		E	L	T	O	N
J	A	C	K		I	N	N	E	N		A	L	L	E
A	T	A	I	R		N		P	A	V	I	A	N	
N	O	R	W	E	G	E	R	I	N		E	G	A	L
M	A	I	N		N			U	R	N	E	R		

Waagrecht — 3 WARDS (engl. f. genannte Begriffe) 7 LAUGE 12 AMICA (it. f. Freundin) 15 AUEN (steht auch für Mutterschafe) 16 TRAB 17 NACHTISCH 18 MEERE 19 GREIS 20 PERM 22 MANN 23 ROCA (span. f. Stein) 25 ALP 27 ROMANO 30 LION (loin, franz. f. weit) 33 ADAC 34 TRESOR (von griech. thésaurus) 37 OMA 39 ZUERI 40 ELTON (John, hiess eigentlich Reginald K. Dwight) 42 JACK (das Buch Unterwegs erschien 1957) 45 INNEN 47 ALLE 48 ATAIR 50 PAVIAN 51 NORWEGE-RIN 52 EGAL 53 MAIN 54 URNER

Senkrecht — 1 HANG 2 NICE 3 WATSON 4 RASPA 5 DUCE 6 SEHR 8 ATEMPO (a tempo) 9 UREA (vielseitig verwendeter Stoff) 10 GARNE 11 EBEN 13 MARBOD 14 CHIRAC 21 MALO 24 COTUI 26 LIRE 27 RAJJAN 28 MASCARA 29 GERN 31 NOTLAGE 32 JANE (Fonda, spielte im SF-Film *Barbarella*) 35 RENNEN 36 SIEPI 38 MOLNAR (ungar. f. Müller) 41 LAIEN 43 ATOM 44 KIWI 46 NANU 49 REN

Lösungswort — **REPRESSALIEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE DATEJUST

Der Archetyp der modernen Armbanduhr schlägt seit 1945 Brücken über Generationen durch beständige Funktionalität und zeitlose Ästhetik. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

BUCHERER

1888

bucherer.com